



TOTAL GLOBAL



Wie der
Turbo-
Kapitalismus
die Welt verändert

Vertical text on the left edge of the cover, including names and small text, likely related to the magazine's production or distribution.

Werbeseite

Werbeseite

Hausmitteilung

Betr.: Titel, Osis, SPIEGEL special

Vom Fußboden der Fabrikhalle im ungarischen Győr hätte SPIEGEL-Redakteur Dietmar Hawranek „ohne Bedenken“ auch gegessen, so blank geputzt war der. Audi stellt dort Motoren her, und das Ganze erschien dem SPIEGEL-Mann, der einen Teil des Titel-Komplexes erarbeitete (Seite 116), „beeindruckend und erschreckend zugleich“. Ungarische Arbeiter beweisen, daß deutsche Firmen selbst High-Tech-Produkte im Ausland fertigen können – und dieser Drang nach draußen ist unaufhaltsam. Ein grenzenloses kapitalistisches Wirtschaften wird, wie es Ulrich Schäfer in der Titelgeschichte beschreibt (Seite 80), radikal in unser Leben eingreifen: ein neuer Zeitabschnitt, der, so der Autor, etliche Gefahren birgt, aber auch Chancen bietet. Daß man dieses Thema noch weitaus dramatischer betrachten kann, gleichsam mit „leidenschaftlicher Einseitigkeit“, wie es letzte Woche in einer Rezension der *Zeit* stand, zeigt das jüngst erschienene Buch der SPIEGEL-Redakteure Hans-Peter Martin und Harald Schumann („Die Globalisierungsfälle“). Geht es danach, so läuft diese industrielle Revolution auf eine Welt hinaus, in der ganz wenige alles, die meisten fast nichts haben (Seite 90).

Unentwegt geistert die Spezies „Ossi“ durch alle Debatten und Beiträge über die Unterschiede im Gesamtdeutschen – eine Art Popanz, wie SPIEGEL-Redakteur Stefan Berg in diesem Heft polemisiert, mit dem „eine neue Form von Sippenhaft“ betrieben werde (Seite 51). Berg, 32, kann sich ein Bild machen von dieser angeblich einheitlichen Ost-Identität. Er ist in der DDR aufgewachsen, früh geprägt von einem christlichen Elternhaus im Berliner Osten, und er sammelte reichlich realsozialistische Erfahrung. Eine Stasi-Akte gab es bereits über den widerborstigen Oberschüler Berg, und weil der dem SED-Staat „feindlich negativ“ gegenüberstand, war es natürlich kein Wunder, daß er dann nach mancherlei Schikanen bei der evangelischen Kirchenpresse landete – damals so etwas wie eine Ersatz-Opposition gegen das Regime. Seit Januar arbeitet Berg im Dresdner SPIEGEL-Büro.



Berg

K. MEHNER



Versteht sich, daß sich das SPIEGEL special zur Frankfurter Buchmesse auch diesmal mit den wichtigsten Neuerscheinungen beschäftigt. Doch der Bogen ist weiter gespannt: Schriftsteller wie Martin Walser, Peter Härtling oder Walter Kempowski geben Auskunft über ihre Schreib-Arbeit, geschildert wird das leise Schaffen der Lektoren und der Ghostwriter, und zu den zahlreichen Themen gehört auch der Drang mancher Literaten zu den Drogen. Sicher die größte Neuheit für den Leser: Diesem SPIEGEL

special, das vom Dienstag an im Handel ist, liegt eine CD-Rom bei, mit der knapp eine Million deutscher und ausländischer Bücher abgerufen werden können – Autor, Titel, Preis, Umfang und Verlag.

TITEL

Globalisierung – der weltweite Wettstreit um Jobs und Löhne	80
Kommt die Ein-Fünftel-Gesellschaft?	90
Die deutschen Autokonzerne drängen ins Ausland	99
Wie BMW in Jakarta Limousinen baut	102

DEUTSCHLAND

Panorama	16
Lohnfortzahlung: Der heiße Herbst hat schon begonnen	22
Bundeswehr: SPIEGEL-Gespräch mit Volker Rühle über den Bosnien-Einsatz	25
Parteien: Eine Wendegewinnerin aus Ostdeutschland als neue Parteisprecherin	28
Europa: Karel van Mierts strenger Auftritt in Bonn	29
Stasi: Wie Manfred Stolpe beim Aufspüren von Dissidenten half	32
Minister: Norbert Blüm wehrt sich gegen neue Zumutungen	34
Jugendpolitik: Interview mit Familienministerin Claudia Nolte über Straßenkinder in Deutschland	37
Umwelt: Die Jagd nach dem raren Müll	40
Einheit: Gibt es eine Ost-Identität?	51
Grenze: Immer mehr Illegale ertrinken in Oder und Neiße	57
Strafjustiz: Gisela Friedrichsen zum Prozeß gegen den als Filmfälscher angeklagten Michael Born	63

GESELLSCHAFT

Zeitgeist: Der unheimliche Erfolg der deutschen Popband Pur	68
Medien: Das US-Hochglanzmagazin <i>POZ</i> vermarktet das Thema Aids	72
Beamte: Hierarchie der Farben in deutschen Amtsstuben	75
Filmstudios: In München soll ein Trickfilm-Zentrum entstehen	78

WIRTSCHAFT

Stromkonzerne: Das Monopol wankt	106
Trends	108
Konzerne: Valeska von Roques über Alberto Agnelli, den Kronprinzen des Fiat-Imperiums	112
Manager: Warum der VW-Personalchef Zeit-Wertpapiere erfand	116
Affären: Gläubiger fahnden nach den Millionen des Ex-Ministers Günther Krause	117
Gesundheit: Seehofers neue Drei-Klassen-Medizin	120
Karriere: Ein Star-Hacker wird Berater der Telekom	122
Medien	124

ZEITGESCHICHTE

Revolutionäre: Cordt Schnibben über Tamara Bunke, die deutsche Guerrillera Ché Guevaras	126
--	-----

Konsens-Republik am Ende?

Seite 22

Der Konflikt um die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall markiert den Beginn einer neuen Ära: Das Modell Deutschland hat ausgedient. Regierung, Gewerkschaften und Arbeitgebern fehlt die Kraft, sich friedlich auf geringere Sozialleistungen zu verständigen.

Rühle: Kriegsverbrecher fangen

Seite 25



Rühle in Bosnien

Bei einer zweiten Ifor-Mission in Bosnien will Verteidigungsminister Volker Rühle auch deutsche Sicherungsverbände einsetzen. „Gepanzerte Kampftruppen – das klingt mir viel zu martialisch“, sagt er im SPIEGEL-Gespräch. Die internationalen Friedenstruppen in Bosnien sollten, geht es nach ihm, künftig auch gezielt Kriegsverbrecher jagen.

Suche nach Krauses Millionen

Seite 117

Der einstige DDR-Einheitsunterhändler und spätere Verkehrsminister Günther Krause ist in Bedrängnis. Mit Hilfe von Schweizer Finanzjongleuren tätigte er undurchsichtige Anlagegeschäfte. Jetzt fahndet die Bayerische Landesbank nach dem Verbleib von zehn Millionen Mark, die sie Krause überlassen hat.

Her mit dem Müll

Seite 40



Müllverbrennungsanlage in Krefeld

Die Müllberge schrumpfen, Haushalte und Industrie vermeiden und verwerten Abfälle wie noch nie. Das ist schlecht für die teuren Müllverbrennungsanlagen – denen der Abfall fehlt und die nun nicht ausgelastet sind – und für die Bürger. Denn die Gebühren für den geschrumpften Müll steigen landauf, landab. Die Kommunen prozessieren überdies mit jenen Firmen, die ihren Müll lieber ins Ausland exportieren, anstatt das kostbare Gut auf die nächste städtische Deponie zu karren.

T. PFLAUM / AGON / VISUM

Gefährdeter Frieden Seiten 146, 148

Israel werde den Palästinensern keinesfalls einen Staat mit uneingeschränkter Souveränität und Grenzhöhe zugestehen, erklärt Premier Benjamin Netanjahu, der am kommenden Donnerstag in Bonn Kanzler Kohl trifft, dem SPIEGEL. Indessen warnt Ägyptens Präsident Husni Mubarak vor einem Aufstand der Palästinenser. Der ungebremste Bau jüdischer Siedlungen im Westjordanland, so Mubarak im SPIEGEL-Gespräch, werde eine neue Intifada auslösen.



Netanjahu

Die Sex-Ikone B. B. über sich selbst

Seite 164



Bardot, Schützling

Eine „neue Eva“ und eine Ikone der Emanzipation sah Simone de Beauvoir, die Urmutter des Feminismus, 1959 in der französischen Filmschauspielerin Brigitte Bardot. War sie das? B. B. – diese Woche wird sie 62 – blickt zurück auf ihre Jahre bis 1973, als sie sich vom Publikum ab- und dem Tierschutz zuwandte. Ihre vermeintlich beste Zeit beschreibt sie als eine „einzige Abfolge von Skandalen, Liebhabern und Filmen“. Der SPIEGEL bringt Auszüge.

M. BROZEK / SYGMA

Rettung für die Allerkleinsten

Seite 198

Noch vor 20 Jahren hatten sie keine Chance, heute überleben mit Hilfe der Intensivmedizin auch die Allerkleinsten: Die Prognosen für Babys, die mit weniger als 1500 Gramm Gewicht zur Welt kommen, so zeigen Studien, haben sich „um einen Quantensprung verbessert“. Das Risiko von Spätschäden läßt sich drastisch senken, wenn die Frühgeborenen in speziellen Klinikzentren versorgt werden.



Untersuchung eines Frühgeborenen

T. STEPHAN

Der große Verrat der Intellektuellen Seiten 224, 226

Sie denunzierten ihre Kollegen als geldgierig und deren Bücher als „Schandschwarten“: Mehr als 1500 Stasi-Spitzel arbeiteten im DDR-Kulturbetrieb. Nun hat der Schriftsteller Joachim Walther weitere prominente Stasi-Zuträger entdeckt: die Kollegen Dieter Noll und Erwin Strittmatter.

AUSLAND

Panorama Ausland	142
Israel: Bangen um den Friedenskurs des Premiers Benjamin Netanjahu	144
Interview mit Netanjahu über seine Verhandlungen mit den Palästinensern	146
Ägypten: SPIEGEL-Gespräch mit Präsident Husni Mubarak über die arabische Reaktion auf die Irak-Bombardierung	148
Bosnien: Wahlsieg der Kriegsparteien	152
Korea: Jagd auf U-Boot-Invasoren	156
Belorußland: Marsch in die Diktatur	159
Memoiren: Brigitte Bardot erinnert sich	164
Spanien: Der Verfall des Prado-Museums	178
Thailand: Korrupte Geld-Demokratie	181

SPORT

Tennis: Der Damen-Weltverband bricht seine Regeln.....	184
Surfen: Björn Dunkerbecks Überlegenheit schadet dem Geschäft	189

WISSENSCHAFT

Prisma	194
Frühgeborene: Spezielle Intensivbehandlung gegen Spätschäden	198
Interview mit Volker von Loewenich über die Grenzen der Frühgeborenen-Medizin	204
Kugelblitze: Lichtbälle aus dem Labor	210
Tiere: Können Walrosse Selbstmord begehen?	219

TECHNIK

Atomkraft: Teure Verglasung von flüssigem Strahlmüll	207
Benzin: Ölindustrie gegen Ökotreibstoff	216
Motorroller: Die neue Vespa.....	222

KULTUR

Literatur: Joachim Walther über die DDR-Autoren im Schatten der Stasi.....	224
Der Schriftsteller Erwin Strittmatter verpetzte Kollegen	226
Ausstellungen: Die Biennale in Florenz zeigt das Wechselspiel von Kunst und Mode	234
Theater: Filmregisseur Sönke Wortmann inszeniert Woody Allens „Bullets over Broadway“ am Düsseldorfer Schauspielhaus	236
Autoren: Reinhard Mohr über „Die Jahre der Verdrossenheit“ von Peter Glotz	238
Bestseller	240
Szene	242
Kino: Interview mit dem Schauspieler Jeremy Irons über seinen neuen Film.....	246
Rap: Wurde der ermordete US-Rapper Tupac Shakur das Opfer eines Plattenfirmen-Kriegs?.....	248
Pop: Die Liedermacherin Suzanne Vega entdeckt den Spaß am Leben	252
Fernseh-Vorausschau	258

Briefe	7
Impressum	14
Register	254
Personalien	256
Hohlspiegel/Rückspiegel	262

Werbeseite

Werbeseite

In Richtung Null

(Nr. 37/1996, Titel: Jagd auf Steuersünder)

Ich sehe in der Debatte um eine Steuerreform mit ihren unsinnigen, überflüssigen Profilierungsversuchen ein gigantisches Ablenkungsmanöver. Die Parteien wissen: Das Thema mit dem „Weichei“ Euro kann man den Bürgern, die von den Politikern nur beschupst werden, nicht vermitteln. Also eröffnen wir einen Nebenkriegsschauspiel. Alles schon gehabt! Nichts Neues!

Bönningstedt (Schlesw.-Holst.)

GERHARD HAHNER



Razzia bei der WestLB: Sensibel reagierendes Kapital

Vielleicht hätte man in dem informativen Artikel noch einen Aspekt herausarbeiten können, der die Steuerflucht nicht entschuldigt, aber teilweise erklärt: die inzwischen 100prozentige Besteuerung von Kapitaleinkünften von Großanlegern. Sobald ein gutverdienender Mitbürger in die höchste Progressionsstufe der Einkommensteuer kommt und er als Lediger Kapitaleinkünfte von über 6100 Mark hat, ist bei Steuerehrlichkeit unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten mit festverzinslichen Wertpapieren ein Ertrag nach Steuern nicht mehr erzielbar. Dies liegt einfach an der privaten Vermögensteuer und der Tatsache, daß auch der in den Zinsen enthaltene Inflationsausgleich zu versteuern ist.

Braunschweig

UWE GROSS

Der Einfall der Bundesregierung, eine umfassendere Besteuerung der Einkünfte aus Kapitalvermögen dadurch erreichen zu wollen, daß man durch die Banken bei Zins- und Dividendenzahlungen schon zumindest einen Teil der Steuer abgreifen läßt, war von großem Dilettantismus geprägt. Was nach dieser Fehlleistung geschehen mußte, weiß jeder VWL-Student: Das äußerst sensibel reagierende Fluid Kapital verflüchtigte sich ins niedrig besteuerte Ausland. Dabei müßte eine Senkung der Steuern aus Kapitalvermögen in Richtung Null erfolgen und eine Generalamne-

stie für Auslandsanleger. Dagegen führt eine Strafverfolgung nur zu einer Verfeinerung der Steuervermeidungsmethoden.

Berlin

HANS-PETER SPORS

Falsche Erinnerung

(Nr. 37/1996, Zeitgeschichte: Moskau-Unterhändler Egon Bahr über seinen geheimen Draht zum Kreml)

Egon Bahr erinnert sich falsch. Ich hatte ihn gefragt, ob Immo Stabreit seinerzeit den Brief zur deutschen Einheit im sowjetischen Außenministerium abgegeben habe. Über das „Leck“ und das „Bahr-Papier“ haben wir nicht gesprochen.

Grainau (Bayern)

RAINER BARZEL

Die mich betreffende Passage in Bahrs Erinnerungen kann ich durch die darin enthaltene Insinuation nicht anders als infam empfinden. Herr Bahr selbst weiß sehr gut, daß es nicht die Beamten des Auswärtigen Amtes waren, die sich im Interesse einer politischen Sache souverän über

Vorschriften, Regeln und Usancen sowie sonstigen Formelkram hinwegsetzen zu können glaubten. Weder ich selbst noch irgendeiner meiner Kollegen haben sich je gegenüber Herrn Bahr und der damaligen Bundesregierung illoyal verhalten. Ich erwarte von Herrn Bahr, daß er seine Memoiren in diesen Punkten korrigiert.

Paris

IMMO STABREIT

Botschafter der Bundesrepublik Deutschland

Herzliches Gelächter

(Nr. 37/1996, Europa: Klaus von Dohnanyi über Brüssels harte Haltung zu Subventionen für Ostdeutschland)

Klaus von Dohnanyi fordert das Recht Deutschlands ein, mit eigenen Mitteln die wirtschaftlichen Folgen der Teilung schrittweise auszugleichen. Er meint also wirklich, die zwölf Regierungen – die deutsche Regierung eingeschlossen – hätten mit dem Vertrag von Maastricht im Sinn gehabt, Deutschland einen Freibrief für die Gewährung von Beihilfen in den neuen Ländern zu erteilen? Ich fürchte für Klaus von Dohnanyi, daß über diese These, die außer ihm bisher noch niemand vertreten hat, europaweit ein herzliches Gelächter ausbricht – auch beim Europäischen Gerichtshof. Vielleicht hat er einmal die Zeit, sich bis zu

Werbeseite

Werbeseite

Artikel 93 EG-Vertrag durchzulesen. Danach müssen alle Beihilfen (alle!) bei der Kommission notifiziert und von ihr genehmigt werden. Erteilt die Kommission diese Genehmigung nicht, kann der Europäische Gerichtshof angerufen werden. Er (und nur er!) urteilt über die Rechtmäßigkeit der Entscheidung.

Rockenhausen (Rhld.-Pf.) WILLY ROTHLEY
Mitglied des Europäischen Parlamentes

Permanente Angst im Nacken

(Nr. 37/1996, Forschung: Die besten Köpfe verlassen das Land)

Die Angst der deutschen Industrie und des Forschungsministeriums vor Innovationen kann ich nur bestätigen. Ein Frankfurter Physiker hat einen neuartigen Verbrennungsmotor entwickelt, der von allen deutschen Pkw-Herstellern als revolutionär

sitäten und Forschungseinrichtungen als Berater, während die Firmen ihnen auf eigene Kosten ihre Mitarbeiter als Gastwissenschaftler zuschicken. Die japanische Industrie hat dadurch keine Furcht vor der Grundlagenforschung und kommt in kürzester Zeit an neue Ideen und Forschungstrends heran. Die Umwandlung neuester Forschungen in marktfähige Produkte ist viel schneller, schon allein aus der permanenten Angst im Nacken, die Gunst der Kunden durch veraltete Produkte zu verlieren.

Tomiyamachi (Japan) DR. ERIK BUECHLER

Wir schließen nicht unser Forschungszentrum. Die Ingelheimer Forschungsaktivitäten werden im Rahmen einer Standort-Neuordnung zu der Boehringer Ingelheim-Tochter Dr. Karl Thomae GmbH, Biberach/Riß, verlagert. Die Konzentration der deutschen Forschung und Entwicklung von Boehringer Ingelheim in



FINANCIAL TIMES

Weltraumforschung in Japan: Schnelle Umwandlung in marktfähige Produkte

hinsichtlich Gewicht, Verbrauch und Umweltschutz angesehen wird. Kein Unternehmen ist jedoch zur Produktion von Prototypen bereit. Grund: Ein neues Konzept wird derzeit nicht benötigt. Das Forschungsministerium verweigert dem Erfinder trotz Befürwortung aus dem Bundeskanzleramt eine finanzielle Unterstützung zum Eigenbau eines Demonstrationsmodells. Begründung im Endeffekt: Es ist verwaltungstechnisch weniger aufwendig, ein Projekt mit 20 Millionen Mark zu fördern als 20 mit je 100 000 Mark. Ergebnis: Der Erfinder steht in Verhandlungen mit japanischen Unternehmen.

Friedberg (Hessen) HEINO ROBERT

Als deutscher Kopf in einer japanischen Firma ist mir aufgefallen, daß die Kommunikation in der japanischen Firma einen sehr viel höheren Stellenwert besitzt als bei uns. Schon das Großraumbüro ermöglicht mit dem dort arbeitenden Forschungsdirektor eine schnelle und informelle Zusammenarbeit. Für den externen Erfahrungsaustausch wirken Wissenschaftler in- und ausländischer Univer-

Biberach wird bis zum Jahr 2002 abgeschlossen und mit Investitionen von über 150 Millionen Mark begleitet.

Ingelheim am Rhein PROFESSOR ROLF KREBS
C. H. Boehringer Sohn

Goldene Linie

(Nr. 37/1996, Berufsverbote: Entschädigung für Alt-Kommunisten)

Ach Leute, warum siedelt Ihr Jever immer wieder in Ostfriesland an? Jever (mit hartem „v“ gesprochen) ist Hauptstadt von Friesland und liegt östlich von Ostfriesland. Jever war friesisch, oldenburgisch, anhalt-zerbstisch, russisch, wieder oldenburgisch, aber nie ostfriesisch. Die ostfriesischen Stammesbrüder im Westen schielten zwar immer auf das Jeverland. Bekamen es bis in jüngste Zeit aber nicht. Da sei die „Goldene Linie“ vor, eine zu Zeiten Friedrichs des Großen mit goldenem Stift gezogene Grenzlinie zwischen dem Jeverland und Ostfriesland.

Ashausen (Nieders.) FRITZ HULLEN

Hohe Handwerkskunst

(Nr. 37/1996, Seefahrt: Testsegeln mit einer rekonstruierten Hansekogge)

Als die Hansekogge, ein Originalnachbau aus dem Jahre 1380, damals segelte, gab es keine Spundwände, keine Kaianlagen, keine Fährlinien und keine Massen von Freizeitseglern. Sie mit Schiffen von heute zu messen beweist Unsensibilität hinsichtlich der schon im 14. Jahrhundert hohen Handwerkskunst und Schiffbaufertigkeit, die gerade mit der Kogge bewiesen werden. Alle Schiffstypen davor mußten/konnten noch gerudert werden, und erst durch die Kogge konnte die Hanse ihren Handel bewältigen. Tausende von Besuchern in den Häfen von Dänemark, Schweden, Polen und Deutschland haben dies bewundernd festgestellt, Hunderte von Mitseglern haben sich bisher nicht einen Augenblick an Bord unsicher gefühlt und waren begeistert. Ihr Autor sei hiermit eingeladen, auf dem „Klobigen Korken“ mitzusegeln, und wird sicherlich von einem Nörgler zu einem Kogge-Fan!

Kiel WOLF RÜDIGER JANZEN
Förderverein Historische Hansekogge

Kalt und konzentriert

(Nr. 37/1996, Extremsport: Die Suche nach dem Kick)

Die Tatsache, daß hin und wieder Bergsteiger oder Kletterer verunglücken, rechtfertigt nicht eine Darstellungsweise, die Klettern lediglich als Droge todessüchtiger Adrenalinjunkies beschreibt. Ich denke auch nicht, daß Klettern schnellebigen und käuflichen Attraktionen wie „Bungee-Jumping“ oder „House-Running“ vergleichbar ist. Meiner Erfahrung nach suchen nur einige wenige Freeclimber wirklich den „Flirt mit dem Tod“,

die Mehrzahl möchte ihrem Sport, der im Gegensatz zu einer „Sportart“ wie etwa Bungee-Jumping hohe Anforderungen an die Kreativität und die Körperbeherrschung des Ausübenden stellt, mit möglichst kleinem Risiko für Leib und Leben nachgehen.

Frankfurt am Main
ARNO DAHMER

Viele zu Tode gelangweilte Menschen meinen, etwas „Wildes“ machen zu müssen. Aber was einem Nachahmer den Schweiß auf die Stirn treibt, läßt andere kalt und konzentriert, weil es aus Liebe zum Sport gemacht wird. Sportkletterer klettern nicht, um Potenz zu suggerieren, sondern weil es Sport ist, der etwas abverlangt und fit hält.

Whitefish (Montana/USA) DIRK BASILEWITSCH

Die abgebildeten US-Soldaten gingen nicht aus Abenteuerlust nach Vietnam. Vielmehr gehörten sie zum größten Teil der amerikanischen Unterschicht an und sahen in der Armee ihre einzige berufliche Chance. Ein weiterer Teil der GIs empfand es als Pflicht, die vermeintlich bedrohten Ideale zu „verteidigen“.

Köln KOLJA ZEITZ

Heilkraft der guten Laune

(Nr. 36/1996, Sucht: Wie Drogen das Gehirn verändern)

Daß alle stimmungsverändernden Substanzen auf ein- und dasselbe Lustzen-



M. SCHROEDER / ARGUS

Joint-Raucherin

Normalisierung des gestörten Lustsystems

trum einwirken, bedeutet keineswegs, daß man den Suchtprozeß allein auf physiologische Faktoren zurückführen kann. Im Gegenteil: Wie der Mensch mit seiner Lust umgeht, wird durch Lernerfahrungen bestimmt – also durch psychologische Faktoren. Daher folgt dem rein körperlichen Entzug in fast allen Fällen der Rückfall, wenn nicht nachher eine handlungsorientierte Entwöhnungstherapie durchlaufen wird, beziehungsweise die psychischen Selbstheilungskräfte auf anderem Wege stimuliert werden. Das gestörte Lustsystem normalisiert sich mit der Zeit, wenn auf das Suchtmittel verzichtet wird. Darum ist die Stimmung in unseren Einrichtungen für Suchtkranke keineswegs überwiegend durch Depressionen geprägt. Wir bauen vielmehr auf die Heilkraft der guten Laune und der Lebensfreude. Daher brauchen wir auch keine Pillen zur Beeinflussung des Hirnstoffwechsels der Abhängigen. Süchtige haben gelernt, Mißstimmungen mit chemischen Substanzen zu bekämpfen. Wenn wir ihnen vorgaukeln, die unangenehmen Konsequenzen dieses Mißbrauchs ebenfalls mit chemischen Substanzen überwinden zu können, dann verstärken wir ihr Suchtverhalten. Dies ist die falsche Botschaft.

Nürnberg U. J. OSTERHUES
Fachverband Freier Einrichtungen in der Suchtarbeit

Naltrexon lähmt keineswegs jede Lebensfreude. Dies war die Befürchtung mancher Patienten und Therapeuten. In der Realität machen viele Dinge unter Naltrexon mindestens genauso viel Spaß wie vorher. Im sexuellen Bereich scheint es sogar zu einer gewissen Aktivitätssteigerung zu kommen. Bei der Behandlung von bisher 270 Patienten mit Naltrexon haben wir jedenfalls keine Anhedonie feststellen können.

Göttingen PROF. DR. W. POSER
Klinik und Poliklinik für Psychiatrie



D. GIOVIS / WANDTSTADT / AGENTUR FOCUS

Bergsteiger in den Alpen: Möglichst kleines Risiko

HERAUSGEBER: Rudolf Augstein

CHEFREDAKTEUR: Stefan Aust

STELLV. CHEFREDAKTEURE: Joachim Preuß, Dr. Dieter Wild

REDAKTION: Karen Andresen, Ariane Barth, Dieter Bednarz, Wilhelm Bittorf, Peter Bölke, Ulrich Booms, Dr. Hermann Bott, Klaus Brinkbäumer, Henryk M. Broder, Werner Dähnhardt, Dr. Thomas Darnstädt, Hans-Dieter Degler, Dr. Martin Doerry, Frank Dohmen, Anke Dürr, Adel S. Elias, Marco Evers, Nikolaus von Festenberg, Dr. Erich Follath, Klaus Franke, Gisela Friedrichsen, Bert Gamersschlag, Angela Gatterburg, Henry Glass, Dr. Hans-Ulrich Grimm, Johann Grolle, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Dr. Hans Halter, Werner Harenberg, Dietmar Hawranek, Peter Heinlein, Martina Helmerich, Hans Hiescher, Wolfgang Höbel, Heinz Höfl, Clemens Höges, Joachim Hoelzgen, Dr. Jürgen Hohmeyer, Hans Hoyng, Thomas Hütelin, Ulrich Jaeger, Hans-Jürgen Jakobs, Urs Jenny, Dr. Hellmuth Karasek, Klaus-Peter Kerbusch, Stefan Klein, Petra Kleinau, Sebastian Knauer, Dr. Walter Knips, Susanne Koelbl, Christiane Kohl, Dr. Joachim Kronsbien, Bernd Kühnl, Wulf Küster, Dr. Romain Leick, Hans Leyendecker, Heinz P. Lohfeldt, Udo Ludwig, Klaus Madzia, Armin Mahler, Georg Mascolo, Matthias Matussek, Gerhard Mauz, Fritjof Meyer, Joachim Mohr, Reinhard Mohr, Mathias Müller von Blumencron, Bettina Musall, Dr. Christian Neef, Dr. Renate Nimitz-Köster, Hans-Joachim Noack, Rainer Paul, Jürgen Petermann, Dietmar Pieper, Norbert F. Pözl, Detlef Pypke, Dr. Rolf Rietzler, Anuschka Roshani, Dr. Fritz Rumlir, Dr. Johannes Saltzwedel, Karl-H. Schaper, Marie-Luise Scherer, Christoph Scheuring, Michaela Schiefl, Heiner Schimmöller, Roland Schleicher, Michael Schmidt-Klingenberg, Cordt Schnibben, Hans Joachim Schöps, Dr. Matthias Schreiber, Sylvia Schreiber, Bruno Schrep, Helmut Schümman, Matthias Schulz, Birgit Schwarz, Ulrich Schwarz, Dr. Jürgen Scriba, Birte Siedenburg, Dr. Stefan Simons, Mareike Spiess-Hohnholz, Dr. Gerhard Spöri, Olaf Stampf, Gabor Steingart, Hans-Ulrich Stoldt, Peter Stolle, Barbara Supp, Dieter G. Uentzelmann, Klaus Umbach, Hans-Jörg Vehleward, Dr. Manfred Weber, Susanne Weingarten, Alfred Weinzierl, Marianne Wellershoff, Peter Wensierski, Carlos Widmann, Eric Wiedemann, Christian Wüst, Peter Zobel, Dr. Peter Zolling, Helene Zuber

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND: Berlin: Wolfgang Bayer, Petra Bornhöft, Markus Dettmer, Jan Fleischhauer, Uwe Klußmann, Jürgen Leinemann, Claus Christian Malzahn, Walter May, Harald Schumann, Michael Sontheimer, Kurfürstenstraße 72 – 74, 10787 Berlin, Tel. (030) 25 40 91-0, Telefax 25 40 91-0. Bonn: Winfried Dölzleit, Manfred Ertel, Dr. Olaf Ihlau, Dirk Koch, Ursula Kisser, Dr. Paul Lersch, Elisabeth Niejahr, Hartmut Palmer, Olaf Petersen, Rainer Pörtner, Hans-Jürgen Schlamp, Hajo Schumacher, Alexander Szandar, Klaus Wirtgen, Dahlmannstraße 20, 53113 Bonn, Tel. (0228) 267 03-0, Telefax 21 51 10. Dresden: Stefan Berg, Christian Habbe, Andreas Wassermann, Königsbrücker Str. 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 567 02 71, Telefax 567 02 75. Düsseldorf: Ulrich Bieger, Georg Bönisch, Karl-Heinz Büschemann, Richard Rickelmann, Oststraße 10, 40211 Düsseldorf, Tel. (0211) 936 01-01, Telefax 35 83 44. Erfurt: Felix Kurz, Dalbergsweg 6, 99084 Erfurt, Tel. (0361) 225 18 00, Telefax 225 18 01. Frankfurt a. M.: Peter Adam, Wolfgang Bittner, Annette Großbongardt, Rüdiger Jungbluth, Christoph Pauly, Wilfried Voigt, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt a. M., Tel. (069) 71 71 81, Telefax 72 17 02. Hannover: Ansbert Kneip, Rathenaustraße 16, 30159 Hannover, Tel. (0511) 32 69 39, Telefax 32 85 92. Karlsruhe: Dr. Rolf Lamprecht, Amalienstraße 25, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 225 14, Telefax 276 12. München: Dinah Deckstein, Annette Ramelsberg, Dr. Joachim Reimann, Stuntzstraße 16, 81677 München, Tel. (089) 41 80 04-0, Telefax 41 80 04 25. Schwerin: Ralf Klassen, Spieldordamm 9, 19055 Schwerin, Tel. (0385) 557 44 42, Telefax 56 99 19

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND: Bangkok: Andreas Lorenz, 49 Soi Inthamara 13, Suthisarn Road, Bangkok 10400, Tel. (00662) 271 17 12, Telefax 61 96 96. Basel: Jörg Bürgli, Spalenring 69, 4055 Basel, Tel. (004161) 283 04 74, Telefax 283 04 75. Belgrad: Renate Flottau, Teodora Dražera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 66 99 87, Telefax 66 01 60. Brüssel: Heiko Martens, Marion Schreiber, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 230 61 08, Telefax 231 14 36. Jerusalem: Jürgen Hogrefe, 29, Hatikva Street, Yemin Moshe, Jerusalem 94103, Tel. (009722) 6245755, Telefax 624 05 70. Johannesburg: Almut Hiescher, Royal St. Mary's, 4th Floor, 85 Eloff Street, Johannesburg 2000, Tel. (002711) 333 18 64, Telefax 336 40 57. Kairo: Volkhard Windführ, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 360 49 44, Telefax 360 76 55. London: Bernd Dörler, 6 Henrietta Street, London WC2E 8PS, Tel. (0044171) 379 85 50, Telefax 379 85 99. Moskau: Reinhard Krumm, Jörg R. Mettke, Krutizkij Wal 3, Korp. 2, kw. 36, 109044 Moskau, Tel. (007095) 274 00 09/52, Telefax 274 00 03. Neu-Delhi: Dr. Tiziano Terzani, 6-A Sujjan Singh Park, New Delhi 110003, Tel. (009111) 469 72 73, Telefax 460 27 75. New York: Dr. Jürgen Nefke, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N. Y. 10036, Tel. (001212) 221 75 83, Telefax 302 62 58. Paris: Lutz Krusche, Helmut Sorge, 17 Avenue Matignon, 75008 Paris, Tel. (00331) 42 56 12 11, Telefax 42 56 19 72. Peking: Jürgen Kremb, Qijiyuan 7, 2. 31, Peking, Tel. (008610) 65 32 35 41, Telefax 65 32 54 53. Prag: Jiřka Š, 11000 Prag, Tel. (00422) 24 22 01 38, Telefax 24 22 01 38. Rio de Janeiro: Jens Glüsing, Avenida São Sebastião 157, Urca, 22291-070 Rio de Janeiro (RJ), Tel. (005521) 275 12 04, Telefax 542 65 83. Rom: Valeska von Roques, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (00396) 679 75 22, Telefax 679 77 68.

Stockholm: Hermann Orth, Scheelegatan 4, 11 223 Stockholm, Tel. (00468) 650 82 41, Telefax 652 99 97. **Tokio:** Dr. Wieland Wagner, Daimachi 4-4-8, Hachioji-shi, Tokio 193, Tel. (0081426) 66-4994, Telefax 66-8909. **Warschau:** Dr. Martin Pollack, Krzywickiego 4/1, 02-078 Warschau, Tel. (004822) 25 10 45, Telefax 25 84 74. **Washington:** Siegesmund von Isemann, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20 045, Tel. (001202) 347 52 22, Telefax 347 31 94. **Wien:** Dr. Hans-Peter Martin, Herrngasse 8 Top 100, 1010 Wien, Tel. (00431) 532 32 32, Telefax 532 32 32-10

ILLUSTRATION: Werner Bartels, Christel Basilon-Pooch, Renata Biendarra, Barbara Bocian, Sabine Bodenhausen, Ludger Bolten, Katrin Bollmann, Thomas Bonnie, Regine Braun, Martin Brinker, Manuela Cramer, Josef Csallios, Volker Fensky, Christiane Gehner, Ralf Geilhufe, Petra Gronau, Rüdiger Heinrich, Tiina Hurme, Claudia Jeczawitz, Antje Klein, Wolfgang Küster, Ursula Kirschhütter, Cornelia Pfauter, Monika Rick, Chris Riewerts, Julia Saur, Detlev Scheerbarth, Manfred Schniedenharn, Frank Schumann, Rainer Sennewald, Karin Weinberg, Doris Wilhelm, Monika Zucht
 Titelillustration: Theo Rudnak

SCHLUSSREDAKTION: Rudolf Austenfeld, Horst Beckmann, Reinhold Bussmann, Dieter Gellrich, Hermann Harms, Bianca Huneke, Rolf Jochum, Karl-Heinz Köner, Inga Lembocke, Christa Lützen, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Andreas M. Peets, Gero Richter-Rethwisch, Thomas Schäfer, Ingrid Seelig, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirrka, Hans-Jürgen Vogt, Kirsten Wiedner, Holger Wolters

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR dieser Ausgabe für Panorama, Bundeswehr, Parteien, Europa, Minister, Umwelt, Gesundheit: Dr. Gerhard Spöri; für Lohnfortzahlung, Titelgeschichte, Stromkonzerne, Trends, Manager, Karriere, Medien (S. 124): Armin Mahler; für Stasi, Jugendpolitik, Grenze, Beamte, Affären: Ulrich Schwarz; für Medien (S. 72), Filmstudios, Rap, Pop, Fernseh-Vorauschaue: Wolfgang Höbel; für Panorama Ausland, Israel, Ägypten, Bosnien, Korea, Belorussland, Spanien, Thailand: Dr. Romain Leick; für Memoiren: Mareike Spiess-Hohnholz; für Tennis, Surfen: Alfred Weinzierl; für Prisma, Frühgeborene, Atomkraft, Kugelblitze, Benzin, Tiere, Motorrad: Johann Grolle; für Literatur, Ausstellungen, Bestseller, Szene, Kino: Dr. Martin Doerry; für namentlich gezeichnete Beiträge: die Verfasser; für Briefe, Register, Personalien, Hohlspiegel, Rückspiegel: Dr. Manfred Weber; für Titelbild: Thomas Bonnie; für Gestaltung: Volker Fensky; für Hausmitteilung: Hans Joachim Schöps; Chef vom Dienst: Horst Beckmann (sämtlich Brandstwierte 19, 20457 Hamburg)

DOKUMENTATION: Jörg-Hinrich Ahrens, Sigrid Behrend, Dr. Helmut Bott, Lisa Busch, Heiko Buschke, Heinz Egleder, Dr. Herbert Enger, Johannes Erasmus, Dr. Karen Eriksen, Cordelia Freiwald, Dr. André Geicke, Silke Geister, Ilte von Gerstenberg-Hellendorff, Dr. Dieter Gessner, Hartrud Heidler, Gesa Höpner, Christa von Holtzapfel, Joachim Immisch, Hauke Janssen, Michael Jürgens, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Hannes Lamp, Marie-Odile Jonot-Langeheim, Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludewig-Sidow, Sigrid Lüttich, Roderich Maurer, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Gerhard Minich, Wolfram Müller, Bernd Mosa, Christel Neth, Anneliese Neumann, Werner Nielsen, Paul Ostrop, Anna Petersen, Peter Philipp, Axel Pult, Ulrich Rambow, Dr. Mechthild Ripke, Constanze Sanders, Petra Santos, Christof Schepers, Rolf G. Schierhorn, Ekkehard Schmidt, Andrea Schumacker-Eckert, Claudia Siewert, Margret Spohn, Rainer Stadthammer, Anja Stehmann, Stefan Storz, Rainer Szymm, Monika Tänzer, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Jutta Temme, Dr. Iris Timpe-Hamel, Heiner Ulrich, Carsten Voigt, Ursula Wamser, Dieter Wessendorff, Andrea Wilkens, Karl-Henning Windelband

BÜRO DES HERAUSGEBERS: Irma Nelles

NACHRICHTENDIENSTE: AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, New York Times, Reuters, sid, Time

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom. Nachdruckgenehmigungen Deutschland, Österreich, Schweiz: Tel. (040) 3007 2972, Telefax 3007 2971; übriges Ausland: New York Times Syndication Sales, Paris: Tel. (00331) 4742 1711, Telefax 4742 8044

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Abonnenten-Service: Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg, Tel. 0130-8630 06, Telefax (040) 3007-2898

Abonnementspreise: Normalpost Inland: sechs Monate DM 130,00, zwölf Monate DM 260,00, für Studenten (nur Inland) DM 182,00. Normalpost Europa: sechs Monate DM 184,60, zwölf Monate DM 369,20; Seepost Übersee: sechs Monate DM 189,80, zwölf Monate DM 379,60; Luftpostpreise auf Anfrage.

Verantwortlich für Anzeigen: Christian Schlottau

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 50 vom 1. Januar 1996

Postbank AG Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20

Druck: Gruner Druck, Itzehoe; maul belsler, Nürnberg

VERLAGSLEITUNG: Fried von Bismarck

MÄRKTE UND ERLÖSE: Werner E. Klatten

GESCHÄFTSFÜHRUNG: Rudolf Augstein, Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is \$290.00 per annum. D.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631 and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GERMAN LANGUAGE PUBLICATIONS, INC., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

Laßt mir den Biolek in Ruhe

(Nr. 37/1996, Fernsehen: Helmut Kohl bei Alfred Biolek)

Den Kanzlerbesuch in „Boulevard Bio“ als Aufhänger gebrauchend, holen Sie zu einem Rundumschlag gegen die Sendung an sich und auch gegen Alfred Biolek als Person aus. Ihre subtilen wie offen aus-



Talkmaster Biolek Das Leben ist Tratsch

formulierten Beleidigungen treffen jedoch nicht den Kern. Vielmehr verwechseln Sie ganz offensichtlich angebrachte Höflichkeit im Umgang mit Menschen mit purer Oberflächlichkeit. Diese findet sich dann aber bei Ihnen, wenn sie die Farbwahl von Jacketts zu ironisieren versuchen. Da Ihre Beobachtungen und Schlußfolgerungen objektiv falsch sind, frage ich mich natürlich, warum Sie sie veröffentlichen: entweder aus Neid oder aus einer latenten Homophobie heraus?

Köln DIRK LEWANDROWSKI

Lange habe ich keine so reizende Geschichte gelesen. Ein Genrebild, das ich während meines fast 30jährigen SPIEGEL-Lesens fast nie, jedenfalls sehr selten bewundern konnte.

Crans-Montana (Schweiz) R. SAUERWEIN

Laßt mir den Biolek in Ruhe! Er ist einer der wenigen Showmaster, die niemals ins Fettnäpfchen treten und sich mit dümmlicher Arroganz als Hauptperson verstellen. Um niemanden zu kränken, würde der Gourmet Biolek sogar Saumagen als sein Lieblingsgericht bezeichnen, nach dem Prinzip: „Seid nett zueinander“, selbst wenn ihm davor graute.

Köln MARIANNE SCORY

Das Leben ist Tratsch, ist Tratsch, ist Tratsch – und trotzdem Gewinn. Ich mag ihn, den auf Takt bedachten Biolek.

St. Michael/Šmihel (Österreich) G. KRISTOF

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Eine Teilaufgabe dieser SPIEGEL-Ausgabe enthält eine Beilage der Günther Lotterie, Bamberg, von Gruner + Jahr/Capital, Hamburg, Land's End, Mettlach, sowie von Nissan, Neuss.



D. HOPPE / NETZHAUT

Ministerpräsident Rau

Nordrhein-Westfalen

Orakel Rau

Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Johannes Rau (SPD) will jetzt die Diskussion um seinen Rücktritt noch während dieser Legislaturperiode beenden: Er hält sich ausdrücklich die Möglichkeit offen, auch bei den Landtagswahlen im Jahr 2000 erneut zu kandidieren.

Es müsse Schluß sein, so Rau, mit einer Debatte, „die mich als Person betrifft, während ich meine Arbeit tue“. Damit versucht der Regierungschef, Spekula-

tionen um seine Nachfolge entgegenzutreten.

Ausgelöst wurden die Diskussionen nicht zuletzt durch Rau selber. Gefragt, wann er zurücktrete, hatte er stets geantwortet: „Ich weiß es, meine Frau ahnt es, aber ich sage nicht einmal den Wochentag.“ Fest überzeugt davon, „daß, wer seinen Abgang ankündigt, auch gleich abtreten kann“, weigerte sich der Ministerpräsident, engsten Vertrauten einen Termin zu nennen. Seitdem versuchen Rau-Gegner, geführt von SPD-Fraktionschef Klaus Matthiesen, den Rücktritt zu forcieren. Rau-Freunde wie Finanzminister Heinz Schleußer (SPD) gingen davon aus, der

Wechsel in der laufenden Legislaturperiode werde so rechtzeitig stattfinden, daß der Nachfolger, Wirtschaftsminister Wolfgang Clement, ausreichend Zeit hat, sich als Ministerpräsident für die nächsten Wahlen zu profilieren.

Raus neuer Vorstoß läßt solche Zeitpläne fraglich erscheinen – und das soll er auch. Der mit Abstand immer noch populärste Politiker der Bundesrepublik, so heißt es in seiner Umgebung, müsse frei sein in der Entscheidung über seinen Rücktritt. Dies schließe auch eine erneute Kandidatur ein. Rau: „Ich habe nie gesagt, daß ich das nicht mache. Ich habe nur gesagt, daß ich das nicht sage.“

Kohleförderung

Aus der Verantwortung

Schneller als vorgesehen will Bonn die Hilfen für den Steinkohlebergbau kürzen. Möglichst schon zum 1. Januar 1997 soll nach Plänen des Wirtschaftsministeriums ein neues „Kohlegesetz“ verabschiedet werden. Danach würde ein Teil der für die Absatzförderung von Koks und Stromkohle zugesagten 8,1 Milliarden Mark in die Finanzierung von Zechenschließungen fließen. Von den heute knapp 90 000 Arbeitsplätzen – jeder mit rund 100 000 Mark jährlich subventioniert – fielen binnen weniger Jahre mehr als die Hälfte weg.

Die Bundesregierung versucht zudem, der Ruhrkohle AG ihren 74-Prozent-

Anteil an den Saarbergwerken zu verkaufen. Die Zechen an Saar und Ruhr würden künftig nach den Bonner Plä-



Kohleabbau im Ruhrgebiet

nen von einer neuen Einheitsgesellschaft – Deutsche Steinkohle AG – geführt werden. Sie soll einen jährlich drastisch sinkenden Betrag aus der Bundeskasse erhalten, den sie nach Belieben einsetzen kann. Die „auf den Bergbau übergegangene Kostenverantwortung“ brächte einen „erheblichen Rationalisierungsdruck“, heißt es in einem Papier des an dem Gesetzesvorhaben beteiligten Finanzministeriums. Das Gesetz, so das Ziel, „entläßt die öffentliche Hand aus ihrer bisherigen Mitverantwortung“.

P. FRISCHMUTH / ARGUS

Bosnien

„Wenig sinnvoll“

Judith Kumin, 46, Vertreterin des Uno-Flüchtlingskommissariats (UNHCR) in Bonn, über die Zukunft der Bosnien-Flüchtlinge



Kumin

F. DARCHINGER

Sicherheit und Unterbringung der Betroffenen vor Ort gesorgt ist, sind neue Probleme und Spannungen programmiert.

SPIEGEL: Das UNHCR will, daß die Sicherheit der ethnischen Gruppen in den jeweiligen Herkunftsgebieten berücksichtigt wird. Ist das hinreichend geschehen?

Kumin: Leider steht das Versprechen von Dayton bislang nur auf Papier, wonach jeder Flüchtling das Recht hat, in seinen Heimatort zurückzukehren. Deshalb muß bei der Rückkehr nach Volksgruppen und Herkunftsort sorgfältig differenziert werden. Der Beschluß der Deutschen gibt aber kaum Aufschluß. Letztlich ist es den Ländern überlassen worden, inwieweit sie diese Kriterien berücksichtigen.

SPIEGEL: Wie lange wird es dauern, bis das Gros der Flüchtlinge wieder in der Heimat ist?

Kumin: Die meisten Flüchtlinge wollen möglichst rasch in ihre Heimatorte zurück. Wir müssen dafür die Voraussetzungen schaffen.

SPIEGEL: Die deutschen Innenminister haben beschlossen, daß die bosnischen Flüchtlinge ab Oktober zurückgeschickt werden können.

Kumin: Wir finden diesen Termin wenig sinnvoll. Bosnien-Herzegowina befindet sich in einem kritischen Prozeß, der gerade jetzt durch freiwillige Rückkehr konsolidiert werden könnte. Wir appellieren an die Innenminister, von Abschiebungen abzusehen, statt dessen mit uns gemeinsam konkrete Projekte für die freiwillige Rückkehr auszuarbeiten.

SPIEGEL: Was passiert, wenn Flüchtlinge zwangsweise in die winterliche Heimat abgeschoben werden?

Kumin: Wenn tatsächlich abgeschoben und nicht gleichzeitig für die



C. SHIRLEY / SIGNUM

Bosnische Flüchtlinge in Berlin

Republikaner

Unnötiges Gerede

Die rechtsradikalen Republikaner liefern sich vor ihrem Bundesparteitag in Hannover Anfang Oktober interne Grabenkämpfe. Gegen Parteichef Rolf Schlierer rebelliert Vize Rudolf Karl Krause, Ex-CDU-MdB aus Sachsen-Anhalt. Krause, der besonders von Ostdeutschen unterstützt wird, kritisiert Schlierers Abgrenzungskurs gegenüber Rechtsextremisten. Er hofft auf eine

rechte Sammlungsbewegung und befürwortet eine Zusammenarbeit mit der NPD und anderen ultrarechten Gruppen. Schlierer wiederum wirft seinem Widersacher vor, er verhalte sich „wie ein trotziges Kind“. Vor dem Rep-Parteitag warnt Schlierer intern die Kameraden vehement vor „Neidhummeln“ und „unnötigem Ossi-Wessi-Gerede“. Führende Rep-Funktionäre fürchten Austritte oder Abspaltungen der rund 12 000 Mitglieder zählenden Repts, falls Krause, wie zu erwarten ist, auf dem Parteitag gegen Schlierer unterliegt.

AM RANDE

Imperativer Gang

Arbeit im Klassenzimmer macht krank. „Zu geringe Muskelarbeit“ treibt die Blutfettwerte der Lehrer hoch. Die „erhöhte Sprecharbeit“ reizt die Stimmbänder; der „ständige geistige Dialog mit Schülern“ führt schon mal zu nervöser Erschöpfung.

Einfühlsam hat der hannoversche Professor Manfred Bönsch schon im Jahr 1990 die Leiden der Lehrer analysiert. Sein Fazit: Schule bringt auf Dauer den Stärksten um.

Zu Hunderten streben denn auch Lehrer im blühenden Alter vom Pult zum Doktor und in den Ruhestand. Ein „Nervenleiden“ trieb einen Münchner Pädagogen in den besten Jahren aus dem Unterricht – direkt auf das Surfbrett seiner Sportschule.

Eine „Formaldehyd-Krankheit“ hielt einen 45 Jahre alten Berliner zehn Jahre lang bei vollen Bezügen vom Klassenzimmer fern. In Wyk auf Föhr überkam einen Englischpauker gar eine „Schüler-Allergie“, die er nur mit Freizeit und Tennis spielen bekämpfen konnte. Seine 5000 Mark Netto-Bezüge waren da kein Trost.

Statt Mitleid zu zeigen, hetzt der unerbittliche Staat die Amtsärzte auf die siechen Freigänger los, etwa auf Erika Barwig aus Illertissen in Schwaben. Seit sieben Jahren ist die jetzt 55jährige Grundschullehrerin krank. Sie leidet, so vermeldet es das von ihr selbst veröffentlichte Diagnoseblatt, an so drückenden Symptomen wie „Minderdurchblutung der Hirnrinde“, „Vertrocknung der Tränendrüse“ und – Gipfel des Ganzen – „imperativem Stuhlgang“.

Mit so was setzen sich andere in die Toskana und legen ihre Versorgungsbezüge in Chianti an.

Doch Barwig kämpft. In diversen Umweltgruppen streitet sie für weniger Abfall, gegen Müllverbrennung. Sie läuft bei Demonstrationen mit, harrt in Gerichtsverhandlungen aus, tritt im Fernsehen auf und hält lange Kreistagssitzungen durch – allen Imperativen zum Trotz.

Nur, das bayerische Kultusministerium will das nicht honorieren und schickt Barwig zurück ins Klassenzimmer.

Lehrer, spendet für Kollegin Barwig! Für die Gerichtskosten gegen den brutalen Staat. Für eine mobile Toilette, damit sie auch weiterhin demonstrieren gehen kann. Und für ein warmes Plätzchen im Süden. Dort will sie nämlich hin. Mit ihrem Mann. Der ist auch Lehrer. Und seit letzter Woche ebenfalls krank.

Bonn/Kiew

Regelrecht gelinkt

Helmut Kohls Besuch in der Ukraine Anfang des Monats endete für die deutsche Minderheit mit einer Enttäuschung. Überraschend verweigerte die ukrainische Seite einen Notenaustausch, der den knapp 2000 deutschen Übersiedlern aus Mittelasien im beschleunigten Verfahren die Annahme der ukrainischen Staatsbürgerschaft ermöglicht hätte.

Die sogenannten Containerdeutschen waren einem Aufruf des damaligen Präsidenten Leonid Krawtschuk von 1992 gefolgt, der 400 000 Rußlanddeutsche in der Ukraine ansiedeln wollte. Kiew vergibt Staatsbürgerschaften nur, wenn die Betroffenen fünf Jahre lang im Land leben und der ukrainischen Sprache mächtig sind. Die meisten Übersiedler sind deshalb bis heute staatenlos und in vielen praktischen Dingen dis-



Angehörige der deutschen Minderheit in der Ukraine

kriminieren: Als Ausländer in der Ukraine müssen sie hohe Studiengebühren von 1000 US-Dollar im Jahr zahlen und erhalten keinen billigen Wohnraum. Auch die Lösung des Streits um die Rückgabe der deutschen lutherischen Kirche in Kiew, die Stalin 1938 enteignet hatte, ist vorerst gescheitert. Die

Ukraine hatte Kohl eine schriftliche Verpflichtungserklärung versprochen, die Kirche bis Ende des Jahres an die deutsche Gemeinde zurückzugeben. In letzter Minute wurde auch diese Zusage zurückgezogen. „Die haben uns regelrecht gelinkt“, schimpfte ein Botschaftsmitarbeiter.

INTERVIEW

Steuern

„Im Interesse der Betriebe“

Friedhelm Ost, 54, CDU-Bundestagsabgeordneter und Vorsitzender des Wirtschaftsausschusses über eine Grundverkaufsteuer

SPIEGEL: Sie haben vorgeschlagen, anstelle der Vermögensteuer künftig eine zweiprozentige Grundverkaufsteuer zu erheben. Was bringt das?

Ost: Durch die Abschaffung der Vermögensteuer fallen bei den Ländern Einnahmen von mindestens acht Milliarden Mark weg. Und hier sollte ein Ausgleich geschaffen werden über eine Steuer auf den Verkauf von Immobilien.

SPIEGEL: Es gibt in der Union Überlegungen, den Wegfall der Vermögensteuer durch eine höhere Erbschaft- und Schenkungsteuer zu kompensieren. Soll Ihre Steuer diese beiden Abgaben ergänzen oder ersetzen?

Ost: Dies muß beides nicht so sein. Die Grundverkaufsteuer kann aber einen zu starken Zugriff bei der Erbschaft- und Schenkungsteuer begrenzen – im Interesse der Betriebe. In den nächsten Jahren werden einige hunderttausend Betriebe mit vielen Millionen Arbeitsplätzen an Nachfolger übergeben. England

hat vor der Regierungszeit von Margaret Thatcher den Fehler gemacht, Betriebe bei Erbschaft oder Übernahme durch hohe Besteuerung zu zerschlagen. Das sollten wir nicht wiederholen.

SPIEGEL: Inwiefern kommt denn eine Grundverkaufsteuer einem solchen Betrieb mehr entgegen als eine höhere Erbschaft- oder Schenkungsteuer?

Ost: Sie fällt nur dann an, wenn durch den Verkauf von Grundstücken Kasse gemacht wird. Und dann kann sie auch bequem bezahlt werden.

SPIEGEL: Was soll Bemessungsgrundlage für die „Ost-Steuer“ sein? Sind der Manipulation von Grundstückspreisen in Kaufverträgen nicht Tür und Tor geöffnet?

Ost: Nein. Beim Verkauf gilt der reale Verkehrswert, der Verkaufswert. Natürlich kann manipuliert werden. Ich denke, zur Kontrolle sollte man sehr viel intensiver die Notare mit einbeziehen, die ja die Immobilienkaufverträge machen.

SPIEGEL: Der Notar soll mit seinem Testat geradestehen für den tatsächlichen Wert eines Grundstückes?

Ost: Nicht für den tatsächlichen Wert, aber er sollte schon verpflichtet sein, offensichtliche Preismanipulationen zu verhindern.

SPIEGEL: Alle Überlegungen der Baupolitiker konzentrieren sich auf eine Erhöhung des Baulandangebotes. Ihre Steuer würde Grundstücksverkäufe eher behindern.

Ost: Das kann man nicht sagen. Ein Verkäufer, der über Jahre die Vermögensteuer spart, wird nicht über Gebühr belastet. Die Steuer würde die weitere Bewegung im Immobilienmarkt nicht behindern. Ganz im Gegensatz zu starken ökologischen Auflagen, die in einigen Regionen die Ausweisung von Gewerbe- und Wohngebieten behindern.

SPIEGEL: Wie verträgt sich Ihre neue Steuer mit dem Versprechen Helmut Kohls und der FDP, die Steuern zu senken?

Ost: Tendenziell wird die Steuerlast ja gesenkt, wenn die substanzverzehrenden Steuern, Gewerbesteuer und Vermögensteuer, wegfallen.

SPIEGEL: Wie hoch wäre das jährliche Aufkommen dieser Steuer?

Ost: Zum Vergleich: Die Grunderwerbsteuer bringt zur Zeit bei zwei Prozent etwa vier Milliarden. Ich gehe von einer steigenden Bewegung im Immobilienvermögen aus, weil wir es in den nächsten Jahren mit einer Fülle von Erbschaften zu tun haben.



M. DARCHINGER

Ost

Bonn / Ankara

Erbakan soll kommen

Entwicklungshilfeminister Carl-Dieter Spranger (CSU) will sich für einen baldigen Besuch des türkischen Ministerpräsidenten Necmettin Erbakan in Bonn einsetzen. „Die Bundesregierung wird irgendwann nicht umhin können, Erbakan genauso zu behandeln wie andere Regierungschefs auch“, sagte Spranger vergangene Woche in der Türkei. Die Reise Sprangers war der erste offizielle Kontakt zwischen beiden Regierungen, seit der fundamentalistische Moslem Erbakan an die Spitze der Regierung gerückt ist. Demonstrativ hatte Erbakan sich bei Auslandsvisiten zuerst seinen Glaubensbrüdern zugewandt: Iran, Irak, Syrien und Libyen. Jetzt will der türkische Premier nach Afrika fahren. „Dann komme ich“, so Erbakan zu Spranger, „gern nach Deutschland und werde berichten, was ich da erfahren habe.“



Soldaten der geplanten Spezialeinheit

Bundeswehr

Rasch und geheim

Die künftige Bundeswehr-Kommandotruppe für Out-of-area-Einsätze hat jetzt die SPD-Opposition aufgeschreckt. Denn völlig unklar ist bislang, wie etwa bei Rettung von Deutschen aus Kriegsregionen das Recht des Bundestags gewahrt werden kann, über Auslandseinsätze zu entscheiden. Eine „vorherige Befassung“ des Parlaments werde, so ein internes Papier der Hardthöhe, bei solchen Aktionen „in der Regel nicht möglich sein“: Wegen „Gefahr im Verzug“ müßten sie geheim und rasch ablaufen. Sozialdemokraten befürchten nun, so werde das Out-of-area-Urteil des Verfassungsgerichts von 1994 ausgehöhlt. Fraktionsvize Günter Verheugen will deshalb schnell ein „Beteiligungsgesetz“ mit präzisen Regelungen erarbeiten, ehe die christ-liberale Koalition durch „Staatspraxis Fakten schafft“. In der FDP kursiert der Vorschlag, ein Gremium einzurichten nach dem Vorbild der G-10-Kommission, die Einschränkungen des Post- und Fernmeldegeheimnisses kontrolliert.

Atomwirtschaft

Verständnis für Konzerne

Wenn es nach Bundesumweltministerin Angela Merkel (CDU) geht, wird die deutsche Atomstromindustrie vor neuen Abgaben in Höhe vieler Millionen Mark geschützt. Allerdings setzt sie sich damit in Gegensatz zu Finanzminister Theo Waigel (CSU).

Der Finanzminister will die Rückstellungen für atomare Endlager, zu denen die Stromfirmen gesetzlich verpflichtet sind, stärker belasten: Die zurückgestellten Milliarden sollen „abgezinst“, also um einen bestimmten Zinsertrag vermindert werden. Dadurch würde der Konzerngewinn wachsen, und höhere Steuern würden fällig. Die Stromfirmen rechnen mit Mehrbelastungen durch Körperschaftsteuern in Höhe von jährlich rund 750 Millionen Mark.

Merkel versucht, gemeinsam mit dem Bundesjustizministerium, eine solche Millionen-Forderung zu verhindern. Ihr Argument: Die Industrie müsse „Preissteigerungsraten“ für die atomare Vorsorge im nächsten Jahrtausend berücksichtigen. Insgesamt sind für den Bau und Betrieb der Atomlager im niedersächsischen Gorleben und im nordrhein-westfälischen Ahaus 31 Milliarden Mark vorgesehen.

Mehr Geld käme in Waigels Kasse, wenn die Stromfirmen die Wiederaufarbeitung abgebrannter Brennelemente aufgeben und die Stäbe billiger direkt



Merkel im Atomlager Gorleben

endlagern würden. Dann müssten die Firmen erhebliche Teile ihrer Rückstellungen als Gewinn ausweisen und versteuern. Dadurch aber kämen die Konzerne in Schwierigkeiten: Mit den Rückstellungen haben sie zum Teil ihre Milliarden-Investitionen im Telekom- und Multimedia-Bereich finanziert.

Wahlrecht

„Da können Ältere was lernen“

SPD-Justizministerin Heidi Alm-Merk, 51, über das Wahlrecht für Jugendliche bei den Kommunalwahlen in Niedersachsen

SPIEGEL: Sie haben sich dafür eingesetzt, daß 16- und 17jährige wählen dürfen. In Niedersachsen ist nur knapp die Hälfte der Jugendlichen zur Wahl gegangen. Experiment gescheitert?

Alm-Merk: Überhaupt nicht. Genaue Zahlen über die Beteiligung der Jugendlichen liegen erst in ein paar Wochen vor, aber eins ist klar: Wenn es insgesamt im Land nur eine Wahlbeteiligung von 64 Prozent gibt, darf man von den jungen Leuten nicht zuviel erwarten, da fällt der Apfel nicht weit vom Stamm. Wir haben gesehen, wie interessiert sich Jugendliche bei den Parteien informiert haben – da können Ältere noch was von lernen.

SPIEGEL: Die Hoffnung, die Jugendlichen würden der SPD Stimmen bringen, hat getrogen – die Partei lag in Hannover bei den Jugendlichen noch hinter CDU und Grünen. Ist die SPD nur für Ältere attraktiv?

Alm-Merk: Ein paar Stimmen mehr für die SPD zu gewinnen, war nie das Argument für ein herabgesetztes Wahlalter. Schließlich machen die jungen Leute auch nur zwei Prozent der Wahlberechtigten aus. Es geht um mehr Beteiligung von Jugendlichen an politischen Geschehen. Da ist die Wahl eines von vielen Mosaiksteinchen.

Wenn es im Wahlrecht danach ginge, nur SPD-Wähler zuzulassen, müßte einer Menge Leute das Stimmrecht entzogen werden.

SPIEGEL: Sollen 16- und 17jährige künftig auch an Landtags- und Bundestagswahlen teilnehmen?

Alm-Merk: Das dürfen wir nicht überstürzen. Erst mal sollten die Jugendlichen noch zwei Wahlperioden nur bei den Kommunalwahlen mitstimmen. Dann wird man sehen, ob die Jugendlichen auch jenseits der Wahlen sich mehr für ihre Belange einsetzen. Danach kann man im nächsten Jahrtausend über ihre Beteiligung an Landtags- und Bundestagswahlen nachdenken.



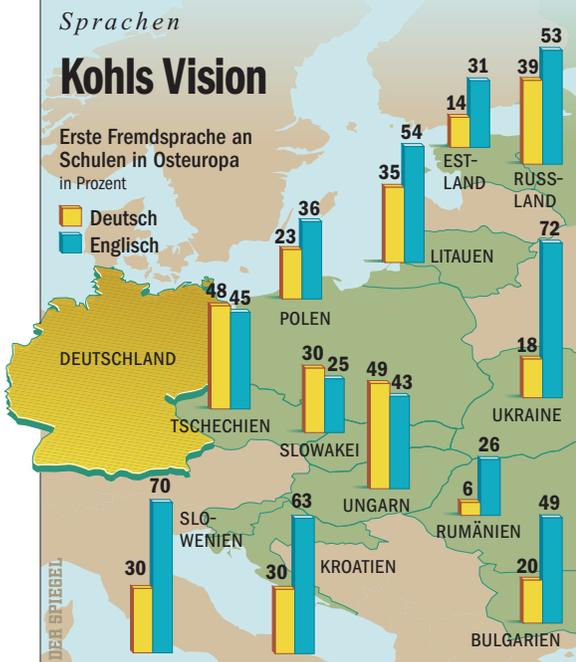
Alm-Merk

Sprachen

Kohls Vision

Erste Fremdsprache an Schulen in Osteuropa in Prozent

Deutsch
Englisch



„Nach neuesten Ermittlungen“ und Sachverständigengutachten, so Bundeskanzler Helmut Kohl vor kurzem bei seiner Visite in Kiew, sei Deutsch jetzt „die am meisten gesprochene Fremdsprache an polnischen Gymnasien“. Für die Ukraine ist Kohls „Vision“, daß auch an den Schulen dort Deutsch „nach Russisch die am meisten gesprochene Sprache“ werden könne. Tatsächlich aber wird lediglich in Westpolen, im Gebiet um das frühere deutsche Breslau (Wrocław) und Hirschberg, Deutsch bevorzugt. Ansonsten wird nach einer Erhebung der Goethe-Institute vor Ort nur in Tschechien, der Slowakischen Republik und in Ungarn Deutsch als erste Fremdsprache häufiger als Englisch gewählt.

Lohnfortzahlung

Desaster in Sicht

Mit der Durchsetzung des Sparpakets hat die Bonner Koalition einen Pyrrhussieg errungen. Daß die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall gekappt wird, spart wenig Kosten, sorgt aber für einen heißen Herbst. Wichtigere Reformen scheitern an den verhärteten Fronten. Das deutsche Schönwetter-Konsensmodell scheint zu zerbrechen.

Gut gelaunt leerte der Kanzler im Bundestagsrestaurant gemeinsam mit einer Handvoll Getreuer drei Flaschen Champagner, schließlich liebt er solche Tage: die eigene Truppe mobilisiert, die Sozis vorgeführt, das Gesetz durchgebracht – der Machtpolitiker Helmut Kohl in Höchstform.

Gerade hatte Kohl im Parlament allen bewiesen, daß die Kanzlermehrheit steht. Geschlossen hatten die Regierungsfractionen am vorvergangenen Freitag das Sparpaket verabschiedet, die umstrittene gesetzliche Kürzung der Lohnfortzahlung für Kranke auf 80 Prozent inklusive.

Viel Zeit zum Feiern blieb nicht, denn bereits am nächsten Tag war der Kanzler in seiner zweiten Lieblingsrolle gefordert: Als Vorstandschef der Deutschland AG ging Kohl mit einer handverlesenen Schar Unternehmensführer auf Geschäftsreise, um auf den südamerikanischen Zukunftsmärkten Aufträge zu akquirieren.

Doch schon beim ersten Stopp in Buenos Aires holte Kohl der graue Alltag ein. In der Heimat, wurde der Kanzler informiert, hätten die Metallarbeitgeber das frisch beschlossene Lohnfortzahlungsgesetz genutzt, offen zum Bruch bestehender Tarifverträge aufzurufen. Ein Kohl-Berater: „24 Stunden durften wir uns über diese wunderbare Abstimmung freuen, und jetzt steht alles kopf.“

In der Tat: Kohls Durchmarsch droht zum Desaster zu werden. Seit Gesamtmetallchef Werner Stumpfe am vergangenen Montag nach einer Vorstandssitzung des Arbeitgeberverbandes die Mitgliedsbetriebe aufforderte, die bestehenden Tarifverträge zu ignorieren und vom 1. Oktober an kranken Mitarbeitern den Lohn um 20 Prozent zu kürzen, steht mit einem Schlag das gesamte Tarifsysteem in Frage.

Als erster Regionalverband empfahlen die Arbeitgeber der bayerischen Metallindustrie am Freitag vergangener Woche ihren Mitgliedern, das neue Gesetz umgehend anzuwenden. Betroffen sind 700 000 Beschäftigte.



Sparpolitiker Kohl am 13. September*: Kurze Freude über den Sieg

FRIEDRICHSON-PRESSEBILD

* Bei der Abstimmung über das Sparpaket der Regierung im Bundestag.

Der heiße Herbst, den die Gewerkschaften vor Monaten androhten, ist Realität. Die Metaller wollen den Konflikt in den Betrieben austragen. Zum Wochenanfang luden die beiden IG-Metall-Vorsitzenden Klaus Zwickel und Walter Riester die Betriebsratsvorsitzenden der 50 größten Metallunternehmen in die Frankfurter Zentrale ein, um den Widerstand in den Unternehmen zu organisieren. „Wenn ein Unternehmen die Lohnfortzahlung unterläuft“, fragt sich Riester, „warum sollen wir uns dort an die vereinbarten Arbeitszeiten halten?“

Während der Dortmunder IG-Metall-Betriebsleiter Harald Schartau für den 1. Oktober „einen Aktionstag mit spontanen Arbeitsniederlegungen“ ankündigte, spielt sein bayerischer Kollege Werner Neugebauer mit dem Gedanken, den Manteltarifvertrag zu kündigen, um mit den Arbeitgebern über die Lohnfortzahlung verhandeln zu können – ein außergewöhnlicher Vorgang.

Der Eingriff in die Lohnfortzahlung rüttelt am Selbstverständnis der Gewerkschaften. Kaum eine soziale Wohltat hatten sie sich mühseliger erkämpfen müssen als die Garantie, daß jeder krankgeschriebene Beschäftigte innerhalb der ersten sechs Wochen vom Arbeitgeber den vollen Lohn erhält. Die IG Metall stand dafür 1957 den längsten Arbeitskampf ihrer Geschichte durch, 16 Wochen.

Nun droht der Flächenbrand. „Wenn einer aus der Familie den Arsch voll kriegt“, glaubt DGB-Tarifexperte Reinhard Dombre, „werden sich die anderen nicht umdrehen.“ Längst sitzen die Tarifexperten von ÖTV und IG Metall in einer gemeinsamen Arbeitsgruppe, um ihr Vorgehen abzustimmen. ÖTV-Vorstandsmitglied Peter Blechschmidt droht der Bundesregierung mit dem Ausnahmezustand, falls die Arbeitgeber im Öffentlichen Dienst das neue Gesetz zur Lohnsenkung nutzen wollen: „Dann steht am nächsten Tag bei uns alles still.“

Der Versuch der Arbeitgeber, dem neuen Gesetz in den Betrieben Geltung zu verschaffen, und zwar sofort, bringt die Koalition in arge Bedrängnis. Bislang konnte sich die Kohl-Regierung bei ihrer Sparpolitik auf die Einsicht der Wähler verlassen, daß soziale Leistungen und wirtschaftliche Leistungskraft wieder in Übereinstimmung gebracht werden müssen. Nun muß sich die Kohl-Runde des Verdachts erwehren, sie gehe im Verbund mit den Arbeitgebern gegen den Sozialstaat vor. „Was da mit der Lohnfort-

zahlung passiert“, so ein enger Kohl-Vertrauter, „kann uns das Genick brechen.“

In fast jeder deutschen Firma bedrängten die Mitarbeiter vergangene Woche den Personalrat mit der für sie derzeit wichtigsten Frage: „Wie wird eigentlich bei uns verfahren?“

Die Regierung allerdings fühlt sich selbst ausgetrickst. „Die Arbeitgeber“, schimpft CDU-Mann Heiner Geißler, „wollen die Eskalation provozieren.“ Da seien „Fanatiker im Spiel“, erregt sich Arbeitsminister Norbert Blüm. Verzweifelt versucht er, den Schaden zu begrenzen: „Unser Projekt war und ist nicht mit dem Eingriff in Tarifverträge verbunden.“



J. DIETRICH / NETZHAUT

Gewerkschafter Zwickel
Jeder rudert im eigenen Boot

Doch die Verunsicherung der Arbeitnehmer, was die Unternehmer nun dürfen und was nicht, wächst mit jeder Erklärung der Experten. Ständig meldeten sich in der vergangenen Woche Arbeitsrechtler nach dem Schema „Zwei Juristen, drei Meinungen“ zu Wort.

Während am Dienstag abend der Arbeitsrechtler Reinhard Ricardi im „heutejournal“ des ZDF definitiv verkündete, „es gibt keine Faustregel, das Gesetz hat Vorrang“, kam Thomas Dietrich eine halbe Stunde später in den „Tagesthemen“ der ARD zu einem anderen Urteil. „Es gilt“, beschied der Präsident des Bundesarbeitsgerichts, „das Günstigere für den Arbeitnehmer.“

Gewerkschafter und Arbeitgeber bombardierten einander mit juristischen Gutachten, die ihren Standpunkt untermauerten. Schon haben die Arbeitgeber der Stahlindustrie angekündigt, ihren Tarifvertrag durch die Arbeitsgerichte prüfen zu lassen.

Im Grundsatz dreht sich der Streit um die Frage, welchen Charakter die Tarifbestimmungen haben: Ob sie die Lohnfortzahlung „konstitutiv“, also eigenständig regeln, oder nur „deklaratorisch“ auf das Gesetz verweisen. Im zweiten Fall hätten die Arbeitgeber bessere Chancen vor Gericht. Doch dazwischen, meinen auch die Experten des Arbeitsministeriums, „liegt eine rechtliche Grauzone“.

Die tariflichen Regelungen sind unterschiedlich (siehe Grafik Seite 24). Der Augsburger Arbeitsrechtler Herbert Buchner räumt ein: „Das kann nur für jeden einzelnen Tarifvertrag entschieden werden, und auch dann gibt es noch Interpretationsmöglichkeiten.“ In der Metallindustrie gibt es alle fünf Vertragsvarianten – von der tariffreien Zone für die Angestellten in Berlin bis zu der wasserdichten Version in Nordrhein-Westfalen.

Tatsächlich leistet sich Deutschland im internationalen Vergleich bisher eines der teuersten Sicherungssysteme im Krankheitsfall (siehe Grafik). Rund 90 Milliarden Mark geben die Unternehmen jährlich für die Lohnfortzahlung aus.

Doch selbst wenn das neue Gesetz voll umgesetzt würde, kommt Gesamtmetall für die eigene Branche auf eine Kostentlastung von weniger als einem Prozent. Die jetzt offenbar unvermeidbare Eskalation steht damit in keinem Verhältnis zur Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit.

Der Konflikt legt zugleich das wahre Problem des Standortes Deutschland offen: Im

Erste Hilfe Lohnfortzahlungen der Arbeitgeber im Krankheitsfall			
	Dauer	Höhe	Karenztage
DÄNEMARK	2 Wochen	100 %	keine
DEUTSCHLAND	6 Wochen	100 %	keine
FRANKREICH	60 Tage	90 % 30 Tage, 66 % weitere 30 Tage	3
GROSSBRITANNIEN	max. 28 Wochen	54,55 £ pro Woche (128 DM)	3
ITALIEN	mind. 3 Monat Angestellte	100 %	keine
NIEDERLANDE	52 Wochen	70 %	keine
SCHWEDEN	2 Wochen	75 %	1

DER SPIEGEL

einstigen Wirtschaftswunderland sind die mageren Jahre längst angebrochen, doch weder Politiker noch Arbeitgeber oder Gewerkschaften sind zu den notwendigen Reformen fähig – und einmal ausgeteilte Wohltaten kaum noch rücknehmbar: die blockierte Gesellschaft.

Stolz empfahlen die Deutschen jahrzehntelang ihr Konsensmodell dem Rest der Welt zur Nachahmung; Wachstum und Wohlstand schienen ihnen recht zu geben.

Doch jetzt suchen vier Millionen Menschen Arbeit, die Staatsverschuldung gerät außer Kontrolle, die Tarifverträge sind plötzlich zu starr. Unter Druck erweist sich die gelobte deutsche Gesprächskultur als brüchig. Jeder rudert in seinem eigenen Boot.

Der erste Versuch, die Abwärtsspirale zu durchbrechen und sich den neuen Problemen zu stellen, wurde ohne Not aufgegeben. Im Herbst vergangenen Jahres hatte IG-Metall-Chef Klaus Zwickel das Bündnis für Arbeit angeboten. Über Monate signalisierten die Arbeiterführer Gesprächsbereitschaft auch zu gewerkschaftlichen Tabuthemen: Niedriglöhne für Arbeitslose, Samstagsarbeit und Lohnfortzahlung.

Doch die Wirtschaftsbosse und Helmut Kohl ließen die Gewerkschafter auflaufen. Die Bundesregierung demütigte die Arbeitnehmervertreter, der Kanzler packte gegen gemeinsame Absprachen die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall ins Sparpaket.

Seitdem ist der Kanzler für Gewerkschafter eine Persona non grata. „Wenn sich heute ein Gewerkschaftsführer mit Kohl sehen läßt“, meint DGB-Sprecher Peter Schellschmidt, „ist er einen Kopf kürzer.“

Auf seine Bündnispartner auf der Arbeitgeberseite kann sich Kohl dabei nicht verlassen. Seit Monaten heizen die das Klima weiter an: Mal verhindert die Bundesvereinigung der Arbeitgeber (BDA) die Allgemeinverbindlichkeit von Mindestlöhnen auf dem Bau. Mal kündigt die Bauindustrie einen Tarifvertrag, den sie erst vor wenigen Monaten abgeschlossen hatte.

Die Krise ist systembedingt: Seit Jahren laufen Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften die Mitglieder weg. Die von ihnen ausgehandelten Tarifverträge gelten in vielen Betrieben nicht mehr als verbindlich. Doch erfolgreich hatte das Tarifkartell in der Vergangenheit jede Reformdiskussion mit dem Hinweis auf die Tarifautonomie beiseite gedrückt.

Statt dessen beschäftigte sich das Arbeitgeberlager in den vergangenen Monaten vornehmlich mit sich selbst. Im Bruderkwitz von BDA und dem Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) ist jede vornehme Zurückhaltung längst abgelegt. So versagte BDI-Chef Hans-Olaf Henkel seinem BDA-Kollegen



Streik für Lohnfortzahlung 1956: „Dann steht bei uns alles still“

Tarif oder Gesetz?

Regelungsvarianten der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall in Tarifverträgen

VARIANTEN

- Der Tarifvertrag sieht eigenständig eine Fortzahlung vor, ohne direkt auf die Gesetzeslage Bezug zu nehmen.
- Der Fortzahlungsanspruch ist aus der gesetzlichen Regelung abgeleitet.
BEISPIEL: „...6 Wochen gemäß den gesetzlichen Bestimmungen“
- Der Fortzahlungsanspruch ist unmittelbar an das Gesetz gekoppelt.
BEISPIEL: „...gelten die gesetzlichen Vorschriften“
- Der Fortzahlungsanspruch ist explizit an die jeweils gültige Gesetzeslage gekoppelt.
BEISPIEL: „...richtet sich nach dem Lohnfortzahlungsgesetz in seiner jeweiligen Fassung“
- Die Lohnfortzahlung ist nicht ausdrücklich im Tarifvertrag geregelt.

AUSWAHL BETROFFENER TARIFBEREICHE

- Öffentlicher Dienst, Versicherungsgewerbe, Post, Telekom, Druckindustrie (Angestellte)
- Metallindustrie Rheinland-Pfalz (Arbeiter), Ostdeutsche Textilindustrie, Bankgewerbe
- Chemische Industrie in Westdeutschland, Metallindustrie Bayern (Arbeiter)
- Druckindustrie (Arbeiter), Hotel- und Gaststättengewerbe Nordrhein-Westfalen und Saarland
- Bauhauptgewerbe (Arbeiter), Ostdeutsche Chemische Industrie

Quelle: WSI

Klaus Murmann die Unterstützung bei dessen Kandidatur für die Präsidentschaft beim europäischen Arbeitgeberverband. Bei Gesamtmetall belauern sich Hardliner und Reformen. Der Verhandlungspartner drohe der Gewerkschaft, so Riester, „mit seiner eigenen Schwäche“.

Dabei geht es, da sind sich Arbeitgeber und Gewerkschaften einig, ums Ganze: In der anstehenden Metalltarifrunde werden die Weichen für das gesamte Tarifsystem gestellt. Nun muß das Kartell beweisen, daß der Flächentarifvertrag doch reformierbar ist.

Jetzt rächt sich jahrelanger Problemstau. Kein tarifpolitisches Thema, von Sonderzahlungen bis Öffnungsklauseln, das nicht auf dem Programm steht. Und zu allem Überfluß belastet nun noch der

Kampf um die Lohnfortzahlung die Verhandlungen.

Immerhin wären Reformen wie der Dortmunder IG-Metall-Chef Schartau bereit, über vieles zu reden: Branchenfenster, verschiedene Lösungsangebote zu einem Problem oder Vereinbarungen auf Probe, die in den Betrieben getestet werden können.

Noch in der Woche, als der Bundestag das Sparpaket verabschiedete, kam es zu einem Geheimgespräch der Gewerkschafter Zwickel und Riester mit Stumpfe und dem künftigen BDA-Präsidenten Dieter Hundt, um mögliche Bewegungsspielräume in den kommenden Verhandlungen auszuloten. Doch mehr als gegenseitige Anerkennung für aufrichtiges Bemühen sprang dabei nicht heraus.

Weitere Gespräche sind nicht geplant.

„Wir bleiben nicht ewig“

Verteidigungsminister Volker Rühle (CDU) über den Bosnien-Einsatz und die Zusammenarbeit mit Rußland

SPIEGEL: Herr Rühle, trotz aller gegenteiligen Beteuerungen bleibt die Bundeswehr länger auf dem Balkan, es kommen sogar gepanzerte Kampftruppen. Hat es Sie nicht selbst überrascht, wie leicht das in Bonn durchzusetzen war?

Rühle: Ich habe mich über die zustimmenden Signale, auch von der SPD, gefreut. Das Hauptverdienst an dieser Entwicklung in Deutschland kommt unseren Soldaten zu, die international, im Bundestag und in der heimischen Bevölkerung ein riesiges Vertrauenskapital geschaffen haben. Laut Umfragen gibt es 65 Prozent Zustimmung für den bisherigen Einsatz in Ex-Jugoslawien.

SPIEGEL: Es kam ja nicht zu Kämpfen.

Rühle: Wir sind zwar bisher in Kroatien stationiert, aber schon jetzt überwiegend

in Bosnien aktiv mit Pionieren, Transportsoldaten und Heeresfliegern. Deswegen ist es nur logisch, daß wir, wenn es eine Nachfolge-Mission gibt, dann in Bosnien selbst stehen und operieren.

SPIEGEL: Was sollen dann deutsche Soldaten in Bosnien tun?

Rühle: Wir denken vor allem an Zusammenarbeit mit den Franzosen in deren Sektor. Dabei wollen wir einen Sicherungsverband einsetzen, auch ein Feldlazarett und gewisse eigene Logistikkapazitäten. Der deutsche Gesamtbeitrag könnte zwischen 2000 und 3000 Soldaten betragen, in einem vernünftigen Mix. Gepanzerte Kampftruppen – das klingt mir viel zu martialisch.

SPIEGEL: Welche nette Bezeichnung darf's denn sein?

Rühle: Das sind Überwachungs- und Sicherungskräfte. Es gibt einen Friedensvertrag, und alle Konfliktparteien haben

darum gebeten, beim Umsetzen des Vertrags zu helfen. Deshalb sind wir hier. Und diese geschwollenen Begriffe, die in der deutschen Debatte verwandt werden, finde ich ziemlich unpassend.

SPIEGEL: Jedenfalls entfällt der jahrelang von Helmut Kohl gepredigte Grundsatz, dort nicht mit Kampftruppen hinzugehen, wo die Wehrmacht gewütet hat.

Rühle: Ich habe so nie geredet, sondern die Formel gebraucht, wo wir ein Teil der Lösung und nicht des Problems sind, sollten wir hingehen, auch wenn es historische Belastungen gab. Die Einschätzung war richtig. Unsere Soldaten haben Vertrauen bei allen Konfliktparteien.

SPIEGEL: Werden Sie künftig „Leopard“-Kampfpanzer einsetzen?

Rühle: Nein. Beim Gerät gibt es keine Veränderungen. Wir haben die Radpanzer „Fuchs“ und „Luchs“ hier. Die reichen auch bei einer Nach-Ifor-Mission

* Mit Redakteur Dirk Koch in einem Transporthubschrauber der Bundeswehr.



Rühle beim SPIEGEL-Gespräch*: „Unsere Soldaten haben Vertrauen bei allen Konfliktparteien“



M. HORACEK / BILDERBERG

Wiederaufbau in Mostar: „Die Rückkehr des Krieges verhindern“

für Sicherungsaufgaben oder als Aufklärer.

SPIEGEL: Deutsche Infanterie könnte demnächst in die Situation kommen, auf Nato-Befehl bei einem Kampfeinsatz ausländische Soldaten angreifen und töten zu müssen, die nicht die Sicherheit der Bundesrepublik gefährden. Deckt der Soldaten-Eid das noch ab?

Rühe: Ja, natürlich. Der Eid lautet, „der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen“, und nicht, „in der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen“. Für einen Berufssoldaten bedeutet dies, daß er alle Aufträge durchzuführen hat, die Regierung und Parlament der Bundesrepublik Deutschland beschließen.

SPIEGEL: Es geht nicht mehr nur, wie bisher, um das Recht zur Selbstverteidigung oder um das Beseitigen von verteidigten Straßensperren gegen Nachschubtransporte, es geht um regelrechte Kriegsakte. Ist das nicht eine neue Lage?

Rühe: Nein, ist es nicht. Wenn jetzt unsere Pioniere eine Brücke bauen und jemand

würde versuchen, sie daran zu hindern, dann haben sie jetzt schon den Auftrag, sich durchzusetzen. Deutsche Soldaten haben in Bosnien dieselben Einsatz-Regeln wie die Soldaten anderer Länder auch. Es gibt da absolute Klarheit aufgrund des Urteils des Bundesverfassungsgerichts.

SPIEGEL: Die Nato-Verteidigungsminister wollen im norwegischen Bergen die Nachfolge-Mission in den Grundzügen festlegen. Die Amerikaner haben sich wegen des Präsidentschaftswahlkampfes noch nicht offiziell erklären mögen. Bleibt die Bundeswehr auch, wenn die US-Truppen wider Erwarten abrücken?

Rühe: Ohne die USA geht es nicht. Ich gehe davon aus, daß die Amerikaner Bosnien nicht allein lassen werden. In Bergen sollten wir den künftigen politischen Auftrag bereden und die Militärs beauftragen, entsprechende Optionen auszuarbeiten. Erstes Ziel muß sein, die Rückkehr des Krieges zu verhindern und damit noch mal Zeit zu retten für den politischen Neuaufbau, der sich noch zu schwach entwickelt.

SPIEGEL: Wie groß ist denn das Risiko, daß es erneut bewaffnete Auseinandersetzungen gibt?

Rühe: Die Gefahren sind noch sehr groß. Es müssen endlich bei Serben wie Kroaten die Abrüstungsvereinbarungen durchgesetzt werden. 40 Prozent der Panzer und Artillerie, die verschrottet werden sollten, müssen noch in diesem Jahr vernichtet werden, der Rest dann 1997. Noch ist nichts geschehen. Das erfüllt mich mit großer Sorge. Hier muß Druck gemacht werden, auch deshalb braucht man weiterhin militärische Präsenz.

SPIEGEL: Sie verlangen mit dem Einsatz von deutschen Kampfgruppen auch eine stärkere Beteiligung der Deutschen am Kommando in Bosnien.

Rühe: Es soll bei der neuen Mission eventuell der Stab der deutsch-französischen Brigade eingesetzt werden, die jetzt turnusgemäß ein Deutscher führt. Bei einem Einsatz im französischen Sektor Bosniens werden natürlich die Franzosen die Führung behalten. Das Nato-Kommando für den Einsatz in Bosnien insgesamt wechselt jetzt vom Süden zu Europa-Mitte. Dort werden wir angemessen und dem sicheren Einsatz unserer Soldaten entsprechend vertreten – jetzt durch den stellvertretenden Befehlshaber für Logistik. Und bei einer Nachfolge-Mission durch den Chef des Stabes.

SPIEGEL: Wie lange wird der neue Einsatz dauern? General Klaus Naumann, der Vorsitzende des Nato-Militärausschusses, sagt, es werde noch sehr lange militärische Präsenz in Bosnien nötig sein.

Rühe: Es ist nicht Sache der Militärs, das einzuschätzen. Die Dauer der Mission muß natürlich von der Uno festgelegt werden, dann muß die Nato sich dazu äußern, auf politischer Ebene. Ich bin auf jeden Fall für eine Befristung.

SPIEGEL: Das kennt man schon von Ihnen, und der Einsatz läuft dennoch weiter.

Rühe: Das ist auch richtig und gut so. Ich bin auch auf jeden Fall dafür, daß der Bundestag, wenn er jetzt ein neues Mandat erteilt, nach einem Jahr erneut zu entscheiden hat, wenn die internationale Gemeinschaft dann den Nach-Ifor-Einsatz nochmals ausweiten will.

SPIEGEL: Vor kurzem haben Sie noch erklärt, spätestens im Oktober 1997 sei endgültig Schluß.

Rühe: Wir entscheiden ja nicht allein über die Dauer einer Nachfolge-Operation. Ich bin dafür, daß sie ungefähr ein Jahr dauert. Wir können nicht auf ewig bleiben. Das Signal an die Konfliktparteien muß sein, nutzt die begrenzte Zeit für dauerhafte politische Lösungen.

SPIEGEL: Wann macht man Ernst mit dem Ergreifen der Kriegsverbrecher Karadžić und Mladić? Von hohen Bundeswehroffizieren ist vor Ort zu hören, es sei besser, Zurückhaltung zu üben, weil der Rückhalt dieser Leute in der serbischen

Bevölkerung enorm groß sei und eine Festnahme Rache-Anschläge auch gegen Ifor-Truppen auslösen würde.

Rühe: Es ist nicht die Sache der Soldaten, darüber zu befinden. Der scheidende Chefankläger in Den Haag, Richard Goldstone, spricht zu Recht von Versagen. Zur Aussöhnung kann es nur kommen, wenn nicht nur die kleinen Mörder gegriffen werden, sondern auch den Hauptverantwortlichen endlich der Prozess gemacht wird, fair und sachlich.

SPIEGEL: Ihr britischer Kollege Michael Portillo hat gerade erst erklärt, man sei hier nicht als Polizei eingesetzt.

Rühe: Aufgrund der Dayton-Vereinbarung macht Ifor keine Jagd auf die Kriegsverbrecher, kann sie aber festnehmen. Auf Dauer kann es jedoch kein Nebeneinander von Nato-Soldaten, die den Frieden sichern, und Kriegsverbrechern geben. Deswegen sollte bei einer Neufassung des Mandates der Zugriff auf Kriegsverbrecher zu den Aufgaben der Truppe gehören. Auch im Interesse der eigenen Glaubwürdigkeit kann ich mir nicht vorstellen, daß sich eine internationale Friedenstruppe aus der Verfolgung von Kriegsverbrechen heraushält.

SPIEGEL: Werden dann auch die Russen noch dabei sein?

Rühe: Ja. Davon gehe ich aus. Wenn die USA und die Europäer bleiben, stellt sich auch Rußland seiner Verantwortung für den Frieden.

SPIEGEL: Könnte Bosnien so zum Modellfall für eine neue globale Kooperation der großen Mächte werden?

Rühe: Ja, auf jeden Fall zum Modell einer neuen europäischen Sicherheitsordnung. Die Zusammenarbeit beim Wiederaufbau dieses zerstörten Landes übt auf alle eine große Faszination aus.

SPIEGEL: Erst mal nutzen Sie die Chance für die Ost-Erweiterung der Nato.

Rühe: Im Gegensatz zu manchen Politiker-Worten aus Moskau wissen die russi-

„Es geht um den Schutz vor nuklearem Terrorismus“

schen Soldaten, daß es eine neue Nato gibt. Die erleben sie nämlich tagtäglich hier im ehemaligen Jugoslawien. Wir wollen ein neues Verhältnis zwischen einer neuen Nato und dem neuen Rußland. Und wir wollen einen gemeinsamen Ausschuß, einen Nato-Rußland-Ausschuß, in dem alle politischen Konsultationen stattfinden.

SPIEGEL: Ziehen die Russen mit?

Rühe: Ich denke, ja. Es liegt im russischen Interesse. Das wird ein Gremium besonderer Qualität. In einer Charta werden wir die neue wirkliche strategische Partnerschaft zwischen Rußland und der Nato festlegen. Es wird dazu auf Dauer

russische Repräsentanten im europäischen Nato-Oberkommando, aber auch in den Nato-Hauptquartieren und im Gegenzug Nato-Repräsentanten im russischen Generalstab und in russischen Hauptquartieren geben. Wir wollen und werden einen gewaltigen Sprung machen.

SPIEGEL: Angesichts noch gewaltiger Widerstände in Moskau gegen die Ost-Erweiterung klingt das nach Wunschenken.

Rühe: Die Widerstände gegen die Öffnung der Nato werden schwinden. Rußlands Interesse an der Zusammenarbeit mit der Nato wird weiter wachsen. Wir wollen ja keine militärischen Kapazitäten nach Osten verlagern, weder Truppen noch gar Atomwaffen. Über den gemeinsamen Ausschuß hinaus wird es zwischen Nato und Rußland Möglichkeiten auch der technologischen Zusammenarbeit bei Raketenabwehrsystemen geben.

SPIEGEL: Wollen die USA wirklich ihr Know-how mit Moskau teilen?

Rühe: Das muß sich entwickeln. Es geht eigentlich um den Schutz vor nuklearem Terrorismus. Das kann nur ein Schutz sein gegenüber einzelnen Systemen. Es geht um die Verhinderung von Proliferation. Für Moskau ist das genauso interessant wie für Washington, für Paris, London und Bonn. Es gibt viel mehr gemeinsame Interessen heute zwischen der Nato und Rußland, als das manche Leute sehen.

SPIEGEL: Herr Rühe, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Russische Ifor-Soldaten in der Nähe von Tuzla: „Modell einer neuen europäischen Sicherheitsordnung“



G. SCHÖNHARTING / OSTREDEUZ

Grünen-Favoritin Röstel: „Note 6, mein Lieber, setzen“

Parteien

Große Unbekannte

Die ostdeutschen Bündnisgrünen haben eine Kandidatin für den Parteivorsitz aufgespürt – eine bekennende Wendegewinnerin.

Gunda Röstel, 34, schwieg, als ein Kollege aus dem sächsischen Landesvorstand der Bündnisgrünen mit der Nachricht in die Sitzung platzte. Die amtierende Bundessprecherin Krista Sager hatte der Partei gerade empfohlen, eine Ostdeutsche zu ihrer Nachfolgerin zu wählen.

Nach der ersten Schrecksekunde, erinnert sich Röstel an das Treffen im August, schoß es ihr durch den Kopf: „Das wär doch was, jeder hat drei Versuche im Leben.“ Auf die „reizvolle persönliche Herausforderung“ kann sich die Hobbypolitikerin und Schulleiterin getrost jetzt schon einstellen.

Die Chancen für die selbstbewußte Newcomerin, zu Deutschlands jüngster Parteivorsitzenden aufzusteigen, stehen ziemlich gut – die bündnisgrüne Arithmetik macht's möglich. Streng quotiert nach Geschlecht, politischen Strömungen sowie Ost und West sollen die beiden

Sprecherposten im Bundesvorstand besetzt werden, darüber sind sich die Strategen einig.

Hartnäckig fahndete deshalb Werner Schulz, der Parlamentarische Fraktionsgeschäftsführer im Bundestag, nach einer Ost-Frau, möglichst aus dem Realo-Spektrum. Denn die Wiederwahl des linken Jürgen Trittin scheint sicher.

Mit ihm, einem bekennenden Wessi, hat Röstel noch nie persönlich gesprochen. Auch die gesamte Bonner Politmaschine ist ihr fremd, und über dezidierte politische Positionen verfügt die Sächsin ebenfalls nicht – warum bloß will diese Frau sich den Knochenjob einer bündnisgrünen Parteivorsitzenden zumuten?

„Warum denn nicht?“ antwortet sie spontan und drückt den Rücken durch. Die graublauen Augen signalisieren Neugier und Angriffslust. Röstel wird bald 35 Jahre – das sei „vermutlich schon mehr als die Hälfte des Lebens“ – und hatte schon länger überlegt, „noch mal irgendwie neu zu springen“. Bei Schnellstarts hatte sie bisher immer Erfolg, und nur dem Kirchenchor blieb sie 15 Jahre treu.

In der DDR hielt die parteilose Lehrerin es nicht mehr aus. Nach ihrem Ausreiseartrag Anfang 1989 verlor sie ihre Stelle an einer Schule für Lernbehinderte, verteilte für die „Volkssolidarität“, eine staatliche Wohlfahrtsinstitution, Essen in der 12 000 Einwohner starken Stadt Flöha, am Rande des Erzgebirges, und klagte sich im Wendeherbst wieder in ihre alte Schule ein.

Zugleich gründete die Mutter zweier Kinder mit ihrem Mann in Flöha das Neue Forum. Ein halbes Jahr später woll-

te sie Abgeordnete der Volkskammer werden, doch die Prozenze für das „Bündnis 90“ reichten nicht.

Statt dessen wählten die Lehrerkollegen Röstel, damals 28, zur Schuldirektorin. Inzwischen ist der Altbau prachtvoll renoviert, doch die bescheidene Chefin arbeitet noch immer in einem Dachkammerchen, das mit steinalten Kakteen, Plastestühlen und einem Resopal-Wohnzimmerschrank vollgerümpelt ist.

Auch das Eigenheim im geliebten Flöha ist fertig. Der Gatte beschäftigt in seinem Chemnitzer Elektronik-Betrieb mittlerweile elf Angestellte. „Uns geht es prima, wir sind eindeutig Wendegewinner“, räumt Röstel freimütig ein.

Zuversicht und Tatkraft strahlt Röstel aus. Sie steht für eine neue ostdeutsche Mittelschicht, die persönlichen Nutzen aus dem ges-

ellschaftlichen Umbruch gezogen hat und sich dazu bekennt. Auf Stimmenzuwachs aus diesem Wählerpotential hoffen die Bündnisgrünen denn auch, die große Existenzsorgen in Ostdeutschland haben.

Anders als den meisten halbwegs prominenten Ost-Grünen hafte Röstel „nicht das Image einer traurigen DDR-Dissidentin an“, freut sich Mentor Schulz. Seine Favoritin soll nun im Osten die schwachen Grünen gegen die aufstrebende FDP und die übermächtige PDS voranbringen. Wie sie das schaffen kann, weiß Röstel selbst nicht, „aber ich hab' bisher meistens meine Ziele erreicht“.

Die Unterstützung der Realos ist der Novizin gewiß. Joschka Fischer findet, die „große Unbekannte“, wie sie sich selber nennt, habe Power und viel Talent. Bei einem Treffen am vorletzten Mittwoch entsann er sich ihrer ersten Begegnung vor drei Jahren.

Damals hatte die Sprecherin der sächsischen Grünen den amtierenden linken Bundessprecher Ludger Volmer abgekanzelt. „Note 6, mein Lieber, setzen“, kommentierte die gelernte Lehrerin heftig dessen „schlechte Vorbereitung“ im Länderrat, der über den Entwurf eines Wahlprogramms debattierte. Damit erregte sie Fischers Wohlwollen.

Die Wahl Röstels könnten die Linken wohl nur verhindern, falls sie bei der Bundesdelegiertenkonferenz im November die Debatte um schwarz-grüne Koalitionen wieder aufwärmen. Röstel hatte vor der Landtagswahl in Sachsen für ein Regierungsbündnis mit der CDU geworben – und sich damit ein einziges Mal politisch exponiert.

Schönes Feuerwerk

Die Bonner umwerben den EU-Kommissar van Miert: Sie brauchen neue Subventionsgenehmigungen.

Der Mann ist es gewohnt, daß ihm die Menschen an den Kragen wollen. Buhrufe überhört er. Von den Schmähbrieffen nimmt er nur noch die allerderbsten zur Kenntnis. Und daß ihn Volker Schimpff, der stellvertretende Vorsitzende der sächsischen CDU, als „überbezahlt, machtgeil und weltfremd à la Politbüro“ beschimpft, entlockt ihm nur ein Lächeln – „wer ist dieser Mann?“

„Ein schönes Feuerwerk“ hatte Karel van Miert, 54, erwartet, als er sich am vergangenen Donnerstag bei einem Symposium des Deutschen Industrie- und Handelstages (DIHT) in Bonn den Deutschen stellte. Schließlich wurde der EU-Kommissar für Wettbewerb vom sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf (CDU) zum Verhinderer des Aufbaus Ost erklärt.

„Ich bin der Sündenbock“, sagt van Miert gelangweilt, „ich bin an allem schuld: an der Wirtschaftskrise, den Arbeitslosen und daran, daß es im Osten nicht läuft.“

Er kennt die Biedenköpfe Frankreichs, Italiens und Großbritanniens, fast jede Woche ist er irgendwo in Europa unterwegs, um sich Ärger abzuholen.

Nun sind eben die Deutschen dran, die seit Monaten mit seiner Entscheidung hadern, einen Teil der großzügigen Subventionen für sächsische VW-Werke nicht zu genehmigen. Nur knapp hatte er sich davon abbringen lassen, mit einer einstweiligen Anordnung vor dem Europäischen Gerichtshof das von Biedenkopf trotzig ausgezahlte Geld für VW zurückzufordern.

Doch zur offenkundigen Überraschung van Mierts blieb am Donnerstag die Empörung aus. Beim DIHT-Symposium versuchten es Manager, Funktionäre und Bundeswirtschaftsminister Günter Rexrodt („Mein lieber Karel ...“) mit Artigkeiten.

Widerspruchslos ertrugen es die Wirtschaftsvertreter, wie sie der schmale Mann mit den etwas zu langen Anzughosen und dem sorgsam über die kahlen Stellen gelegten Haupthaar streng zu-rechtwies: „Wenn man sich so gegen die Rechtsgemeinschaft verhält, dann wird es keine Europäische Union mehr geben.“

Vor allem die Disziplinlosigkeit der selbsternannten europäischen Musterknaben, schweren Bruch von EU-Recht wider besseres Wissen zu begehen, bringt van Miert in Rage. „Was sich einer einmal an einem Ort erlaubt, erlauben sich dann viele andere an anderen Orten“, giftet er und fuchtelte mit dem Gips, den er nach einem Sturz vom Pflaumenbaum um den gebrochenen Arm trägt.

Betretenes Schweigen im Publikum. Van Miert, der nach dem Fall Volkswagen von den Sachsen als uneinsichtiger Brüsseler Betonkopf dargestellt worden war, vermittelt nicht das klassische Bild vom staubigen Eurokraten.



Subventionspolitiker van Miert, Rexrodt*: „Lieber Karel“

Er fühlt sich sichtbar als Schiedsrichter, ausgerüstet mit starkem Rechtsempfinden und großer Lust an Publicity. Der Kommissar strahlt das Selbstbewußtsein des überzeugten Europäers aus, der sich für den Frontmann eines unaufhaltsamen Fortschritts hält.

* Am Donnerstag vergangener Woche beim Treffen in Bonn.

Wirtschaftsminister Rexrodt dankte denn auch eifrig „für die hervorragende Zusammenarbeit“. Und der sonst eher laute DIHT-Präsident Hans Peter Stihl flötet, daß es doch wohl „keinen Grund für einen Wandel Ihrer Einstellung zum Osten Deutschlands gibt“.

Bislang hatte der belgische Sozialdemokrat die deutsche Ost-Subventionierung meist wohlwollend bedacht. Wie kaum ein Brüsseler ist er mit der Lage in den neuen Ländern vertraut.

Van Miert, dessen Ehefrau in Ost-Berlin geboren wurde, reiste zu DDR-Zeiten „aus privatem Interesse“ durchs Land jenseits der Mauer. Bei einer Bahnfahrt von Berlin nach Frankfurt (Oder) fiel ihm auf, „wie bedrückend das hier alles ist“.

Daß die Deutschen wegen der harmlosen Summe von 91 Millionen Mark solchen Streit inszenierten, trifft van Miert. Er verstand, daß die Franzosen „wirklich böse“ waren, als Renault 1990 Beihilfen im Wert von fast zwei Milliarden

Mark zurückzahlen mußte. Den Auftritt von VW-Chef Ferdinand Piëch in Brüssel dagegen fand van Miert befremdlich. Vertraute berichteten, daß der stets zum Kompromiß bereite EU-Kommissar nach dem Gespräch empört ob der Sturheit des Herrn „Pietsch“ gewesen sei. Daß man ihm eine Freundschaft zu diesem Konzernherrn nachsagt, empfindet er als „Zumutung“.

Ob der Flame nach dem sächsischen Solo tatsächlich verstimmt ist, wird schon bald Johannes Ludewig feststellen. Der Staatssekretär im Wirtschaftsministerium hat einen Subventionsplan für die vom Zerfall des Vulkan-Verbundes betroffenen Werften vorgelegt. Trotz eines laufenden Ermittlungsverfahrens gegen die Bremer Manager wegen Vertretung von Subventionen in Höhe von 850 Millionen Mark würden die Bonner gern schnell und unbürokratisch nachschießen. Und der chronisch kranke Magdeburger Schwermaschinenbauer Sket benötigt ebenfalls die nächste finanzielle Infusion.

Vor dem Fall VW waren solch heikle Angelegenheiten im stillen geregelt worden. Seit dem sächsischen Getöse jedoch „sind viele EU-Partner neugierig. Die wollen ganz genau wissen, was in Ostdeutschland passiert“, sagt van Miert.

Auch bei westdeutschen Unternehmen, so will er erfahren haben, wachse die Kritik an der Großzügigkeit im Osten: „Einfacher wird es für die Deutschen jetzt bestimmt nicht.“ □

Werbeseite

Werbeseite

Stasi

Korrekt zitiert

Ein Stasi-Treffbericht enthüllt: Beim Aufspüren von Dissidenten half Manfred Stolpe bereitwillig mit.

In einer dunklen Freitagnacht im November 1986 begann die Operation „Schwarzer Kanal“: Im Berliner Bezirk Mitte und im Prenzlauer Berg schwärmten Zivilfahnder des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) in Scharen aus. Eine „stationäre und halbstationäre Peilbasis der Hauptabteilung III“ bezog Stellung.

Doch trotz des Massenaufgebots fanden die Häscher nicht, wonach sie verzweifelt suchten: einen illegalen Piratensender der DDR-Opposition. Kleinlaut meldete die Techno-Abteilung des MfS: „Die mobile Peilbasis“ habe leider eine „ungünstige Dislozierung“ im Prenzlauer Berg gehabt, was „nicht zu einer Vergegnauerung des Senderstandortes beigetragen“ habe.

Der Dissidenten-Funk hatte in jenen Herbsttagen mit Aufrufen zum Widerstand gegen die Staatsgewalt und hämischen Glossen zur Lage im real existierenden Sozialismus die SED-Spitze alarmiert. Die Stasi bekam Anweisung, die Stimme der Konterrevolution umgehend aufzuspüren und zum Verstummen zu bringen.

Weil die Technik der Stasi nicht reichte, griffen die Führungsoffiziere auf bewährte Helfer zurück – auf ihre „Inoffi-

ziellen Mitarbeiter“ (IM). Einen von ihnen, der das Ohr immer nahe an der Oppositionsszene hatte, bestellten sie in eine konspirative Wohnung nach Pankow, Florastraße 65. Sein Name: Manfred Stolpe alias IM „Sekretär“, damals Konsistorialpräsident der Berlin-Brandenburgischen Kirche.

Das enthüllt ein jetzt aufgetauchter Treffbericht der Stasi-Kirchenabteilung. Der Bericht ist ein rares Dokument, denn die komplette Akte des IM „Sekretär“ wurde vermutlich während der Wende vernichtet.

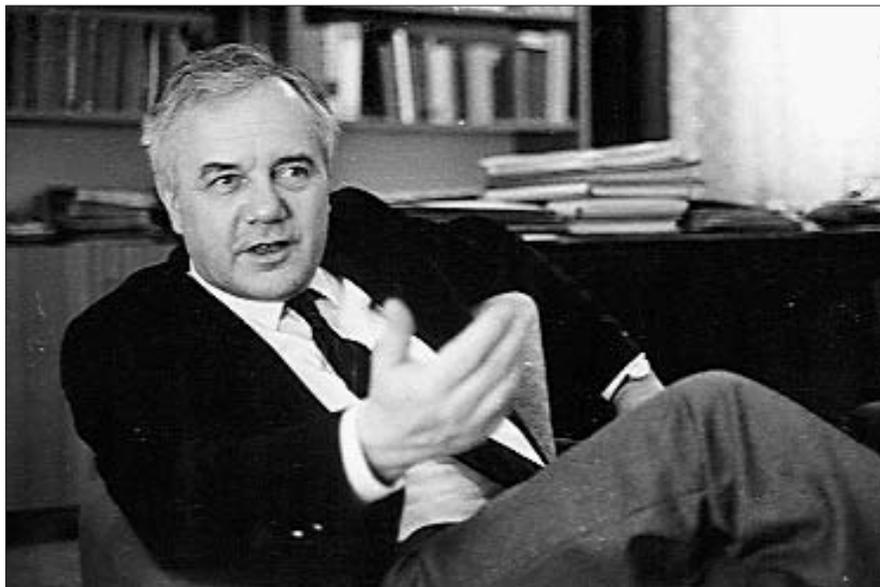
Peinlich für Stolpe, der seine Stasi-Treffen am liebsten als „Verhandlungen“ über „humanitäre Probleme“ bezeichnet: Das Dokument zeigt ihn als willigen Helfer der Stasi-Macht.

Stolpes Führungsoffizier, Klaus Roßberg, empfing „Sekretär“ am 4. November 1986 in der Florastraße mit ein paar leckeren Happen, die sich Stolpe bei solchen Gelegenheiten gern servieren ließ. Stolpe gab dann, notierte Roßberg, „eine erste Einschätzung zur Tätigkeit eines sogenannten Piratensenders und dessen erste Sendung“.

Der Konsistorialpräsident habe ihm zunächst mitgeteilt, es gebe „eine vertrauliche Absprache“ mit seinem Oberhirten, Bischof Gottfried Forck: Sollten Kirchenangestellte mit dem Oppositionssender zu tun haben, werde „einer strafrechtlichen Ahndung nichts in den Weg gelegt“.

Dann kamen die Herren zur konspirativen Sache: Ein schweres Tonbandgerät stand auf dem Tisch, Roßberg spielte dem IM „nochmals eine Bandaufzeichnung“ der Piratensendung vor. „Sekretär“ sollte die Stimmen „identifizieren“.

Stolpe machte offensichtlich mit. „Sekretär“, heißt es in dem Treffbericht, „ist der Meinung, daß die ihm bekannten Personen, wie Poppe, Templin u. a. nicht als



Stasi-Informant Stolpe (1985): „Klassische Agententätigkeit“

Sprecher in Frage kommen*. Der Sprecher der Freitag-Sendung sei seiner Meinung und Kenntnis nach eine Person aus dem Gebiet Nordrhein-Westfalen. Seine Sprechweise sei identisch mit der im Raum Bochum, Hagen, Essen.“

Die Begründung seines Negativ-Befundes lieferte Stolpe laut Roßbergs Aufzeichnung gleich mit: „Die Sprecher verwenden Wörter und Ausdrücke, die von der DDR-Bevölkerung nicht im Alltagsleben verwendet werden bzw. die hier bei keinem Dialekt anzutreffen sind (5 Jahresplan statt Fünfjahresplan ...).“

Daß Roßberg und sein Informant an diesem Abend nicht fündig wurden, hat einen simplen Grund. „Er konnte niemanden erkennen“, sagt der frühere DDR-Dissident Reinhard Schult, „denn wir hatten die Texte zwar im Osten geschrieben, dann aber von Leuten aus der autonomen Kreuzberger Szene verlesen und ausstrahlen lassen.“

Schult, nach der Wende für die Bürgerbewegung Neues Forum Parlamentarier im Berliner Abgeordnetenhaus, gehörte damals zu einem Kreis von linken Ost-Berliner Bürgerrechtlern, der die Idee mit dem Radio ausgeheckt hatte. Gesendet wurde vom Dachboden eines besetzten West-Berliner Hauses – insgesamt viermal, dann sendeten die Dissidenten auf einer offiziellen Frequenz bis in die Wendezeit das Programm „Radio Glasnost“.

Wie die SED die Funkpiraten einschätzte, bekam der damals 22jährige Dirk Teschner aus Karl-Marx-Stadt zu spüren. Der junge Mann hatte von einem Ost-Berliner Kumpel den Mitschnitt einer Sendung bekommen und zusammen mit Freunden in seiner Wohnung abgehört. Bekannte verpiffen ihn. Wegen „staatsfeindlicher Hetze“ wurde er im Dezember 1986 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Bei der Suche der Stasi nach den Tätern machte Stolpe nach Aktenlage bereitwillig mit. „Nach Beratung offensiver Maßnahmen zur Ermittlung der Hintermänner und Organisatoren“, heißt es in dem Treffbericht, „erklärte sich der IM einverstanden, entsprechende eigene Aktivitäten zu unternehmen.“



Korrespondent Loewe (1971)

IM „Sekretär“ versprach, nicht nur bei Pfarrern aus der Oppositionsszene nachzuforschen, sondern auch beim West-Berliner Bürgermeister Eberhard Diepgen. Für seine Recherchen bei Diepgen, notierte Roßberg, werde der IM „die Vorbereitung für ein Weihnachtsgespräch“ nutzen.

Bei dem Fernsehjournalisten Lothar Loewe, in dessen Opferakte sich der Treffbericht fand, hat Stolpe ebenfalls beiläufig sondiert. Die Äußerungen aus „einem internen Gespräch des IM mit Lothar Löwe“ (Treffbericht) gab „Sekretär“ an den Stasi-Offizier weiter.

Der TV-Mann, der in den siebziger Jahren als

ARD-Korrespondent in Ost-Berlin gearbeitet hatte und 1976 wegen seiner kritischen Berichte ausgewiesen worden war, erinnert sich gut daran, daß ihn Stolpe über den Piratensender ausgefragt habe.

Loewe: „Stolpe meinte beiläufig zu mir, was ich denn von diesem ‚Schwarzen Kanal‘, wie der Sender sich nannte, so wüßte und halte – und ich gab ihm meine Einschätzung, die ich korrekt in der Stasi-Akte wiederfand.“

Auch dem Pfarrer und damaligen Dozenten für Jugendarbeit, Rudi Pahnke, ist „ganz klar im Bewußtsein, daß ihn Stolpe nach dem Piratensender genauer ausfragte“.

Beim Gespräch war auch sein Amtsbruder Rainer Eppelmann dabei. Beide Geistlichen verfügten über gute Kontakte zur radikaleren Kirchenbasis. Pahnke: „Stolpe wollte rausfinden, was wir wissen. Ob Rainer oder ich möglicherweise selber dahinterstecken oder einer unserer Basis-Kontakte. Stolpe nannte sogar selbst Namen, ob es dieser oder jener sein könnte.“

Recht wortkarg gab sich Stolpe Ende letzter Woche. Auf den Vorgang angesprochen, verweigerte er jegliche Auskunft.

Der Experte für Kirche und Stasi bei der Gauck-Behörde, Clemens Vollnhals, dazu: „Ein Kirchenmann, der sich auf Wunsch der Stasi Tonbänder anhört, um Stimmen zu identifizieren, und angesichts seiner Erfolglosigkeit eindeutige Spitzelaufträge annimmt, kam in den Akten bisher nicht vor. Die Erfüllung eines solchen Auftrages ist eine klassische Agententätigkeit und hat mit Kirchendiplomatie nichts zu tun.“ □

* Der Physiker Gerd Poppe und der frühere Philosophieassistent Wolfgang Tempin gehörten zur kirchennahen Ost-Berliner Dissidenten-Szene.

Minister

Sütterlin im Internet

Norbert Blüm wehrt sich gegen neue Sparmaßnahmen – und deutet an, was nicht mit ihm zu machen sei.

Der Blumenschmuck ist adrett verteilt, das Streichquartett spielt Haydn und Hindemith, für die gehobene Feierlichkeit beim hundertsten Geburtstag des Arbeitsamtes im pfälzischen Landau sorgt der im Helikopter eingeschwebte Arbeitsminister Norbert Blüm.

Oberbürgermeister Christof Wolff (CDU) sagt das Übliche über den Standort Deutschland und das Sparpaket der Bundesregierung. Damit sei es aber nicht getan, findet das Stadtoberhaupt. Die Bundesregierung werde wohl den Arbeitslosen die Bezüge weiter kürzen, so rekapituliert Wolff seine Lese Früchte vom vorletzten Wochenende. Das hätte er besser lassen sollen.

„Wer sagt denn das?“ fährt ihn der Minister derart aufgebracht an, daß die 300 Ehrengäste im Foyer erschrocken innehalten. „Nicht so eifrig mit dem vorausseilenden Gehorsam, Herr Oberbürgermeister! Ich sehe keine Möglichkeit, das Arbeitslosengeld noch weiter abzusenken“, poltert Blüm.

Helmut Kohls ansonsten allzeit launiger dienstältester Minister hat „die Nase gestrichen voll“. Nicht von seinem Job jedenfalls, noch nicht. Die Macht gibt man auch nach 14 Jahren nicht so leicht ab.

„Richtig kriminell“ findet Blüm jedoch die täglichen Anfeindungen und Sparpappe aus den eigenen Reihen. Da gibt es immer wieder Stimmen, die ihn als eine Art wandelnden Standortnachteil lächerlich machen.

Hat er nicht gerade erst acht Milliarden Sozialmark zu Theo Waigels erstem Sparpaket beigesteuert? Hat er nicht das Geld zu Lasten von Arbeitslosen aus seinem Wohlfahrtsset „herausgeschnitten“, wie andere Christ- und Freidemokraten zu seiner Empörung sich auszudrücken pflegen? Blüm, ganz Sprachstet: „Wir sind doch nicht auf dem Schlachthof.“

„Zum Thema Sparen fällt mir nicht mehr ein“, kontert er. Und hebt drohend die Faust gen Bonn: „Die sollen den Bogen bloß nicht überziehen.“

„Die“ – dazu gehört etwa Friedhelm Ost. „Fitzelchen“ nannte der Vorsitzende des Wirtschaftsausschusses im Bundestag Blüms bisherige Sparleistung. Oder CSU-Gesundheitsminister Horst Seehofer, welcher der Rent-



Arbeitsminister Blüm

M. DARCHINGER

Die da unten

Arbeitslosengeld* und Sozialhilfe** am Beispiel repräsentativer Haushalte

+ Arbeitslosengeld über der Sozialhilfe

- Arbeitslosengeld unter der Sozialhilfe

*inkl. Kindergeld und Wohngeld **inkl. Wohnkosten

Alleinstehende	
DER SPIEGEL	ALTE BUNDESLÄNDER
	Sozialhilfe 1148 Mark +
	Arbeitslosengeld 1223 Mark
	NEUE BUNDESLÄNDER
Sozialhilfe 1009 Mark +	
Arbeitslosengeld 1188 Mark	
Alleinstehende mit Kind	
	ALTE BUNDESLÄNDER
	Sozialhilfe 1871 Mark -
	Arbeitslosengeld 1697 Mark
	NEUE BUNDESLÄNDER
Sozialhilfe 1651 Mark -	
Arbeitslosengeld 1580 Mark	
Ehepaare	
	ALTE BUNDESLÄNDER
	Sozialhilfe 1805 Mark +
	Arbeitslosengeld 1854 Mark
	NEUE BUNDESLÄNDER
Sozialhilfe 1588 Mark -	
Arbeitslosengeld 1470 Mark	
Ehepaare mit zwei Kindern	
	ALTE BUNDESLÄNDER
	Sozialhilfe 2759 Mark -
	Arbeitslosengeld 2655 Mark
	NEUE BUNDESLÄNDER
Sozialhilfe 2419 Mark -	
Arbeitslosengeld 2210 Mark	

nerklientel seines Kollegen neue Ängste einjagte. Blüm droht ihm, halb martialisch, halb komisch, Vergeltung an: „Den kauf’ ich mir.“

Der Hauptwidersacher sitzt jedoch im Bonner Finanzministerium. Am vorigen Mittwoch um die Mittagszeit empfing Theo Waigel den Kollegen Blüm. Der erste Positions- und Datenabgleich geriet zur Generalprobe für die unausweichliche Auseinandersetzung, die spätestens im November ansteht.

Der CSU-Finanzminister verlangt von Blüm weitere sechs bis sieben Milliarden Mark Abstriche am Arbeitslosengeld und weitere zwei Milliarden Mark Kürzungen bei der Arbeitslosenhilfe. Aus dem Bundesetat, so Waigel, könne er die defizitäre Nürnberger Bundesanstalt für Arbeit nicht bedienen.

Waigels politisches Schicksal steht auf dem Spiel. Mit einem noch höher überschuldeten Etat 1997 würde Deutschland die strengen Kriterien für die Europäische Währungsunion verfehlen.

Blüm aber muß sich zwischen der Loyalität zu Kanzler und Partei und seiner Glaubwürdigkeit entscheiden.

Beim Treffen im Büro Waigels packte Blüm sofort eine Statistik aus. Sie belegt, daß bei Arbeitslosen nichts mehr zu holen sei. Bereits nach geltendem Recht steht im Westen Haushalten mit Kindern weniger Arbeitslosengeld als Sozialhilfe zu. Im Osten beziehen lediglich alleinstehende Arbeitslose mehr Stütze als Sozialhilfe. Blüms Konsequenz: „Ich habe keine Vorschläge zu machen.“

Einen Vorschlag machte der Arbeitsminister dann doch: Waigel solle doch schleunigst Steuern erhöhen. Da ist er sich einig mit Heiner Geißler, der in einer höheren Mehrwertsteuer den fälligen „offensiven Befreiungsschlag“ sieht.

Waigel und Blüm richten sich auf einen langwierigen, zähen Konflikt ein, den letztlich Helmut Kohl entscheiden muß. Pro forma beauftragten sie ihre Staatssekretäre, für ein zweites Spitzengespräch in dieser Woche alle Maßnahmen aufzuführen, die sich auf der Suche nach Barem noch kürzen lassen: von Kassenresten bei der Kriegsofpferversorgung (etwa 500 Millionen Mark) bis zur vollen Steuer- und Versicherungspflicht für jene, die neben ihrem normalen Salär noch einen 590-Mark-Job ausüben und dafür derzeit brutto für netto kassieren.

Der Arbeitsminister zeigt Nerven, die Grenzen seiner Belastbarkeit sind erreicht. „Muß ich mir das antun? Hab’ ich das nötig?“ Immer häufiger stellt er im Freundeskreis diese Fragen, die er sich und anderen öfter schon gestellt hat, aber diesmal wirkt er entschieden.

Noch übertüncht er Anflüge von Resignation mit jener Attitüde des Einzelkämpfers, die er, vom gelernten Schlosser zum promovierten Philosophen aufgestiegen, nie abgelegt hat und in der auch ein

Werbeseite

Werbeseite

Stück Arroganz steckt, denn natürlich hält er sich eigentlich für unersetzbar.

Im Tagesgeschäft spürt Blüm jedoch, daß ihn immer mehr Menschen, vor allem jüngere, für ein Auslaufmodell in einer Welt halten, die nach anderen Kategorien tickt: Globalisierung der Märkte, internationaler Wettbewerb der Standorte, weltweite Freizügigkeit von Kapital, Arbeit und Know-how.

Wie Sütterlin im Internet – so wirken gelegentlich Blüms Antworten auf Thesen junger Systemveränderer aus seiner Partei, die sich längst auf die Ära nach dem Wohlfahrtsstaat und nach der Konsensgesellschaft eingestellt haben.

„Das ist nicht mein Sozialstaat, dieses Stück Emanzipation wird nicht geopfert“,

Immer öfter fabuliert Blüm über ein Leben nach der Politik

beschied Blüm kürzlich in der CDU-Rentenkommission wutentbrannt den Jungen-Union-Vorsitzenden Klaus Escher und dessen Stellvertreterin Hildegard Müller. Beide werben für eine staatlich finanzierte Grundrente und für private Vorsorge. Sie wollen für die Alten nicht länger zahlen.

Vorbei sind die Zeiten, als überzeugte Vertreter der katholischen Soziallehre vom Schlage Blüms und Geißlers Seite an Seite mit der Jungen Union und den CDU-Frauen für längere Erziehungszeiten und Mitbestimmung kämpften.

Kein Zufall, daß Blüm immer öfter „über ein Leben nach der Politik“ fabuliert und von einem plötzlichen Abschied, bei dem er „Das war's denn“ sagen und mit seiner „Frau Marita in die Welt reisen“ würde. Nur noch gelegentlich schlägt die alte Originalität durch, so als er der Opposition im Bundestag entgegenhielt, die Regierung wolle mit ihrem Sparpaket ja nicht „nach 1892“ zurück, sondern „nur nach 1993“.

Stärkster Verbündeter Blüms im Kampf um den Sozialstaat, wie er ihn versteht, bleibt der Kanzler. Kohl suchte zuletzt demonstrativ die Nähe zu seinem Arbeitsminister – als wolle der Größte im Kabinett den Kleinsten partout im Bonner Politbetrieb halten.

Den Bonner Gepflogenheiten entzieht sich Blüm allerdings schon mal. Der Feiertag zum 65. Geburtstag von Bundesbankpräsident Hans Tietmeyer in Kronberg blieb er fern. Er fand es nicht einmal nötig, abzusagen.

Der Grund für die demonstrative Abstinenz hat blonde Locken. Es handelt sich um Lilli, Blüms 14 Monate altes Enkelkind, das zu Besuch bei den Großeltern in Bonn weilte. „Ich bin für Lilli wichtiger als für Tietmeyer“, verkündete Blüm und schob den Kinderwagen durch die Bonner Rheinaue.

„Genug Warnsignale“

Bundesjugendministerin Claudia Nolte (CDU) über Straßenkinder

SPIEGEL: Frau Ministerin, haben Sie schon einmal mit Straßenkindern gesprochen?

Nolte: Ja, in Berlin. Die traurigen Lebensumstände von Kindern und Jugendlichen, die einen Großteil ihrer Zeit auf der Straße verbringen, machen mich sehr nachdenklich. Ich konnte einige Gespräche führen, die mir die Probleme sehr deutlich gemacht haben. Die meisten jungen Leute, die ich zum Beispiel am Alexanderplatz aufgesucht habe, hatten auch Lust zu reden, bei aller Distanz zum Staat und seinen Vertretern.

SPIEGEL: Was haben Sie gelernt?

Nolte: Die Gespräche haben mich in meiner Auffassung bestärkt, daß wir diese Kinder und Jugendlichen keinesfalls aufgeben dürfen. Auch wenn sie in einer der besonders problematischen Bahnhof- oder Cityszenen stecken, die sich in den letzten fünf, sechs Jahren vielerorts verfestigt haben, sind sie noch erreichbar.

SPIEGEL: Viele haben schon eine Odyssee durch Heime, Wohngruppen oder Pflegefamilien hinter sich.

Nolte: Deshalb wäre es auch sinnlos, diesen jungen Leuten mit sozialpädagogischen Patentrezepten zu kommen. Auf Erwachsene, die alles von oben herab regeln wollen, haben sie, flapsig gesagt, keinen Bock. Wichtig ist es für sie, erst einmal eine Bezugsperson zu finden,

zum Beispiel einen Streetworker, zu dem sie Vertrauen fassen.

SPIEGEL: Straßensozialarbeiter nehmen ihre Kids so an, wie sie sind, ganz gleich, wie mies sie leben. Wo soll da der Anstoß zu einer Veränderung herkommen?

Nolte: Wenn die Jugendlichen erst einmal Vertrauen gefaßt haben, schaffen sie es auch, Anforderungen zu akzeptieren. Um mehr Lösungsansätze als bisher zu finden, habe ich ein Aktionsprogramm gestartet, für das bis 1998 drei Millionen Mark zur Verfügung stehen. Vor allem wollen wir konkrete, modellhafte Vorschläge erarbeiten, wie wir die bestehenden Mängel in der Praxis der Jugendhilfe beseitigen können.

SPIEGEL: Woran hapert's denn?

Nolte: Vieles ist zu schwerfällig. Oft fehlt zum Beispiel die Verzahnung zwischen den Streetworkern, die den Kontakt zu den Kindern und Jugendlichen in den problematischen Szenen haben, und den übrigen Institutionen der Jugendhilfe. Will sich ein Junge oder ein Mädchen wieder in die Gesellschaft integrieren, streiten die Behörden oft monatelang über Kosten und Zuständigkeiten.

SPIEGEL: Was wollen Sie tun, damit die Kinder erst gar nicht auf der Straße landen?

Nolte: Dafür gibt es keine Patentlösung. Aber das A und O bleibt, daß Kinder und



Ministerin Nolte

Auf der Straße

leben in Deutschland, nach Angaben der Bonner Jugendministerin Claudia Nolte, 30, rund 5000 bis 7000 Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren. Andere Schätzungen, beispielsweise vom Deutschen Kinderschutzbund, gehen von bis zu 50000 Straßenkindern aus. Die Zahlen sind umstritten und kaum genauer feststellbar, weil nur wenige der Kids im klassischen Sinn obdachlos sind. Fast alle haben eine feste Melde-Adresse – Eltern, Pflegefamilien, Jugendheime. Doch Straßen und Plätze, Bahnhofsszenen und Abrißhäuser werden für immer mehr Kinder und Jugendliche zur zweiten Heimat, weil ihre Erziehung gescheitert ist. Laut einem von Nolte geförderten Forschungsprojekt, zu dem die Ministerin jetzt eine neue Studie präsentiert, kommen die meisten Betroffenen aus Familien, in denen oft Gewalt und Alkohol eine große Rolle spielen. Wurde das Phänomen Straßenkinder bisher vor allem im Westen der Republik sichtbar, bilden sich nun auch in vielen ostdeutschen Städten sogenannte Cityszene heraus.



K. WEHNER

Straßenkinder (in Halle): „Keinen Bock auf Erwachsene, die alles regeln wollen“

Jugendliche Geborgenheit erfahren und sich angenommen fühlen müssen, um genügend Selbstbestätigung zu finden. Aktuelle Untersuchungen des Deutschen Jugendinstituts zeigen, daß es häufig genug Warnsignale gibt, bevor die Jugendlichen in die harte Szene abrutschen.

SPIEGEL: Und wie erkennt man die?

Nolte: Eine wichtige Aufgabe bei der Vorbeugung könnten die Allgemeinen Sozialen Dienste der Kommunen übernehmen. Deren Mitarbeiter kennen die Verhältnisse in einzelnen schwierigen Familien oft sehr genau und über viele Jahre. Dieses Wissen müssen wir besser nutzen. Eltern und soziales Umfeld sind rechtzeitig einzubinden.

SPIEGEL: Gibt's denn dafür genug Geld?

Nolte: Es geht nicht allein um Geld. Die vorhandenen Möglichkeiten können effektiver genutzt werden. Außerdem muß den Kommunen, die ja für die konkreten Angebote zuständig sind, trotz knapper Kassen eines klar sein: Kinder- und Jugendarbeit ist keine freiwillige Leistung, an der die Kämmerer immer noch ein bißchen sparen können. Wenn ich mir etwa anschau, wie schön so manches Feuerwehrhaus herausgeputzt ist, dann muß ich doch sehr darauf drängen, daß die Prioritäten richtig gesetzt werden. Wer die Jugend jetzt vernachlässigt, zahlt bald doppelt drauf.

SPIEGEL: In Ostdeutschland hat der Bund den Kommunen nach der Wende viele Millionen Mark für die Jugendarbeit spendiert. Jetzt wird plötzlich überall geknausert, zahlreiche Projekte hängen in der Luft.

Nolte: Irgendwann muß sich der Bund zurückziehen. Das ist nach der Kompetenzverteilung des Grundgesetzes schon verfassungsrechtlich zwingend. Nach

dem Ende der DDR war unbürokratische Hilfe gefragt, damit Vereine und freie Träger erst einmal ihre Arbeit aufnehmen konnten. Aber nun sind wirklich die Länder und die Kommunen in der Pflicht, das Begonnene fortzusetzen. In vielen Fällen haben wir dies in Abstimmung mit den Ländern auch schon erreicht.

SPIEGEL: Das Freizeitangebot für Jugendliche im Osten ist vielerorts mager, auch deshalb hat die Straße Zulauf.

Nolte: Wenn Sie auf die bekannte Klage anspielen, die schönen Jugendklubs aus

„Wer Freizeitstätten schließt, muß neue Strafanstalten bauen“

DDR-Zeiten seien alle verschwunden, muß ich Sie korrigieren. 60 Prozent der Jugendeinrichtungen aus DDR-Zeiten existieren noch heute, neue sind dazugekommen. Das Netz der Jugendklubs ist in den neuen Ländern doppelt so dicht wie in den alten: Im Osten kommen auf einen Klub 7000 junge Leute, im Westen liegt die Zahl bei 14 700.

SPIEGEL: Die Klubs allein genügen nicht.

Nolte: Stimmt. Ein großes Manko in den neuen Ländern sehe ich darin, daß wir nicht das breite Geflecht von Vereinen haben wie im Alt-Bundesgebiet. Zwar gibt es viele Sportvereine, auch die Folklore- und Heimatgruppen wachsen, aber gerade in den schwierigen Ballungsräumen, in den Plattenbausiedlungen ist diese gesunde Infrastruktur noch nicht stark genug entwickelt.

SPIEGEL: Dagegen boomt die Kriminalität von Kindern und Jugendlichen.

Auch viele Straßenkinder finanzieren sich durch Raub und Diebstahl.

Nolte: Darum warne ich: Wer heute Jugendfreizeitstätten schließt, der muß morgen neue Jugendstrafanstalten bauen.

SPIEGEL: Manche Ihrer Parteifreunde hätten nichts dagegen, härter gegen minderjährige Straftäter vorzugehen.

Nolte: Die Gesetze, die wir haben, sind richtig und ausreichend. Von Strafverschärfungen oder von einer Herabsetzung des Strafmündigkeitsalters auf unter 14 Jahre halte ich nichts. Gefängnisse sind leider auch Anstalten, in denen manche Insassen das kriminelle Handwerk erst richtig lernen. Erziehung ist wichtiger als Strafen, aber eins sollte klar sein: Verbrechen müssen unverzüglich geahndet werden, am besten dadurch, daß wir rasch und eindeutig Grenzen setzen.

SPIEGEL: In den sechziger Jahren wurden alte Menschen am häufigsten zu Sozialhilfeeempfangern, heute sind Kinder und Jugendliche am stärksten gefährdet. Ist das der Erfolg christdemokratischer Politik?

Nolte: Ich könnte Ihrer Statistik eine andere entgegensetzen, nach der die Armut von Kindern und Jugendlichen in den vergangenen Jahren nicht zu-, sondern abgenommen hat. Aber um solche Zahlen mag ich nicht streiten. Denn entscheidend ist doch, daß Familien die notwendige Unterstützung erhalten. In Zukunft müssen wir zum Beispiel für kinderreiche Familien noch mehr tun als bisher. Der insgesamt große materielle Wohlstand, den wir in Deutschland erreicht haben, hat übrigens nicht nur Vorteile. Hinter manchem Lebenslauf auf der Straße stehen auch die traurigen Erfahrungen von Kindern, die alles bekommen haben, nur nicht das, was sie brauchen – nämlich Liebe und Zuwendung. □

„Sie reißen sich um jede Tonne“

Der Müll wird knapp. Verbrennungsanlagen laufen leer, Deponien können nicht gefüllt werden. Industrie und Kommunenprozessieren um jeden Dreck. Schuld an dem Mangel sind immer perfektere Recycling-Verfahren – und der Eifer der Deutschen beim Müllsortieren.

Die Papierfabrik Julius Schulte Söhne betrieb in Düsseldorf schon Recycling, als es das Wort noch gar nicht gab. Seit Kaisers Zeiten wird hier Altpapier zu Pappe.

In einem riesigen Tank, einer silo-großen Breimühle, entsteht die Papier-Pampe. Die läuft durch Siebmaschinen, wird gepreßt, getrocknet, gewalzt.

Übrig bleibt bei Julius Schulte Söhne ein lockerer Haufen ausgesiebter Reste, von einer Maschine auf den Fabrikhof gespuckt: Klebestreifen, Plastikfolien, Umschlagfenster, auch Büroklammern. Jährlich kommen rund 3000 Tonnen „Spuckstoffe“ zusammen: ein bizarres Abfall-Fuder im Hof.

Der Haufen macht unerwartete Probleme. Bislang läßt Fabrikant Dieter Pothmann, 68, die Spuckstoffe zerkleinern und für 250 Mark pro Tonne nach Belgien bringen, wo sie in Zementöfen mitverheizt werden. Doch nun hat sich die Düsseldorf Stadtverwaltung gemeldet. Die

örtliche Stadtreinigung möchte den Müll gern selber beseitigen – allerdings für 500 Mark pro Tonne.

Unter „Androhung von Zwangsgeld“ in Höhe von 30 000 Mark „für jeden Fall der Zuwiderhandlung“ verbot der Oberstadtdirektor Mitte Februar, die Spuckstoffe „nach außerhalb des Stadtgebietes der Landeshauptstadt Düsseldorf zu verbringen“. Der Abfall, so die Verfügung, sei ab sofort der städtischen Müllentsorgung gebührenpflichtig „anzudienen“.

Papp-Produzent Pothmann wandte sich hilfeschend an das Verwaltungsgericht und erreichte einen Aufschub. Die Richter kennen das Problem schon: Um Müll wird neuerdings allenthalben prozessiert.

Denn Müll ist plötzlich rar, die mangelnde Auslastung der kommunalen Entsorgungsbetriebe in vielen Städten und Landkreisen zum Politikum geworden.

Im Gewerbe der öffentlichen und privaten Entsorger ist ein erbitterter Konkurrenzkampf um die schrumpfenden Liefermengen entbrannt. Da der Müll nicht mehr zu den Anlagen gelangt, jagen nun die Müllwerker dem Stoff nach.

Ein regelrechter Mülltourismus findet über Bezirks- und Ländergrenzen hinweg statt: Bauschutt aus West- nach Ostdeutschland, Hausmüll von Bayern nach Nordrhein-Westfalen. Ver-

giftete Böden, vor Jahren noch mit Schiffen in die Dritte Welt verfrachtet, werden nun aus Übersee zur Reinigung ins Land geholt – etwa Galvanikschlämme und Teerböden aus Brasilien.

„Alle rennen rum und reißen sich um jede Tonne“, beobachtet Karl-Joachim Neuhaus, 52, Hauptgeschäftsführer der Entsorgung Dortmund (EDG). „Die reisen wie Staubsaugervertreter umher“, beschreibt der Hamburger Fachanwalt Kersten Wagner-Cardenal, 36, die Lage der auftragsuchenden Öko-Manager.

In den vergangenen fünf Jahren ist das Aufkommen an Haus- und Gewerbemüll in den Beseitigungsanlagen drastisch gesunken – um 16 Prozent auf 252 Millionen Jahrestonnen von 1990 bis 1993. Das Bundesumweltamt schätzt, daß sich der Ausstoß an Hausmüll und hausmüllähnlichen Gewerbeabfällen, im Jahr 1990 noch 43,3 Millionen Tonnen, in den kommenden Jahren halbieren könnte.

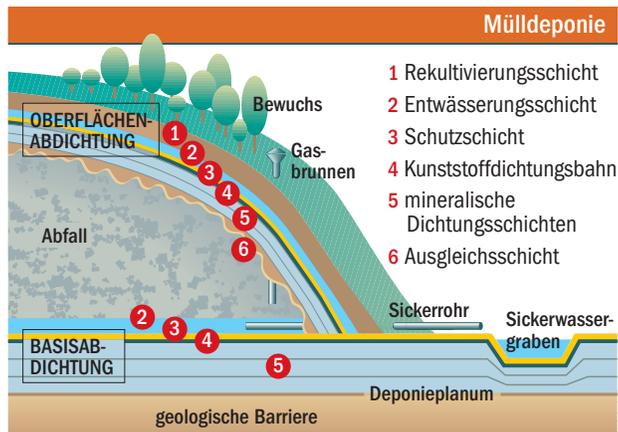
Für die Konsumenten, über Jahre mit teuren Werbespots und verschiedenfarbigen Tonnen zum Vermeiden, Sortieren, Verwerten ihrer Abfälle dressiert, ist die Lage nun verwirrend: Statt der angedrohten Mülllawine, in der die Großstädte angeblich zu ersticken drohten, gibt es ein teures Müllloch.

In den achtziger Jahren hatte sich der Unrat einer vermeintlich hemmungslosen Konsumgesellschaft noch alljährlich zu ständig wachsenden Bergen von der Höhe der Zugspitze getürmt. Politiker und Professoren warnten vor einem bevorstehenden „Entsorgungsnotstand“.

Skandale um Boden- und Grundwasser-verseuchungen, wie bei der dioxinbelasteten Hamburger Deponie Georgswerder, taten ein übriges, ökologischen Forderungen nach Vermeidung, Verwertung oder sicherer Beseitigung des Mülls breite Popularität zu verschaffen.

Mit ungeahnter Gründlichkeit begannen daher die Deutschen ihren Müll zu sortieren; aus grünen, gelben und braunen Tonnen quollen statt des Abfalls plötzlich lauter Wertstoffe für die Recyclingindustrie hervor.

Der Gebührendruck von Verpackungsvorschriften und Grünem Punkt sorgte zudem für Materialeinsparungen durch ausgedünnte Packungen, Nachfüllbeutel oder Mehrwegbehälter. Raffinerien, Ze-





FOTOS: T. PFLAUM / AGON / VISUM

Müllverbrennungsanlage (in Krefeld): Erbitterter Konkurrenzkampf um die schrumpfenden Abfallmengen

ment- und Hüttenwerke erfanden schadstoffarme Verfahren zur Verwertung von Altöl, Altreifen, Kunststoff und anderem Auswurf, die nun zu Produktionszusätzen und Ersatzbrennstoffen wurden.

Gerade deshalb steigen vielerorts die Müllgebühren. In Westdeutschland kletterten sie zwischen 1991 und 1995 um 84,5 Prozent. Die Kommunen gerieten in den Ruf, die größten Preistreiber im Land zu sein.

Der Grund: Die vielen Müllentsorgungsanlagen laufen zeitweise leer. Die Fixkosten, drei Viertel der Betriebsmittel, verteilen sich auf die Müllmengen. Die Deckungslücken müssen von den Haushalten mit höheren Literpreisen bezahlt werden.

Da suchen viele Kommunen nach Abhilfe und bedienen sich ersatzweise dort, wo's sich lohnt: bei Gewerbemüll-Produzenten wie dem Papierverwerter Pothmann. Gängiges Argument der Stadtväter: Der Müll-export ins Ausland genüge deutschen Umweltvorschriften nicht.

Darüber läßt sich streiten. Pothmann zum Beispiel kann sich auf eine Bescheinigung der belgischen

Behörden berufen: Der leichte Gehalt an Kreide und Kaolin in der Schulte-Spucke werde bei der Zementklinker-Produktion „schadlos“ und „reststofffrei verwertet“, so Pothmann-Anwalt Herbert Posser.

Die Düsseldorfer begründen denn auch die geltend gemachte Andienungspflicht mit der notwendigen „Auslastung der Düsseldorfer Entsorgungsanlagen“, weil deren Unterbeschäftigung zur „Erhöhung der Kosten“ führe.

Tatsächlich haben die bundesdeutschen Entsorger teuer investiert. Nach jahrelangem Trommelfeuer der Umweltschützer wurden die Müllverbrennungs-

anlagen, einst als Dioxinschleudern verschrien, durch eine perfektionierte Rauchgasreinigung hochgerüstet. Der Dioxinausstoß verringerte sich ins fast Unmeßbare, um ein Viehhundertfaches.

Paradox jedoch: Während die Leute pausenlos zur Müllvermeidung aufgerufen wurden, bauten die Politiker, als predigten sie Tauben, unentwegt die Entsorgung aus. Und nun fehlt der Heizstoff.

Der Müllnotstand macht sich allenthalben bemerkbar. „Die stehen vor meinem Schreibtisch“, erzählt Bärbel Höhn, die grüne Umweltministerin von Nordrhein-Westfalen, „und fragen, wo kriegen wir den Müll her.“ Die Kommunen sehen sich von der Bonner Abfallpolitik überfordert. So sind sie gesetzlich zu hinreichender „Entsorgungssicherheit“ verpflichtet. „Jetzt haben wir die sichere Entsorgung, aber keinen Müll mehr“, stöhnt Geschäftsführer Otto Huter vom Kölner Verband Kommunale Abfallwirtschaft und Stadtreinigung (VKS).

Noch im August vorigen Jahres rühmte sich die Bundesregierung der „weltweit strengsten Grenzwerte“ für den Schadstoffausstoß bei der Müllverbrennung. Über-



Dortmunder Entsorgungsmanager Neuhaus
„Die Katastrophe dauert 150 Jahre“

nächste Woche aber, am 7. Oktober, tritt das Bonner Kreislaufwirtschafts- und Abfallgesetz in Kraft, das nach Einschätzung von Experten die Verarbeitungsmengen der Müllverbrennungsanlagen noch stärker senken wird.

Es sollte das „Grundgesetz der Abfallwirtschaft“ werden, so 1993 der damalige Bundesumweltminister Klaus Töpfer. Doch davon mag dessen Amtsnachfolgerin Angela Merkel nichts mehr hören. Das Gesetz sei „nicht perfekt“, konzediert die CDU-Ministerin.

Das neue Recht soll durch mehr Wettbewerb die Kosten senken und zugleich die junge Umweltbranche auch unternehmerisch erst so richtig in Schwung bringen. Statt dessen aber sorgt die Kommerzialisierung für eine horrende Konzentrationswelle. Schon warnte der Präsident des Bundeskartellamtes, Dieter Wolf, die Übertragung von Verwertungsaufgaben auf Unternehmen dürfe nicht „zu einem Einfallstor unzulässiger Kartellabsprachen“ werden, die den Verbrauchern gigantische Preise schon für winzige Recyclingmengen abverlangen.

Die Mahnung kommt ziemlich spät. Allein auf die großen Stromkonzerne

Die Industrie darf ihren Abfall jetzt selbst entsorgen

RWE, VEW und Veba entfielen in den letzten Jahren 40 Prozent aller registrierten Zusammenschlüsse. Und die Konzerne werkeln fleißig weiter, Kleinunternehmen abzudrängen.

Für das wirtschaftsfreundliche Bonner Gesetzeswerk hat die Lobby jahrelang hartnäckig gekämpft. Dreimal ließ Bundeskanzler Helmut Kohl die Entwürfe stoppen – jetzt paßt es. Die Wiederverwertung bleibt eine Soll-Vorschrift, mithin ein frommer Wunsch. Jede Menge Dreck würde vorn reingesteckt und hinten „ein kleiner Pupser entsorgt“, befürchtet der Bonner SPD-Umweltexperte Michael Müller.

Im Gesetz übernimmt Bonn zwei neue Begriffe aus dem EU-Recht. „Abfälle zur Verwertung“ dürfen von Recycling- oder Produktionsbetrieben verarbeitet werden. „Abfälle zur Beseitigung“ sind den Gebietskörperschaften oder von ihnen beauftragten Entsorgungsbetrieben auszuhandigen.

Damit geraten die Kommunen in eine schwer kalkulierbare Situation. Sie müssen auch künftig genügend Beseitigungsanlagen bereithalten. Doch Industrie und Gewerbe, so die neue Bestimmung, sind für die Entsorgung ihres Mülls fortan selbst verantwortlich. Auch Wertstoffe aus dem Haushaltsmüll können privatwirtschaftlich verarbeitet oder selbst kompostiert werden. Wieviel für die

kommunalen Entsorger an letztem Dreck übrigbleiben wird, wagt heute kaum jemand vorherzusagen.

Der Deutsche Städtetag klagt über eine „radikale Systemänderung in der bundesdeutschen Abfallwirtschaft“, so der Verbandsbeigeordnete Jörg Hennerkes: „Die

absichern – und die industrielle Weiterverarbeitung beschränken.

Lackschlämme, Farbreste, Lösemittel, Ölfilter, Altöl: alles erstklassige Brennstoffe für amtliche Sondermüllöfen. Mehrere Bundesländer, darunter Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen,

alte Rollenverteilung, daß die Wirtschaft produziert und die öffentliche Hand die dabei entstehenden Abfälle entsorgt“, werde durch das neue Gesetz schlicht „ad acta gelegt“. Kommunen und Bundesländer versuchen zu retten, was zu retten ist. Sie möchten möglichst viel Müll als nicht verwertbar deklarieren. So wollen sie die Beseitigungspflicht zum eigenen Nutzen

führen derzeit einen grotesken Streit um die giftige Industriepampe.

Weil die Länder der heimischen Wirtschaft verboten haben, die Stoffe über die Landesgrenze zu karren und dort zu verkaufen, muß sich die Europäische Kommission damit befassen: Der freie Warenverkehr innerhalb der EU ist tangiert. Brüssel hat in Bonn eine Stellungnahme

eingeholt, nachdem sich ein belgisches Zementwerk, das die Reststoffe für seine Brennöfen gut gebrauchen kann, beschwert hatte. Der Kölner Fachanwalt Ludger Giesberts, der die Zementfabrik vertritt, spricht von „Müll-Protektionismus“. Der Fall ist noch nicht entschieden.

Kontrollen – nicht entsprechen. Doch das ist schwer zu belegen: Die kommunalen Entsorger bekommen keinen Einblick in die betriebsinternen Unterlagen der Konkurrenten mit den Industrieöfen.

Viele Privatunternehmen berufen sich sogar darauf, sie seien sauberer als die

„Umweltfreundlicher Betrieb“; die damalige Kieler Umweltministerin Edda Müller sprach ein artiges Grußwort.

Daß es nicht nur die Sorge um die Umwelt ist, die staatliche Stellen zum Griff nach dem Müll zwingt, zeigt der Fall Baden-Württemberg. Das Land verbindet mit dem Sondermüll auch ganz handfeste ökonomische Interessen.

Baden-Württemberg hat, um sich des industriellen Giftballasts zu entledigen, einen Vertrag mit der Hamburger Abfall-Verwertungs-Gesellschaft abgeschlossen, da das Ländle selber eine solche Sondermüllanlage nicht gebaut hat. Es muß an die Hamburger hohe Vertragsstrafen zahlen, wenn es die vom kommenden Frühjahr an fälligen Lieferungen nicht einhält.

Dazu gehören die gleichen Stoffe, für die Stuttgart nun eine Andienungspflicht geltend macht: Lackschlämme, Farben oder Lösemittel. Der Verdacht der Belgier: Staatszwang zur Abwehr eines Millionendebakels.

Wie verzweifelt die wirtschaftliche Lage auch für viele Müllverbrennungsanlagen geworden ist, zeigt sich am Beispiel Augsburg. Dort ließen sich die

Detektive verfolgen die Mülltransporter über die Autobahn

Manager der Abfallverwertung Augsburg (AVA) zu abenteuerlichen Methoden hinreißen, um an ihren Stoff zu kommen.

Die AVA schaltete im vorigen Jahr, Jagdszenen in Bayern, die Detektei Hoffmann-Security ein und ließ die Mülltransporter heimischer Betriebe ab Fabrikator verfolgen. Das Landratsamt Augsburg verhängte Bußgelder wegen erwiesener Abfallverweigerung.

Betrugsermittlungen der Augsburger Staatsanwaltschaft verliefen jedoch im Sande. Den Ermittlern gelang es nicht, Firmen im Einzelfall zu beweisen, daß sie vorsätzlich ihren Fuhren gerade jenen Abfall untergemischt hatten, den die Gemeinde begehrte: „Wie soll da ein Polizist auf der Autobahn einen Container kontrollieren“, resigniert AVA-Sprecher Wolfgang Abold, „der ist ja kein Abfallwirtschaftler.“

Das Augsburger Müllproblem ist ein Beispiel, wie Kommunen sich ökologisch ganz korrekt in finanzielle Bedrängnis bringen können.

Die Stadt hatte 1994 für 910 Millionen Mark ein neues Entsorgungssystem bauen lassen. Kern- und Glanzstück: eine Müllverbrennungsanlage unter Federführung von Asea Brown Boveri mit perfektionierter Rauchgasreinigung und exzellenten Emissionswerten. Die Augsburger hatten von allem das Beste gewählt, um die rund 25 000 Einwendungen

Giesberts hält das Ausfuhrverbot für eine „Einmischung in das Umweltrecht anderer Länder“ und wirft deutschen Behörden vor, sich als „Oberwächter der Umwelt“ im europäischen Ausland aufzuspielen.

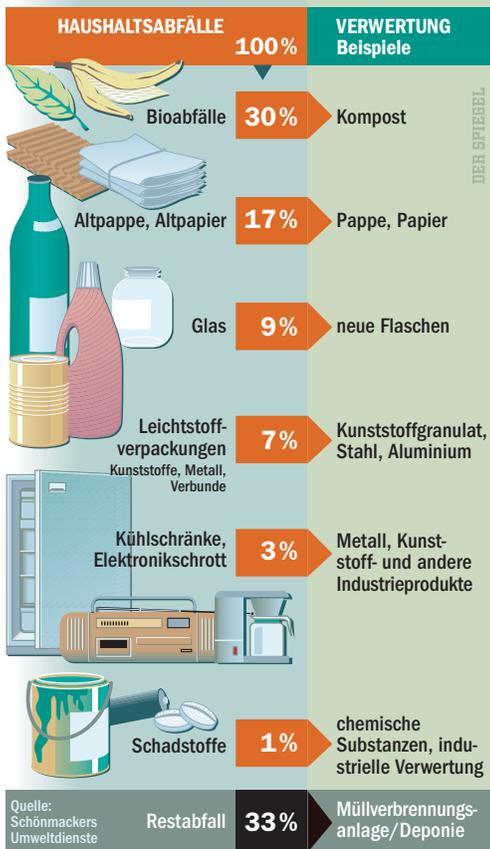
Manche Umweltbeamte haben in der Tat den Verdacht, daß eine industrielle Verwertung den strengen Abgas-Grenzwerten – schon aufgrund mangelnder

kommunalen Müllentsorger. Das Duale System Deutschland (DSD) beispielsweise behauptet, bei der Verbrennung von Altkunststoff durch die Stahlwerke Bremen seien die gesetzlichen „Grenzwerte deutlich unterschritten“. Und der Zementkonzern Alsen-Breitenburg, der im Werk Lägerdorf Industriemüll mitverheizt, bekam dort sogar einen Preis als

Werbeseite

Werbeseite

Aus alt macht neu
Recyclingprodukte aus Müll



Vorzugspreisen aus den Händen gerissen. Neuhaus: „Das sind im Moment die Marktgewinner.“

So erklärt sich die vielfach auch regional unterschiedliche Höhe der Müllgebühren: 500 bis 600 Mark für Vier-Personen-Haushalte in Spitzenlagen, 50 bis 60 Mark in Niedrigpreisgebieten.

In manchen Fällen konnten aufgeblähte oder überzählig gewordene Projekte gerade noch rechtzeitig gestoppt werden – etwa die Sanierung der Müllverbrennungsanlage München-Süd oder der großräumige Weiterbau der niedersächsischen Zentraldeponie Hoheneggelsen.

Vor allem Nordrhein-Westfalen aber hat sich, unter Federführung des damaligen Umweltministers Klaus Matthiesen (SPD), schwer übernommen. 13 Müllverbrennungsanlagen schleppen ein überschüssiges Fassungsvermögen von mehreren 100 000 Tonnen mit.

In diesen Tagen wird eine weitere nicht ausgelastete Drei-Ofen-Anlage in Weisweiler bei Aachen fertig. Zusätzlich hat sich auch noch der Kölner Regierungspräsident Franz-Josef Antwerpes auf den Neubau einer Müllverbrennungsanlage festgelegt. Eine Höhen-Intervention gegen das „absurde“ Projekt, das fast eine Milliarde

besorgter Bürger zu entkräften – auch wenn die Anlage erst mal monatelang mit Defekten stillstand.

Die Bürger kommt der Perfektionismus entsprechend teuer. Die jährliche Müllgebühr stieg für einen Augsburger Vier-Personen-Haushalt von 360 Mark Ende 1993 auf 570 Mark.

Haus- und Gewerbemüll wird in Augsburg zum Spitzenpreis von 810 Mark pro Tonne verbrannt, anderswo nehmen die Entsorger um die 600 Mark bis erheblich weniger. In Ostdeutschland werden manche Abfälle schon für 70 Mark deponiert.

Die Folge: Der Hausmüll wurde immer weniger, das Aufkommen an Gewerbemüll halbierte sich sogar. Die Mehrkosten hätten bei den Müllverursachern „offenbar die Phantasie angeregt“, kommentiert AVA-Sprecher Abold.

Die Augsburgers mußten, um ihre Öfen zu füllen, zusätzlich Lieferverträge mit benachbarten Landkreisen abschließen. Trotzdem haben sie ein Jahresdefizit von 75 000 Tonnen.

„Eine Kommune, die vernünftig geplant hat“, urteilt Präsident Hellmut Trienekens vom Bundesverband der Deutschen Entsorgungswirtschaft, „ist in den Hintern gekniffen.“ Die anderen aber, die sich um die Vorsorge wenig gesichert haben, ergänzt der Dortmunder Chef-Entsorger Neuhaus, „pflegen ihren Müllnotstand“ – denn ihnen wird der Abfall zu

Mark kosten wird, kam wegen drohender hoher Vertragsstrafen zu spät.

Sie sei in der „furchtbaren Situation“, klagt die grüne Ministerin, den vielen Anlagen viel Müll besorgen zu müssen, nachdem sie sich „jahrelang gegen Müllverbrennungsanlagen gewehrt“ habe.

Der Preisschub durch die teuren Anlagen hat vielerorts die Verbraucher rebellisch gemacht.

Die Arbeitsgemeinschaft Krefelder Bürgervereine fand heraus, daß die örtli-

Müllverbrennungsanlagen ohne Rücksicht auf den Bedarf gebaut

che Müllverbrennungsanlage in den siebziger Jahren ohne „Rücksicht auf den tatsächlich in Krefeld vorhandenen Bedarf“ errichtet worden und anfänglich nur zu 33 Prozent ausgelastet gewesen sei. Trotz Zulieferungen von außerhalb gebe es derzeit noch immer Überkapazitäten.

Ein pensionierter Kommunalbeamter, Sprecher der Arbeitsgemeinschaft, verlangt in einer Klage vor dem Verwaltungsgericht, „die Gebührenbedarfsrechnung auf eine zulässige Anlagengröße zu korrigieren“. Kläger Manfred Westphal, 67, beruft sich auf ein Urteil des Oberverwaltungsgerichts Schleswig, nach

Werbeseite

Werbeseite

dem eine Kommune die Kosten für eine „krasse“ Überdimensionierung der örtlichen Abwasseranlage aus den Gebühren herausrechnen mußte.

Die „Jagd nach Müll“ (VKS-Sprecher Huter) hat sich noch verschärft, seit auch die Deponie-Betreiber dem Stoff hinterherlaufen. Ausgelöst wurde der Run durch eine Bonner Verwaltungsvorschrift von 1993, die für den Anteil organischer Stoffe am Deponiemüll einen ganz besonders guten, weil gefahrensenkenden Wert festlegt. Dieser Wert kann nur durch vorausgehende Verbrennung erreicht werden.

Die strenge Vorschrift, spätestens im Jahr 2005 gültig, hat bei den Deponiebetreibern mittlerweile Panik ausgelöst.

Um die zur Rekultivierung unabdingbaren Füllmengen zu ergattern, unterbieten die Altdeponien nun alle Mitbewerber: technisch anspruchsvolle Recyclingbetriebe, Müllverbrennungsanlagen, aber auch jüngere, mit hohem Kostenaufwand errichtete Deponien.

Der Sog, den die Konkurrenten auslösen, trifft auch die Betreiber qualifizierter und dadurch etwas teurerer Recyclingbetriebe – Beispiel: Bodenwaschanlagen. Dort werden kontaminierte Massen gereinigt, werden Ölsande, Strahlmittel oder Galvanikschlämme gesiebt, gewaschen und mit 950 Stundenkilometern in Prallkammern gejagt. Die giftigen Böden sind danach wieder gebrauchsfähig.

Weil viele Deponien für verseuchte Böden mittlerweile Dumping-Konditionen bieten, laufen Anlagen wie die der Hamburger Bodenwäsche-Firma Nordac leer. Erst holte sich der Betrieb Industriemüll aus Brasilien, jüngst bewarb er sich auch in Mexiko. Doch am anderen Ende der Welt ist nicht genug Stoff zum Ausgleich der heimischen Mengenverluste zu holen. Nordac mußte schließlich, wegen der zunehmenden Billigkonkurrenz, Personal entlassen und die Arbeitszeit von drei auf zwei Schichten verringern.

„Es gibt Hausmülldeponien“, erfuhr Nordac-Geschäftsführer Hans-Joachim



Waschanlage für Giftböden: Müllimport aus Brasilien

Nun herrsche, grollt Ministerin Höhn, „das absolute Chaos auf dem Müllmarkt“. Denn nun geschehe „das ökologisch Unsinnigste: Auf den schlechtesten Deponien landet zu den billigsten Kosten der meiste Müll“.

Die moderne Mülldeponie Dortmund-Nordost aber, 1994 für 220 Millionen Mark fertiggestellt, bekam Nachschubprobleme. Ende August verfügte die zuständige Bezirksregierung auch noch, Dortmunder Abfälle sollten vom kommenden Frühjahr an in benachbarte unterbeschäftigte Müllverbrennungsanlagen wandern.

Ursprünglich sollte die Deponie in 25 Jahren voll sein und rekultiviert werden. „Jetzt dauert es vielleicht 150 Jahre“, höhnt EDG-Chef Neuhaus über die „Katastrophe“.

Flügge, „die legen einfach unbehandelte Böden oben drauf.“ In Wuppertal wurden, wie vorige Woche publik gemacht, fast 100 000 Tonnen verseuchte Böden teils verbaut, teils illegal in einem Steinbruch abgeladen. Und es gibt stillgelegte Bergwerke, die ebenfalls kontaminierte Böden als Füll- und Stützmassen einlagern.

Die Ökologie gerät wieder auf die schiefe Bahn. Schon sorgt sich Fachamtsleiter Hans-Jürgen Rhein, bei der Hamburger Umweltbehörde zuständig für Abfallwirtschaft, „daß der Gewerbemüll in irgendwelche Grauzonen abfließt“.

Die Folge werde der Verlust an qualifizierten Entsorgungsbetrieben sein. Ein paar Jahre Nachlässigkeit – und dann, fürchtet Rhein, „werden wieder die Umweltskandale hochgehen“. □

Werbeseite

Werbeseite

Die neue deutsche Sippenhaft

Stefan Berg über den von Westdeutschen verbreiteten Unsinn einer Ost-Identität

Die Nation befindet sich in einer merkwürdigen Schiefelage: Wenn in Baden-Württemberg 10 Prozent die Republikaner wählen, dann fragt niemand nach dem Verhältnis der Westdeutschen zur Demokratie. Aber wenn 20 Prozent der Ostdeutschen PDS wählen, muß sich jeder Ostdeutsche fragen lassen, ob er 40 Jahre SED-Diktatur noch immer nicht verkräftet habe.

Wenn sich in Berlin-Wedding deutsche und türkische Jugendliche schlagen, dann wird feinsinnig nach den sozialen Ursachen gefragt. Aber wenn zwei Sachsen einen Schwarzen zusammenschlagen, gilt dies der westlichen Welt als Beleg für die Ausländerfeindlichkeit der Ostler.

Wenn die ehemaligen Bürgerrechtler Vera Lengsfeld und Konrad Weiß einem Text in der *taz* keinen Humor abgewinnen können, dann lautet sofort die Frage: Sind die Ostdeutschen humorlos? Hat aber einer am Humor der Westdeutschen gezweifelt, als der Karikaturist Klaus Staeck sich über Literaturpapst Marcel Reich-Ranicki erregte, der in einer Kollage auf einem SPIEGEL-Titel ein Buch zerriß?

Wenn Manfred Stolpe und Kurt Biedenkopf absolute Mehrheiten erringen, dann grübeln westdeutsche Publizisten, ob die Eingeborenen im nahen Osten den starken Mann wollen. Aber war dieselbe Frage zu hören, als Oskar Lafontaine und Gerhard Schröder absolut siegten?

Als die Ostler noch artig zusahen, wie ihre Betriebe abgewickelt wurden, da hieß es: Die Osis könnten ihre Interessen wohl nicht vertreten, sie seien passiv, noch unmündig. Aber wenn Ostdeutsche klagen, wenn sie Betriebe besetzen, dann heißt es: Die Osis sind undankbar, trotz der ganzen Subventionen halten sie nicht still.

Einer für alle, alle für einen ist die Logik des Westens bei dieser Deutung des Ostens – eine neue Form von Sippenhaft. Es scheint so, als habe der Ostdeutsche nur die Wahl zwischen zwei Fehlern, wie bei der Abstimmung über die Fusion der Länder Berlin und Brandenburg. Als sie an den Ostlern scheiterte, hieß es, die seien politisch überfordert. Hätten die Brandenburger der Länder-Ehe zugestimmt, es wäre mit Sicherheit als neuer Beweis für die Autoritätsgläubigkeit im Königreich Stolpe gewertet worden, denn der Landesvater war ja für die Fusion.

SPIEGEL-Redakteur Stefan Berg, 32, stammt aus Ost-Berlin.



ILLUSTRATION: MARTIN TOM DIECK

Hysterisch sind auch andere Reaktionen auf die Erfolge der PDS. Die Bisky-Boys werden nicht einmal von allen 2,3 Millionen ehemaligen SED-Mitgliedern gewählt. Dennoch gilt im Westen der Stimmenanteil der PDS als Beleg für die Rückwärtsgewandtheit der Ostdeutschen schlechthin.

Im deutsch-deutschen Belagerungszustand kommt der PDS eine merkwürdige Rolle zu. 20 Prozent PDS sorgen bei vielen im Westen für mehr Aufmerksamkeit als 20 Prozent Arbeitslosigkeit. Die PDS ist für manche das Brennglas, durch das der Osten überhaupt nur zur Kenntnis genommen wird.

Sie vertrete am deutlichsten ostdeutsche Interessen, darauf einigen sich allmählich die westlichen Kommentatoren. Sie sind sich sicher: Der Ostler steht, worauf die PDS setzt – auf Ost-Identität.

Doch die Ost-Identität ist ein West-Produkt, da sie vor allem von Westdeutschen gesehen und benannt wird. Es sind die West-Beobachter des Beitrittsgebietes,

Ost und Ost unterscheiden sich stärker als Ost und West

tes, die eine Ost-Identität beschreiben und die Ostdeutschen darauf festlegen. Ostdeutsche selbst würden ihre Identität niemals so einfach benennen. Wer Mecklenburger nach ihrer Hauptstadt fragt, wird zur Antwort bekommen: Schwerin. Wer Sachsen fragt: Dresden.

Die landsmannschaftliche Identität hat 40 Jahre DDR relativ heil überstanden – da staunt der Westler, der den anderen deutschen Staat meist als homogenen Block sah, in dem alle mehr oder minder sächselten. Doch Honeckers Wunsch, ein Staatsvolk zu schaffen, platzte. Der Versuch wird nun ein zweites Mal unternommen, von einigen PDS-Demagogen, die mit real vorhandenen Ost-West-Unterschieden ganz unmaterialistisch Identität stiften wollen. „Wir“ schrieb die PDS einfach nur auf ihre Wahlplakate zum letzten Bundestagswahlkampf und meinte natürlich: „Wir Ossi“.

Behilflich sind ihr dabei westdeutsche Hobby-Völkerkundler, die in jeder Eigenart jedes x-beliebigen Beitrittsbürgers das Ostdeutsche schlechthin entdecken wollen, als gäbe es den ewigen Ossi.

Wenn ein Landrat in Bayern Ausländer schikaniert, dann würde dies unter der Überschrift „Bayerischer Landrat – ein Rassist“ berichtet. Als ein sächsischer Landrat derart schikanös vorging, war sofort von einem „ostdeutschen“ Landrat die Rede.

Dafür, wie Ost-Identität als West-Produkt entsteht, gibt es zahllose Beispiele. Natürlich: Wer ihn sucht, der wird ihn finden, den jammernden Ostler, der mit

dem West-Wagen viel zu schnell fährt und (als Zugabe für den Beobachter aus dem Westen) auch noch sein Haar ganz kurz geschoren trägt. Ist das der Ostler, den der Westler gern sehen will, weil er ihm die eigene Überlegenheit bestätigt?

Experten genügt ein Besuch im Prenzlauer Berg (wo die Erdachse aus der Ost-Welt ragt). Wie oft ist schon beschrieben worden, wie sehr das Ost-Gefühl hier Konjunktur feiert. Die Visite bei einem der stets alkoholisierten Dichter in einer Kneipe des Szeneviertels gilt als Beleg.

Daß die Kneipe von Ost- und West-Berlinern gemeinsam betrieben und

besucht wird, daß dem Bezirksamt Prenzlauer Berg ein Ost-West-Mix vorsteht, das muß gar nicht bewußt vernachlässigt werden. Es fällt nur niemandem auf.

Deutsch-deutsche Wirklichkeit und deutsch-deutsche Wahrnehmung klaffen weit auseinander. Denn die wichtigsten Meinungsmacher des Landes sind Westdeutsche, die Mehrheit der Leser ebenfalls. Weder der Durchschnittsredakteur noch der Durchschnittsleser in Hamburg oder München nimmt die Unterschiede zwischen Mecklenburgern und Sachsen wahr. Beide haben sich kaum für die

DDR interessiert. Seit dem Mauerfall erst fällt für sie Licht in das Schattenreich hinter dem Eisernen Vorhang, liebevoll „Dunkeldeutschland“ genannt, in das man sich allenfalls mit „Buschzulage“ locken läßt.

Noch immer will der Westdeutsche also erst mal wissen, ob die Osis überhaupt Telefonkabinen von Duschkabinen unterscheiden können. O-Ton eines bayerischen Journalisten, der ergriffen über Ost-Gäste einer Tagung in Bayern berichtet: „Sie stehen an der Scheibe und blicken das erste Mal über den Bodensee.“ Das war 1995.

Alle westliche Ost-Betrachtung hat eine unausgesprochene Voraussetzung: Die Ziele der Honeckerschen Erziehungsdiktatur, die „allseits herausgebildete sozialistische Persönlichkeit“ und die Annäherung der Klassen und Schichten“, seien erreicht worden. Die Mehrheit der westdeutschen Beobachter sucht in Ostdeutschland den neuen Menschen, den Honecker schaffen wollte und der jetzt ganz alt aussehen müßte.

Doch die DDR und ihre Bürger waren anders als von der SED gewollt. Wer die Binnendifferenzierung der DDR-Gesellschaft nicht kennengelernt hat,

wird sie innerhalb der fünf neuen Länder kaum wahrnehmen.

Außerdem leben Journalisten und Soziologen von Ost-West-Unterschieden. Da werden Ost- und West-Schüler miteinander verglichen, Ost- und West-Sex gegenübergestellt. Und natürlich werden Differenzen registriert, über die die Medien dann berichten. Daß alle Untersuchungen mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede feststellen, nimmt kaum ein Schreiber zur Kenntnis. Überhaupt nicht wahrgenommen wird, daß die Unterschiede zwischen Ost und Ost und West und West wesentlich größer sind als die Unterschiede zwischen Ost und West.

Gymnasiasten und Hauptschüler, Arbeitslose und Arbeitsplatzinhaber, Dörfler und Städter unterscheiden sich innerhalb Ostdeutschlands und innerhalb Westdeutschlands längst mehr als Ost- und West-Gymnasiasten, Ost- und West-Arbeitslose voneinander.

Der Ost-West-Vergleich ist deshalb weithin ein Wettstreit von Phantomen.

Westniveau statt Weltniveau als Erziehungsziel

Denn in den populären Untersuchungen wird der real nicht existierende Durchschnitts-Ossi dem real nicht existierenden Durchschnitts-Wessi gegenübergestellt. Wesentlich aussagefähiger wäre der Vergleich von Vergleichbarem – von einer Region mit 30 Prozent Arbeitslosigkeit im Westen der Republik etwa mit einer Region mit 30 Prozent im Osten.

DDR-Nostalgie speist sich auch aus den groben Ost-West-Debatten. Sie ist eine Form von Notwehr gegen die Erwartung, westliche Verhältnisse müßten nun auch überall westliches Verhalten herbeiführen.

An die Stelle des Weltniveaus, das Honecker anstrebte, ist über Nacht das Westniveau als Erziehungsziel getreten. Natürlich fehlt der Ost-Gesellschaft ein Jahr 1968. Aber jeder Westler, der dies einem Ostler gegenüber aussprechen würde, würde auf Ablehnung stoßen. Erstens hat der Ostler dafür 1989, und zweitens hat er keine Lust, die westdeutsche Geschichte nachzuspielen. Ihm reicht, daß er einmal von der Sowjetunion siegen lernen sollte.

Die kulturelle Hegemonie der Westdeutschen im Vereinigungsprozeß kann nicht gebrochen werden. Weder ein Aufstand-Ost noch die „Kauf nicht beim Wessi“-Stimmung der PDS sind geeignete Mittel dagegen.

Das kulturelle Vormachtstreben müssen die Westdeutschen schon selbst ablegen – eine gute Chance, sich im eigenen Land als multikultureller Weltbürger zu üben. Sie müssen ja nicht gleich beim Begrüßen die Hände schütteln. □

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Grenze

Tod in der Nacht

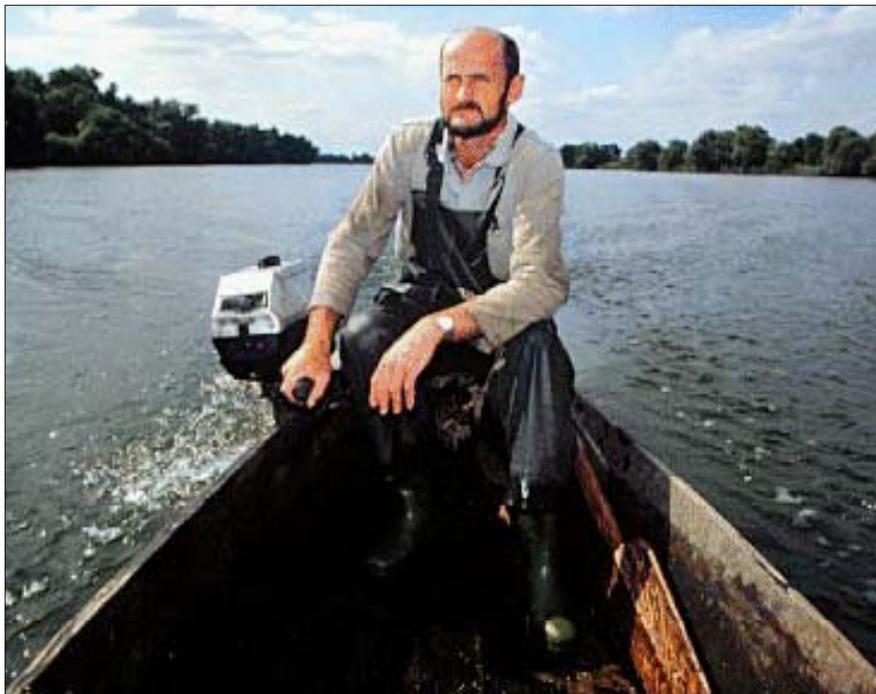
Immer mehr illegale Grenzgänger ertrinken in Oder und Neiße bei dem Versuch, deutschen Boden zu erreichen.

Wenn die Oder-Fischer von Schwedt morgens durch die schöne Flußlandschaft schippern, um nach ihren Reusen zu sehen, finden sie nicht nur Wels und Aal. Auch dubiose Überbleibsel der Nacht stören

einen mit Pullover und Leinenhose bekleideten Mann im Wasser; dort schwamm er offenbar seit Wochen, an der Leiche wuchsen schon Algen. „Mit dem Gesicht nach oben drehen mochte ich den nicht“, erinnert sich Zahn, der deshalb gleich die Grenzer rief.

Die Behörden fanden polnisches Geld in den Taschen und konnten den entstellten Toten identifizieren. So kam Jozef K., 52, aus dem flußaufwärts gelegenen polnischen Grenzstädtchen Cedynia unter Nummer 244/96 ins Sterbebuch der brandenburgischen Industriestadt Schwedt.

Solche Vorfälle häufen sich an Oder und Neiße. Beiderseits der Flüsse, die Europas Wohlstandsgrenze markieren, treiben die Leichen illegaler Grenzgänger aus Osteuropa und Südasien an, die ihre Sehnsucht nach Arbeit und Wohlstand im Mark-Paradies mit dem Leben bezahlt haben.



FOTOS: K. MEHNER

Fischer Zahn: „Das soll der Grenzschutz machen“

das Idyll – durchweichte Zigarettenstangen und Reste von zerstörten Schlauchbooten.

Jeder am Fluß weiß, daß es hier bei Dunkelheit nicht ganz geheuer ist – dann, wenn Schmuggler, Schlepper und heimliche Einwanderer über den deutsch-polnischen Grenzfluß kommen. Aber die Einheimischen schauen lieber nicht so genau hin.

„Wenn hier sechs, acht arme Kerle anlanden, die um jeden Preis rein wollen“, sagt Helmut Zahn, 39, „stellt sich denen doch keiner in den Weg. Das soll der Grenzschutz machen.“

Nicht zu übersehen war allerdings, was frühmorgens am 27. Mai zwischen den Ufergewächsen hing: Fischer Zahn fand

Unerkannt nach Deutschland wollte wohl auch die Bulgarin Tatjana K., deren Leichnam Ende April ein Angler nahe dem Frankfurter Klärwerk in der Oder fand, ebenso die beiden kurz vor Weihnachten am Neiße-Ufer gefundenen Pakistaner.

Ein 21-jähriger Mann, der Mitte Juli bei Eisenhüttenstadt ans deutsche Oder-Ufer trieb, gehörte zu einer Vierergruppe, die seit Ende März vermißt wurde. 14 Polen waren in der Nacht zum 26. März vom Bundesgrenzschutz gestellt worden, als sie nahe Guben mit einem großen Schlauchboot Zigaretten anlanden wollten.

Bei der Flucht über den Fluß ins polnische Hinterland verschwanden vier Män-

Werbeseite

Werbeseite

ner. Auf der polnischen Flußseite, in Gubin, löste die „geheimnisvolle Nacht“ (*Sächsische Zeitung*) wilde Gerüchte aus. Wegen des Verdachts, die Vermißten seien beim Grenzschutz in Haft, riefen Angehörige sogar das Warschauer Außenministerium an.

An Oder und Neiße hat sich Reich gegen Arm abgeriegelt, mit technisch hochgerüstetem Suchgerät, mit Gesetzesparagraphen und Uniformgrün. Doch der Zustrom von Grenzgängern hält an, nur die Suche nach dem Loch im Zaun ist riskanter geworden. Allein im Zählbereich des brandenburgischen Innenministeriums haben in den vergangenen vier Jahren 45 Menschen in den beiden Flüssen ihr Leben verloren.

Die meisten Opfer an der Ostgrenze der Europäischen Union sterben, weil sie die Gefährlichkeit der mitunter reißenden Gewässer unterschätzt haben. Manchen trifft es auch auf festem Boden bei der Flucht vor den Fahndern, im vergangenen Juni etwa zwei junge Rumänen, die an einem Abhang nahe Altenberg zu Tode stürzten.

Viele werden beim Grenzübertritt von Schleppern ihrem Geschick überlassen. 1994 war ein junger Rumäne mit drei Landsleuten über den Fluß geschleust worden. Er irrte durch die Gegend von Niesky und verbarg sich in einem Abfallcontainer – morgens lud ein Müllwagen den Schlafenden auf und zerquetschte ihn.

Anfang dieses Monats faßten die Ermittler in Leipzig und Berlin sieben Pakistaner, die einem großen Schleuserring zugerechnet werden; nach einem halben Dutzend Landsleuten, die für die Organisation in Moskau, Kiew und Warschau operiert haben sollen, wird seither gefahndet.

Die Gang wird auch für das bisher schlimmste Flüchtlingsdesaster an der Ostgrenze verantwortlich gemacht, bei dem im August 1994 wahrscheinlich mehr als acht Grenzgänger in der Neiße ertranken. Ein Trupp aus zehn Pakistanern und zwölf TAMILen war von Schleppern ans Ufer südlich von Forst gebracht worden. Sie sollten dort Hand in Hand den an dieser Stelle angeblich flachen Fluß durchwaten.

Was dann geschah, ließen sich Mitarbeiter der „Antirassistischen Initiative“ in Berlin von Überlebenden schildern, die sie in deutschen Unterkünften aufgespürt hatten.

Nach einigen Schritten, berichtet ein Tamile, stand das Wasser den Menschen bis zum Hals, dann riß es ihnen die Füße weg. „Wir haben uns alle aneinander festgehalten, aber es ging so rasch, daß wir alle durcheinandergewirbelt wurden“, erinnert sich der Zeuge.

„Da die Strömung sehr stark war, bin ich ganz schnell abgetrieben. Da habe ich nur noch ein paar schwimmende Köpfe

gesehen, die sind immer auf- und abgetaucht.“

Die Zahl der vermutlich umgekommenen Pakistaner konnte nicht festgestellt werden. Nachforschungen unter den TAMILen ergaben, daß allein aus deren Gruppe acht vermißt wurden.

Einige von ihnen spülte die Strömung am 4. September 1994 ans polnische Ufer. Sieben wurden auf dem Friedhof des Städtchens Zary beigesetzt – anonym in einem längst verkrauteten Gemeinschaftsgrab, das zwei Kreuze schmücken.

Soviel Pietät wird den Grenzopfern auf deutscher Seite nicht ohne weiteres zuteil. Lokalzeitungen berichten von Dörfelern, die Tote zurück in den Fluß schieben, damit nicht ihre Gemeinde für die Bestattungskosten der Wasserleichen – bis zu 1500 Mark pro Fall – aufkommen muß.

Als der Rumäne Ioan I. 1991 in der Neiße ertrunken war, baten die Angehörigen den Superintendenten von Guben, Wolfram Schulz, am Flußufer ein Gedenkkreuz aufzustellen. Doch die Ämter, die auf den Landstraßen ringsum nichts gegen Kreuze für die Opfer von Alkohol und Geschwindigkeitsrausch haben, blockten ab.

Angesichts der „in Guben vorhandenen Stimmung“, so erfuhr Schulz vom städtischen Ordnungsamt, sei das Kreuz am Fluß nicht opportun. Auch könne es „als öffentliche Identifizierung mit den illegalen Grenzübertretern gewertet werden“.

Das Kreuz für den toten Rumänen wurde dann doch noch aufgestellt – in der evangelischen Kirche. □



Grabmal für Ertrunkene in Zary
Sieben anonyme Tote

Werbeseite

Werbeseite

„Ich bei der Arbeit, sozusagen“

Gisela Friedrichsen zum Prozeß gegen den als Filmfälscher angeklagten Michael Born



Angeklagter Born, Verteidiger: In Handschellen wie ein Schwerverbrecher im Sitzungssaal vorgeführt

Vor Gericht kann ein Angeklagter seinen Fall darstellen, wie er will. Einer bemüht sich um die Wahrheit. Ein anderer hofft, mit verwirrenden Versionen besser zu fahren oder damit, daß er sich zu einem Rädchen im Getriebe zwingender Umstände schrumpfen läßt. Wieder ein anderer schweigt. Der nächste versucht, den Anklagevorwurf auf möglichst viele Mitwisser und Helfer zu verteilen.

Diese letzte Variante hat Michael Born, 38, gewählt. Abgemagert in den letzten Monaten fast bis aufs Skelett, muß er sich seit vergangener Woche vor dem Landgericht Koblenz vor allem wegen Betruges zum Nachteil mehrerer Fernsehsender und Produktionsgesellschaften verantworten. Er wird in Handschellen in den Saal geführt wie ein Schwerverbrecher.

Zunehmend drängt sich einem der Eindruck eines fatalen Realitätsverlustes bei ihm auf. Ist er psychisch krank? Oder physisch? Seine Verteidigung hat erreicht, daß er zur Zeit in der Landesnervenklinik Andernach auf seine Schuldfähigkeit untersucht wird.

Daß er Filmbeiträge für aktuelle Fernsehsendungen von vorne bis hinten erfunden oder mit bezahlten Komparsen

und selbstgebastelten Requisiten aufgepeppt hat – na, das macht doch jeder in der Branche, behauptet Born, das kennt man doch, das wird verlangt und kommt an. „Wenn ich einen Drogenkurier in Aktion filme – da geht doch kein versierter Redakteur von Authentizität aus!“ so Born. Denn ein echter Kurier oder Dealer lasse sich nun mal nicht filmen.

Geballere in Kriegsgebieten – das sind „Fünf-Dollar-Schüsse“, weiter nichts. Absolut branchenüblich. „Wenn Sie in den ‚Tagesthemen‘ einen Bosnier schießen sehen, das ist gestellt, was sonst!“ Die Blutspur aus Ketchup, na und? Rein mit dem Fensterkitt in die Marlboro-Schachtel, und schon haben wir einen Bombenattentäter aus dem wilden Kurdistan vor uns, branchenüblich, für einen Hundertmarkschein gefilmt in einem Koblenzer Asylbewerberheim. „In der Branche stapelt doch jeder hoch“, resümiert Born. Alle, alle, alle sind seine Komplizen.

Er hat unstrittig Talent zum Fabulieren. Es ist fast ein Treppenwitz, daß ihm die schreibenden Journalisten seine Storys von der Medienfront, die er in der Verhandlung zum besten gibt, ähnlich abnehmen wie einst manche Fernsehstudios ihm seine Film-Erfindungen aus Kriegs-

gebieten abnehmen. Tenor der Berichterstattung aus dem Gerichtssaal: Fernsehen – nichts als Schwindel.

Born hat von leidlich seriösem Journalismus keine Ahnung. Mit den Fragen, ob und gegebenenfalls was in einem Dokumentarfilm „inszeniert“ werden darf, was als „nachgestellt“ kenntlich gemacht werden muß, hat er sich nie ernsthaft auseinandergesetzt. Die Gefahren, die lauern, fängt man erst einmal mit dem Mogen an, sind ihm nie bewußt geworden.

Geboren 1958 in Lahnstein, verließ er die Schule mit der mittleren Reife. Da wollte er Schiffsoffizier werden. Er brachte es bis zum dritten Nautischen Offizier auf einem Frachtschiff. Wieder an Land, heiratete er 1982 und übernahm die Zoohandlung seiner Mutter. 1987 Scheidung, Pleite mit dem Geschäft und 160 000 Mark Schulden. „Dann bin ich mit dem Journalismus angefangen“, sagt er vor Gericht. In einem *Playboy*-Beitrag bekannte er während der Untersuchungshaft: „Ich hatte meine Laufbahn zum Nautischen Schiffsoffizier abgebrochen und freundete mich mit dem Gedanken an, die Welt als Journalist zu beschreiben.“

Das Handwerk dafür hat er nie gelernt. Gleichwohl erschien ihm als erstes Ein-

Werbeseite

Werbeseite

satzgebiet der Libanon geeignet: „Ich hörte damals von der Entführung des deutschen Ingenieurs Rudolf Cordes durch die Familie der in Deutschland inhaftierten Brüder Mohammed und Abbas Hamadi. Mein Freund Abudi und ich beschlossen, etwas für die Geisel zu tun, auch wenn wir wußten, daß sich unser Trip nach Beirut zu einem lebensgefährlichen Unternehmen entwickeln könnte. Andererseits schätzten wir unsere Chancen, etwas zu bewegen, besser ein als die der Bundesregierung...“

Er filmt aufgedunsene Leichen, zerfetzte Soldaten, sterbende Kinder: „Ich baute meine Kamera am Bett des vierjährigen Amir auf und ließ sie laufen, bis er röchelte und starb. Als er die Augen für immer schloß, hielt ich seine Hand.“ Einem leidlich seriösen Reporter triebe es die Schamröte ins Gesicht, sich so darzustellen. Er aber meinte, damit den großen Erfolg erringen zu können.

Den Eindruck, den er in Redaktionen hinterließ, beschreiben Fernsehkollegen mit „undurchsichtig“ und „etwas windig“. Man habe immer den Eindruck gehabt, Born vertusche etwas.

1990 bot er auch SPIEGEL TV einen von ihm erstellten Film mit dem Interview eines Asylantenschleppers an, der

Mal wieder eine geile Tiergeschichte?

eine libanesische Familie illegal von Frankreich nach Deutschland schleust. Der Fall sei echt gewesen, kein „Fake“, beteuert Born jetzt vor Gericht. Die Familie sei tatsächlich illegal über einen unbewachten kleinen Grenzübergang von Frankreich nach Deutschland gebracht worden. Einziger Schönheitsfehler: Der im Film verumumt auftretende Schlepper war Born selbst. „Ich bei der Arbeit, sozusagen.“

SPIEGEL TV verwendete nur einen Bruchteil dieses Born-Materials, erschienen doch einige seiner Konditionen allzu seltsam. Er weigerte sich zum Beispiel, einem Redakteur Einsicht in die Aktion zu gewähren; er lieferte, was als unüblich gilt, bereits geschnittenes Rohmaterial, auf dem der Schlepper nur verdeckt zu sehen und die Stimme verzerrt war. Von da an ging man auf Distanz zu dem TV-Karl-May.

Einmal kann jeder auf einen Betrüger hereinfliegen. Das passiert in den Printmedien mit falschen oder erfundenen Zitaten und „Zeitungsenten“ nicht seltener als beim Fernsehen. Grund zu pharisäerhafter Überheblichkeit besteht nirgends. Es ist dem „S-Zett-Magazin“ passiert und Vox und dem WDR und anderen Fernsehanbietern. Die Frage aber, warum ausgerechnet „Stern TV“ als Borns

Hauptabnehmer immer wieder, insgesamt zwölfmal, auf seine Schwindel-Produkte hereinfliegen (und damit sämtliche privaten Programme in Verruf brachte), wird sich vor Gericht kaum klären lassen.

Für einen freischaffenden Journalisten ist die Versuchung groß, den Hunger der Sender nach Themen, nach Sensationen, nach Spektakel um jeden Preis zu stillen. In der Regel müssen die Kosten vorgestreckt werden, und das nicht zu knapp. Nicht immer reicht dann das Geld, um auf das Ereignis zu warten. Dann wird nachgeholfen.

Mal wieder eine geile Tiergeschichte? Bitte: Hier knallt ein brutaler bärtiger Kerl eine Katze im Wald ab. Daß der Kerl kein Jäger, das Tier aus dem Tierheim und der Bart angeklebt ist, was soll's.

Weihnachten? Kinder in der Dritten Welt, ausgebeutet für den gnadenbringenden Kommerz, möglichst inklusive einer Attacke gegen einen Konzern? Bitte: Ikea-Teppiche, gewebt von Drei- bis Sechsjährigen in Indien. Leider war die Kamera im Auto geblieben. So mußte die Sache andernorts mit anderen Kindern eben für ein paar Bakschische nachgestellt werden, ein Ikea-Teppich aus Deutschland obendrauf. „Aber die Eckdaten stimmen!“ versichert Born, „ich habe Kinder am Webstuhl gesehen!“

Leider hat er eidesstattlich versichert, daß der Film authentisch ist. Leider hat er nicht gesagt, daß das Filmmaterial über einen Bombenanschlag in Bethlehem nicht aktuell gedreht, sondern als Archivmaterial gekauft war und einen ganz anderen Anschlag zeigte. Leider hat er verschwiegen, daß Kokain, das ein Drogenkurier über die Schweizer Grenze bei Weil am Rhein schmuggelt, Puderzucker war. Leider wurde er auf der Suche nach echten deutschen Ku-Klux-Klan-Angehörigen nicht fündig. Leider hat er dann bezahlte Komparsen in selbstgeschneiderten Kutten und Kapuzen in der Eifel auftreten und markige Sprüche klopfen lassen.

„Das Problem bei Ihnen ist“, sagt der Vorsitzende Ulrich Weiland, 45, „daß an Ihren Filmen immer ein bißchen was dran ist. Es gibt natürlich Drogenkuriere, es gibt Kinderarbeit in Indien und Bombenanschläge der PKK. Es gibt auch rechtsradikale Umtriebe, das weiß jeder. Aber das, was sich in der Welt wirklich abspielt, können Sie aus irgendwelchen Gründen gerade nicht filmen. Dann stellen Sie es nach oder erfinden es.“ Des Erfolges, des Geldes wegen?

Geld, beteuert Born, sei nie das Ausschlaggebende für ihn gewesen. Oft habe er sogar noch drauflegen müssen. Denn „Fakes“, also die Darstellung des Nicht-Darstellbaren, seien oft teurer als authentische Filme. Ein Hunderter hier, ein Fünfziger dort, das summiert sich. „Herr Born“, sagt der Vorsitzende, „es gibt auch Betrüger, die schlecht arbeiten.“ □



Deutsche Erfolgsband Pur: Die größten anzunehmenden Konflikte werden in ihrer simpelsten Form abgehandelt

Zeitgeist

Limonade für Ohr und Seele

Sie erzählen von Liebe und von gebrochenen Herzen, und Millionen singen mit: Die Popband Pur gilt als Jubeltruppe der neuen deutschen Volksmusik. Die fünf freundlichen jungen Männer aus dem schwäbischen Bietigheim spielen Schulzenrock für den Normalo von nebenan und stehen damit monatelang ganz oben in der deutschen Hitparade.

Ganz sicher ist Hartmut Engler ein ziemlich netter Kerl, und wahrscheinlich hat er die freundlichsten braunen Augen Deutschlands. Aber neulich, auf der „Abenteuerland“-Tournee, da hat er sich ganz schön aufgeregt über einen aus der Crew. Am liebsten hätte er dem eine reingehauen, aber dann fand er das nicht gut und trat statt dessen im Hotelzimmer eine Schranktür ein. Am nächsten Morgen hat er den Schaden bezahlt und „sich dafür geschämt“.

Die Klatschpresse hat er damals nicht angerufen, obwohl er sich dann endlich mal als echter Rock'n'Roller hätte präsentieren können, so wie die Brüder Liam und Noel Gallagher von der Popband Oasis, die ständig Hotelzimmer zertrümmern. Aber die kommen aus England, und da sind sowieso alle wahnsinnig. Von Hartmut Engler ist höchstens zu erwarten, daß er auf der nächsten CD ein Lied über die kaputte Schranktür und Gewalt gegen Sachen schreibt, für seine Gruppe Pur. Jedes Land hat eben die von

den Massen gefeierte Band, die es verdient.

Pur ist die Band für den Normalo von nebenan, der nie etwas anderes tut, als von ihm erwartet wird, der in seinem kleinen Unglück auch mal nach Trost von Mensch zu Mensch verlangt, der sich verstanden fühlen will von jemandem, der so ist wie er selbst. „Brav“ findet sogar *Bild am Sonntag* die Pur-Musiker, und die *Frankfurter Allgemeine* nennt sie „die guten Menschen“. Die fünf Männer sind so etwas wie eine verschworene Bruderschaft, schließlich sind sie zusammen in der schwäbischen Provinz aufgewachsen, in Bietigheim und umliegenden Dörfern. Seit mehr als 15 Jahren machen sie zusammen Musik.

Zehn Platten hat die Band in den vergangenen neun Jahren herausgebracht. „Abenteuerland“ wurde zweimillionenmal verkauft, und damit ist die CD auf gutem Weg, das erfolgreichste deutschsprachige Album aller Zeiten zu werden. Die „Live“-CD stieg vor ein paar Wochen

direkt von Null auf Platz eins der Charts, und zur letzten Tournee durch 85 Städte kamen mehr als eine Million Zuschauer. So viele waren noch nicht mal bei der Rolling-Stones-Tour.

Die echten Pur-Fans sind jene Menschen, die bei Karstadt die Wühltische durchsuchen und abends Kai Pflaumes „Nur die Liebe zählt“ einschalten. Es sind jubelnde Frauen und glücksbenebelte Teenager, die stundenlang vor den Toren gewartet haben und nun durch das Stadion rennen, um dem Hartmut von nahem, von der ersten Reihe aus, in die Augen schauen zu können. Sie singen die Lieder mit, von der ersten bis zur letzten Zeile, und das gibt es bei keiner anderen deutschen Band.

Ob Engler sie auffordert, mit ihm ins Abenteuerland zu kommen, „auf deine eig'ne Weise“, oder gemeinsam mit ihnen einer verlorenen Liebe nachtrauert („Es tut weh, geht denn alles entzwei?“), er spricht ihnen immer aus der Seele. Und wenn die Fans dann noch die Wunderkerzen schwingen, dann fühlen sie jene Ver-

bundenheit, die ihnen der soziale Alltag der neunziger Jahre, das Rattenrennen um Geld und Anerkennung, nur selten bietet. Nur die Lichterketten waren schöner.

Pur ist die Lindenstraße des Pop, hier werden noch die größten anzunehmenden Konflikte in ihrer simpelsten Form abgehandelt. Zerbrochene Beziehungen, Rechtsradikalismus, Religion, die Einsamkeit der Hausfrau und der Krebstod einer Freundin – die Musik von Pur, das ist die Seifenoper zum Mitsingen. Mit der Verlässlichkeit einer TV-Serie werden die Platten in immer gleicher Qualität und Mischung auf den Markt gebracht: eingängige Melodien, glatte Arrangements, leicht verständliche Texte, ein bißchen Liebe, ein bißchen Haß, ein bißchen Trauer. Das sind kleine Gefühle für kleine Menschen, die zu kurz gekommen sind, die sich winzig fühlen und davon träumen, ganz groß zu sein.

Pur erreicht jene stumme Mehrheit, die mit Ironie, Witz und Wut nichts anfangen kann, von denen beispielsweise Marius Müller-Westernhagen, Herbert Grönemeyer oder Die Toten Hosen singen. „Dicke schwitzen wie die Schweine“, höhnte der einst dürre Westernhagen, und die Übergewichtigen, rund ein Viertel der Deutschen, waren nicht amüsiert. „Entzug von Zärtlichkeiten ist doch wirklich schlimm“, singt Engler, und da kann jeder nicken.

Die Jungs von Pur haben ihr Handwerk gründlich gelernt, drei von ihnen können sogar einen Abschluß von der Musikhochschule vorweisen. Nach all dieser Mühe finden sie es ein bißchen ärgerlich, daß die angejahrten Chaoten von den Toten Hosen auch erfolgreich sind, aber überhaupt nicht spielen können, sondern nur scheußlich schrammeln. Der Texter Engler hat mal Germanistik studiert, aber statt im Klassenzimmer lehrt er nun auf CD. Da hören mehr Leute zu, und man verdient viel besser.

Neben dem Studium haben die Schwaben geschafft und geschafft, sind als „Moonstone“ in den Klubs der GIs aufgetreten und haben Lieder von den Stones und van Halen nachgespielt. Gleichzeitig gaben sie unter dem Namen „Opus“ Konzerte, bei denen sie Selbstgeschriebenes vortrugen.

Drei, vier Monate lang profitierten die fünf davon, daß eine österreichische Band gleichen Namens den Hit „Live is life“ herausgebracht hatte. Die Veranstalter buchten das deutsche Opus mit großer Freude, weil die Gage so niedrig war. Die getäuschten Zuschauer beruhigte die Band damit, daß sie den trostlosen Hit nachspielte, mit neuem, aber genauso trostlosem Text: „Scheiß bleibt Scheiß.“

1986 gab die Band sich den Namen Pur, um der Verwechslung ein Ende zu setzen. Im selben Jahr gewannen die Schwaben in Osnabrück den Bundesrockpreis, was oft nichts heißt, denn von Bands wie „The Deep“ und „Die Geschmacksverstärker“

hat man auch nie wieder etwas gehört. Pur jedoch bekam einen Plattenvertrag und verkaufte von der ersten CD zunächst 12 000 Stück, von der zweiten 35 000. Den Durchbruch brachte 1992 „Pur life“, das siebte Werk der Band. Knapp eine Million Stück setzte Pur davon ab, und bis heute rätselt die Fachwelt, warum ausgerechnet solcher Schnulzenrock mehrheitsfähig ist. Pur, das ist die neue Volksmusik für die Trash-Gesellschaft: unkompliziert, leicht verdaulich, Limonade für Ohr und Seele.

„Wenn du manchmal aggressiv bist, dann, denk' ich, ist das ganz normal“, textet Engler für die Enttäuschten, denen der Chef die Gehaltserhöhung versagt hat oder denen das Bonner Sparpaket nicht gefällt. Im Begleitbuch zu „Abenteuerland“ erläutert er seine Frustrations-Aggressions-Hypothese: „Ein solches Lied ist ein gutes Ventil, um Dampf abzulassen. Man fühlt sich besser danach.“ Denn ganz tief drinnen sind auch die Pur-Fans Rebellen. Da ist es genau richtig, daß Hartmut Engler eine so unangepaßte Frisur trägt: oben kurz und dunkel, hinterm rechten Ohr lang und blond. „Wir waren mal Freaks, späte Hippies“, behauptet

Engler, und natürlich hat er auch die nostalgische Verklärung der eigenen wilderen Zeiten mit seinen Fans gemein.

Pur besitzt nichts von der Aggression und Selbstgefälligkeit, mit der sich Superstars sonst präsentieren. Keiner der Musiker geht auf Partys, wo man, wie Engler sagt, „Backe an Backe mit Promis steht“. Keiner leistet sich klatschtaugliche Affären mit spektakulär schönen Frauen oder gibt mit teuren Autos an. Sie haben Familie, wohnen alle noch in ihren Heimatorten und wollen auch nicht mehr weg. Privates Glück und Gesundheit sind ihnen wichtiger als Skandale und Glamour. Sie gehen nicht zu Schickeria-Partys in München und Hamburg, sondern aufs Dorffest in Ingersheim.

„Manchmal“, sagt Hartmut Engler, „macht mir der Erfolg richtig angst.“ Als Pur vor ein paar Monaten in Düsseldorf vor 68 000 jubelnden Zuhörern auftraten, habe er sich nach dem Konzert „ein Handtuch über den Kopf geworfen und in der Garderobe 25 Minuten lang geheult“. Manchmal findet sich der nette Mensch Hartmut Engler selber zum Fürchten.

Marianne Wellershoff



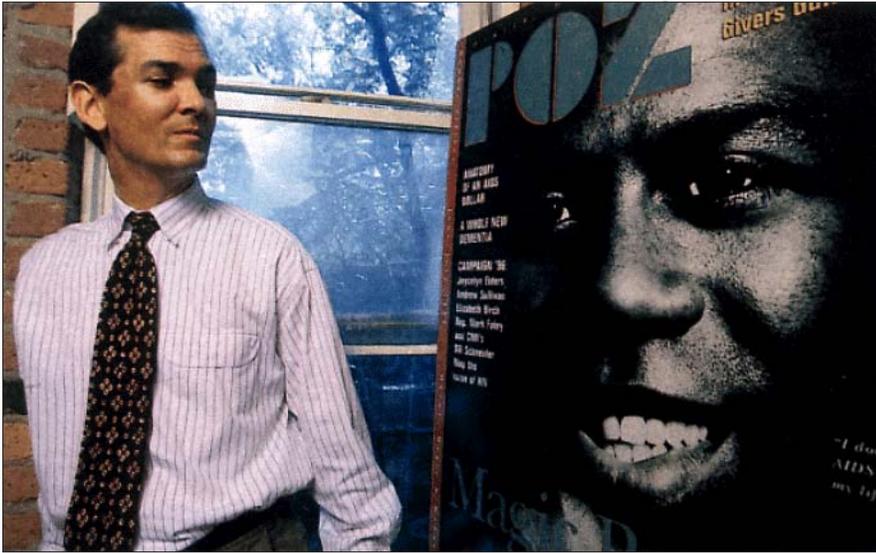
Fans beim Pur-Konzert: Sie singen von der ersten bis zur letzten Zeile mit



Sänger Engler: Statt im Klassenzimmer lehrt er nun auf CD

Werbeseite

Werbeseite



Zeitschriftenmacher Strub: Werbekunden entdecken HIV-Positive als Zielgruppe

Medien

Tod und Sex

Eine amerikanische Hochglanz-Zeitschrift hat mit einem düsteren Thema kommerziellen Erfolg: Aids.

Der Tod kündigt sich an durch violette Flecken. Feindselig heben sie sich von der fahlen Haut ab, vorne am Hals, unübersehbar.

Die Flecken sind Kaposi-Sarkome, bösartige Tumoren, und sie zerstören nicht nur die Haut, sie haben inzwischen auch die Lunge von Sean O'Brien Strub, 38, erreicht. Sein aidsgeschwächter Körper hat dem Krebs nicht standhalten können; den Ärzten bleibt nur die Chemotherapie. Der Zustand, so die Diagnose, ist besorgniserregend.

Es stört Strub nicht, daß sein Verfall deutlich sichtbar ist. Er betreibt sowieso eine offensive Informationspolitik. In einer Kolumne seiner Zeitschrift *POZ* beschreibt er Ausgabe für Ausgabe detailliert den aktuellen Stand seiner Immunschwäche. Denn *POZ* ist die Abkürzung für „HIV positiv“. Statt mit Mode, Autos oder Hollywood-Filmen beschäftigt sich das Magazin mit Aids.

Das ist ein trauriges Thema, aber die Zeitschrift hat damit Erfolg: Vor zwei Jahren gründete Strub das Blatt in New York, nun hat es eine Auflage von 100 000 Exemplaren. Das heißt, 250 000 Amerikaner lesen jeden Monat den neuesten Auszug aus der Krankheitsakte des Herausgebers. Das Krankheitsprotokoll versteht Strub als Akt der Aufklärung. Aids ist für viele US-Bürger immer noch eine Krankheit, mit der sich nur unliebsame Minderheiten infizieren: Schwule, Fixer, Promiske.

Strub kämpft mit *POZ* für einen Image-Wechsel und für die gesellschaftliche Anerkennung der Schwulen. Das Land, so Strub, scheue die Auseinandersetzung mit zwei Themen: „Tod und Sex – und wir beschreiben beides.“ Eine freundliche Aufmachung soll helfen, diese Abwehr zu überwinden. *POZ* ähnelt Zeitschriften wie *Vanity Fair* oder *Entertainment Weekly* – nicht nur wegen der Hochglanz-Optik, sondern auch weil in dem Aids-Magazin oft die gleichen Autoren schreiben wie in den Millionen-Blättern.

Strub hofft, auf diese Weise auch die Leser der Glamour-Zeitschriften zu gewinnen. Denn sein Blatt richtet sich nicht nur an Infizierte, sondern an alle Menschen: Aids kann jeden treffen – schätzungsweise eine Million Amerikaner tragen das Virus in sich.

Erlebnisberichte in *POZ* sollen bei Gesunden Verständnis wecken und bei Kranken das Gefühl, nicht allein zu sein. Ein Pilot von American Airlines erzählt, daß er wegen seiner HIV-Infektion den Dienst quittieren mußte; Aileen, Enkeltochter des Multimilliardärs Paul Getty, beschreibt, daß sie Kokain nahm, um der Angst vor dem nahen Tod zu entkommen.

Strub selbst infizierte sich zu Beginn der achtziger Jahre; 1985 war das Ergebnis seines ersten Aids-Tests positiv. Die Diagnose änderte alles: Strub engagierte sich in der von Schwulen gegründeten New Yorker Aids-Initiative Act up. Nach jedem der wöchentlichen Treffen faxte er die neuesten Informationen über Medikamente, Ernährung und gesundes Leben an seine Freunde, die in der Provinz wohnten. Damals erkannte er: Wissen heißt leben.

Mit einem Mail-Order-Service für Vitamine, Mineralien und andere Produkte, auf die HIV-Positive ihre Hoffnung setzen, machte er sich selbständig. Vor zwei Jahren schließlich verkaufte er einige seiner Lebensversicherungen und gründete

POZ, das schnell andere Aids-Magazine wie *Plus Voice* abhängte. Noch immer wird allerdings ein großer Teil der Auflage verschenkt – lebensrettende Information, so Strubs Meinung, müsse kostenlos sein.

Finanziert wird *POZ* daher in erster Linie durch Spenden und Anzeigen. Es sei zunächst äußerst schwierig gewesen, Inserenten zu gewinnen, sagt Strub. Nur die Vitamin-Hersteller waren leicht zu überzeugen. Schließlich setzte Strub auf Einzelgespräche. So litt er selbst, als Folge der HIV-Infektion, unter Schuppen in den Haaren. Nichts half – außer dem Shampoo Nizoral. Strub schrieb an den Produzenten und fuhr mit seinen Anzeigenverkäufern zu der Fabrik in New Jersey. Das Treffen lohnte sich. „Als wir in unser Büro zurückkamen“, erzählt Strub, „hatten die uns einen Vertrag für neun Anzeigenschaltungen gefaxt.“

Inzwischen ist nicht mehr ganz so viel persönlicher Einsatz notwendig, denn die großen amerikanischen Firmen haben zweierlei erkannt: Die HIV-Infizierten sind eine wachsende Zielgruppe; und angesichts des Todes haben die Kranken keinen Grund, Geld zu sparen. Sie wollen den Rest ihres Lebens genießen, in Traumurlaube fahren und sich alles gönnen, was Spaß macht. „Sehen Sie mich an“, sagt Strub, der gerade von seinem zweiten Paris-Urlaub in diesem Jahr zurückkommt, „ich habe keine T-Zellen, aber einen nagelneuen Jeep Cherokee.“

Für die erste auf HIV-positive Konsumenten zugeschnittene Handelsmesse, die *POZ* vor kurzem in New York organisierte, meldeten sich mehr als 80 Aussteller, neben Produzenten von Veggie-Burgern auch einige Pharmakonzerne. Gegen die hatten Aids-Aktivistinnen in der Vergangenheit noch mit „Die-ins“ protestiert – sie empörten sich, daß die Unternehmen überhöhte Preise für Aids-Medikamente verlangten.

Natürlich hat *POZ* auch Feinde, vor allem bei den Hardlinern unter den Aids-Aktivistinnen. Ein paar Puristen irritiert zum Beispiel, daß die Cover-Modelle von *POZ* meist gesund und glücklich scheinen. „Tatsache ist“, rechtfertigt sich Strub, „daß die meisten HIV-Positiven nicht krank aussehen.“

Strub selbst ist jedoch so geschwächt, daß er sich nur mühsam die Holzstiege zu seinem New Yorker Büro hochschleppen kann. Antidepressiva sollen ihn vor Niedergeschlagenheit und Verzweiflung schützen. Manche der *POZ*-Reporter und -Fotografen sind ebenso krank wie Strub; ein Notfallplan muß das regelmäßige Erscheinen des Blattes sichern.

Noch liest Strub jede Zeile des Magazins, doch den Posten als Herausgeber von *POZ* hat er an seine Schwester Megan übertragen müssen. Seitdem ist er nur noch Verleger. „Ich muß einkalkulieren“, sagt er, „daß ich morgen ausfalle.“ □

Werbeseite

Werbeseite

Beamte

Roter Strich

Trotz Internet und E-Mail halten Behörden hartnäckig an preußischen Traditionen fest – eine strenge Farbenlehre soll Ordnung garantieren.

Farben, so meinen Psychologen, sagen etwas über die Persönlichkeit aus. Wer etwa Grün liebt, will imponieren und selbstverliebt seine Ansichten durchsetzen. Veränderungen sind ihm eher unangenehm.

Zum Sieger taugt mehr, wer Rot bevorzugt. Der ist impulsiv, vital und will erobern – so sah es zumindest der Schweizer Psychologe Max Lüscher. Nach dessen Farbttest wurden ganze Beibergergenerationen zensiert.

Bis in die deutschen Amtsstuben ist die Lehre offenbar nicht vorgedrungen – sonst würden die Minister ihren Staatssekretären wohl nicht die Farbe Rot zum Abzeichnen der Akten überlassen. Und sie selbst würden nicht in dem – nach Lüscher – defensiven Grün schreiben.

Doch so ist die bürokratische Tradition: Ob Bundespräsident, Generalstaatsanwalt oder Oberfinanzpräsident – in der ganzen Republik kritzeln die obersten Dienstherren ihr Namenskürzel oder eine Anweisung mit grünem Stift, ihre Vize zeichnen mit Rot. Die neuen Bundesländer haben die Tradition längst übernommen.

Sogar den modernen Mitteln der elektronischen Kommunikation hat die Sitte altvorderer Beamten bisher getrotzt. Mag Bundesforschungsminister Jürgen Rüttgers seine Politik im Internet zur Diskussion stellen, mögen Vermerke im bayerischen Innenministerium per E-Mail durchs Haus sausen – wenn sich die Chefs über ihre Akten beugen, nehmen sie wie eh und je ihre farbigen Stifte, wie es das Amt gebietet.

Nur zwei Polit-Promis scheren sich nicht um die Tradition: Helmut Kohl (CDU) und Johannes Rau (SPD). Der Bundeskanzler schreibt mit schwarzem Filzstift. Dafür genehmigt der nordrhein-westfälische Ministerpräsident sich und seinen Ministern Sozi-Rot.

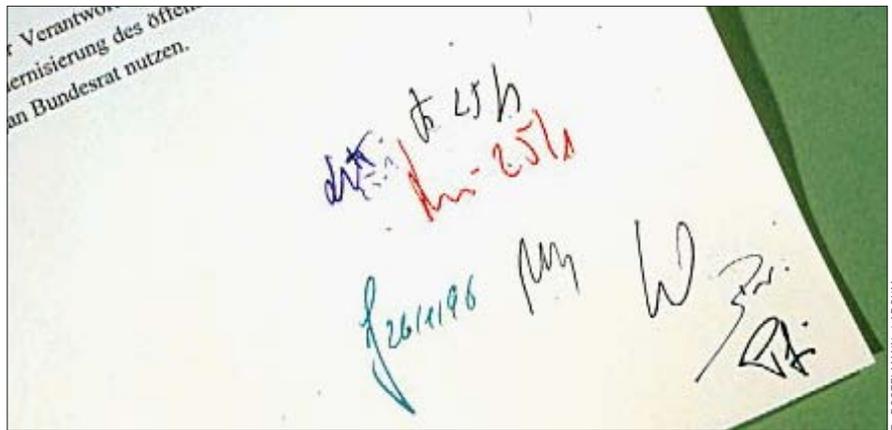
Das verwirrt besonders Neuankömmlinge in den Politetagen. So brachte der aus Bremen abgeworbene Staatssekretär im Düsseldorfer Bauministerium, der Grüne Manfred Morgenstern, seine roten Dienststiftschreiber mit. Doch in Düsseldorf ist die Farbe für seinen Minister reserviert. Morgenstern: „Ich mußte erst mal Minen wechseln.“

Damit keine Zweifel aufkommen, wem welcher Stift zusteht, ist die Farb-



Ministerpräsident Rau
Notizen in Sozi-Rot

hierarchie in den Geschäftsordnungen von Bund und Ländern bis ins kleinste geregelt. Feinsinnig unterscheidet etwa Paragraph 18 der „Gemeinsamen Geschäftsordnung der Bundesministerien“, daß für Randvermerke auf Akten dem Staatssekretär „der Rotstift“, dem Parlamentarischen Staatssekretär hingegen „der Violettstift vorbehalten“ ist. Unterabteilungsleiter, zwei Hierarchiestufen tiefer, müssen mit Braun zufriedenen sein.



Akte der Mainzer Landesregierung*: Die Farben der Macht

Wehe, wer sich nicht an die Spielregeln hält. So kassierte die Referentin des Oberkreisdirektors von Siegburg, Annerose Heinze, einen Anpfiff, als sie während der Ausbildung im Kulturamt der Stadt eine Akte mit farbigen Kommentaren versah. „Wer schmiert hier mit

* Ministerpräsident (grün), Staatssekretär und Chef der Staatskanzlei (rot), ständiger Vertreter des Chefs der Staatskanzlei (lila), Referenten (schwarz).

Rot herum?“ notierte der Amtschef empört auf das Papier.

Ungewöhnen mußte sich auch die Verfassungsgerichtspräsidentin Jutta Limbach. Als Rechtsprofessorin war Grün eine negative Farbe für sie, damit unterstrich sie Fehler ihrer Studenten. Als sie 1989 in Berlin Justizsenatorin wurde, sollte sie plötzlich mit der gleichen Farbe Vorlagen genehmigen.

Schon die preußischen Minister, Staatssekretäre und Ministerialdirektoren benutzten andersfarbige Stifte, freilich von Amt zu Amt verschieden. „Jedes Ministerium verteidigte seine Farbwahl hartnäckig“, erinnerte sich der preußische Ministerialdirektor Arnold Brecht in seinen Memoiren. Mühsam drückte das Reichsinnenministerium 1926 die einheitliche Rangfolge Grün-Rot-Blau durch.

Auf diese Tradition schwören noch heute selbst fortschrittliche Ministeriale. „Das hat den Vorteil“, sagt etwa der Mainzer Regierungssprecher Walter Schumacher, „daß man sofort erkennt, wer die Akte schon gesehen hat.“ Eine Bremer Beamtin formuliert es so: „Da weiß man rechtzeitig, ob man die Hacken zusammenschlagen muß.“

Die schönste Farbe nutzt allerdings wenig, wenn die Untergebenen die Klauwe ihres Chefs nicht lesen können. Bei Ex-Forschungsminister Heinz Riesenhuber etwa mußten die Vorzimmer-Damen deshalb kleine Zettel an die Akten heften, auf die sie die krakeligen Zeilen in Reinschrift übertrugen.

Das Farbsystem hat noch eine Lücke: Für offizielle Unterschriften bleibt es meist bei blau oder schwarz – so müs-

sen Minister und Staatssekretäre beim Aktenbearbeiten dauernd den Stift wechseln.

Einen Minister schert der ganze Farbenzauber überhaupt nicht – Außenminister Klaus Kinkel. Der FDP-Mann schreibt, wie Mitarbeiter berichten, mal blau, mal grün, mal schwarz, wie es ihm gerade in den Sinn kommt. Doch ihn zu mehr Disziplin zu zwingen wäre kaum effektiv – Kinkel ist farbenblind. □

Werbeseite

Werbeseite



W. M. WEBER

Kinoproduzent Junkersdorf: Auf Beutezug mit den „furchtlosen Vier“

Filmstudios

Dusseliges Huhn

Der Münchner Produzent Junkersdorf will den Trickfilm-Studios in Hollywood Konkurrenz machen – mit den Bremer Stadtmusikanten.

Dort, wo die wahren Abenteuer spielen, entstehen auch die abenteuerlichsten Bilder: in der Phantasie. Da saust ein Junge auf einem Kuscheldrachen durch wundersame Welten, Killer und Vampire richten zwischen Sonnenauf- und -untergang Blutbäder an, und fremde Wesen sprengen kurz und gründlich die halbe Erde in die Luft.

Manchmal wächst die Sehnsucht nach dem Unwahrscheinlichen noch über die Mauern jener Filmstudios hinaus, aus denen die wildesten Kinogeschichten kommen. So werden Helden geboren, deren Muskeln aus Spinat bestehen, unsterbliche Hauptdarsteller wie Fred Feuerstein und Flachköpfe wie Werner, die Bolkstoff in pures Gold verwandeln können.

Gleich vier Stars der virtuellen Sorte will der Münchner Filmproduzent Eberhard Junkersdorf, 55, Mitte nächsten Jahres weltweit auf Beutezug schicken. Mit einer modernen Ausgabe der Bremer Stadtmusikanten („Die furchtlosen Vier“) setzt der Trickfilm-Novize 20 Millionen

Mark auf eine Sparte, in der Hollywood bislang alles abgeräumt hat, was seit Mickey Mouse laufen lernte.

Den Angriff auf die Spitze der computergestützten Blockbuster-Stars bereitet Junkersdorf, der bisher solide Realfilmware wie „Homo Faber“ oder „Die bleierne Zeit“ produziert hat, in einer ehemaligen Schwabinger Modeschule generalstabsmäßig vor. Auf 800 Quadratmetern richtete der Filmemacher ein Animationsstudio ein, von dem er behauptet, es sei „eines der modernsten Europas“.

150 Grafiker, Trickfilm- und Computerspezialisten zeichnen, kolorieren, digitalisieren, animieren, teilweise im Schichtbetrieb Tag und Nacht, zwei- und dreidimensional die Geschichte von Esel, Hund, Katze und Hahn, die ausziehen, um als Pop-Stars ihr Glück zu machen.

Entworfen hat die neuen Stadtmusikanten der Spanier Carlos Grangel, der sonst für den Ex-Disney-Manager Jeffrey Katzenberg („König der Löwen“) und das „Dreamworks“-Trickstudio Figuren erfindet. Von der Bleistiftskizze bis zur Leinwand wird das Werk am Ende rund vier Jahre Produktionszeit gebraucht haben. Jede Filmsekunde benötigt 24 Zeichnungen, damit aus ein paar ruckartigen Daumenkino-Sprüngen die perfekte 80-Minuten-Illusion wird.



Bremer Stadtmusikanten

Außerdem gefällt Junkersdorf das Drehbuch „ausnehmend gut“: Kein Wunder, denn er hat es mit einem Freund zusammen selber geschrieben. Nun hofft er, daß sich das Publikum zum zweitenmal in die Grimmschen Musikanten verliebt.

Mit dem alten Hanseaten-Quartett haben die furchtlosen Vier nur noch die tierische Gestalt gemeinsam und das sprichwörtliche Motto: „Etwas Besseres als den Tod findest du überall.“ □

„Doch das Besondere“, sagt Grafikdesigner Michael Coldewey, 33, „ist der extrem hohe Anteil an 3-D-Grafiken in diesem Film.“ Die Mischung von zwei- und dreidimensionalen Bildern ermöglicht es, die Technik zur Pointierung der Geschichte einzusetzen.

So sind alle Tiere traditionell gezeichnet, nur „Power-Tool“, eine Esel-Ersatzmaschine, ist vollständig am Computer kreiert, was seine Seelenlosigkeit unterstreicht. Die lauschigen Wald- und Wiesenlandschaften, durch die der Tiervier wandert, werden handgetuscht in 35 Ebenen übereinander gelegt, um räumliche Tiefe zu erzeugen. Und Bremen, wo das Böse in Gestalt des profitsüchtigen Tierquälers Dr. Gier lauert, verwandelt sich durch Animation in einen äußerst düsteren Ort.

Für die Stimmen hat der Produzent internationale Sängerprofis engagiert. Jazz-Veteran B. B. King leiht dem altersschwachen Esel Fred seine Blues-Röhre; Jagdhund Buster jault im Ton von US-Tenor James Ingram den halben Wald zusammen, anstatt zu apportieren. Katze Gwendolyn betört ihre Kumpane mit der Stimme von Oleta Adams – und Tortellini, der eitle Gockel-Macho, krächzt mit Hilfe des italienischen Rockstars Zucchero wie ein vergrätzter Liebhaber, wenn ihn seine Henne vor die Käfigtür setzt: „Dusseliges Huhn, vier Jahre macht man sie glücklich und dann keine Dankbarkeit.“

Für dieses Projekt, das auf englisch produziert und später fürs deutsche Kino synchronisiert wird, hat sich Junkersdorf die Millionen von seiner Bank, von verschiedenen Filmförderungen und der amerikanischen Verleihfirma Warner geliehen. Der Produzent setzt auf den Sog einer internationalen Trickfilm-Begeisterung, die aus dem „König der Löwen“ einen Milliarden-Dollar-Star machte und den plattdeutschen Easy-Rider-Verchnitt Werner zum erfolgreichsten Comic-Säufer Deutschlands.



Werbetafeln in Vietnam: Der Marlboro-Cowboy reitet in den Anden genauso wie im Hunsrück

„Allein der Markt regiert“

Eine neue industrielle Revolution bricht an: Kapitalismus ohne Grenzen. Der weltweite Wettstreit um Jobs und Löhne wird das Leben radikal verändern. Hilflos stehen nationale Regierungen, die allein das Wohl ihres Landes im Auge haben, Konzernen und Anlegern gegenüber, die längst global denken. Verliert die Politik ihre Macht?

Was die Weltwirtschaft angeht, so ist sie verflochten.

KURT TUCHOLSKY

Wenn Heinrich von Pierer einen Globus in die Hand nimmt, kann er ihn drehen und wenden, wie er will: Siemens ist überall.

Im indischen Bangalore entwickeln die Programmierer einer Subfirma hochintelligente Software. In Brasilien, Argentinien und Mexiko formen Billigkräfte gute alte Osram-Leuchten. Und in North Tyneside, einer Stadt in Nordengland, entsteht für gut zwei Milliarden Mark eine Chipfabrik, in der bald 1500 Briten arbeiten werden.

„Wir sind in rund 190 Ländern dieser Welt präsent“, verkündet der Konzernchef stolz. Globaler geht es kaum.

Zum Weltreich zählen über 400 Produktionsstätten auf sechs Kontinenten,

rund 382 000 Mitarbeiter, davon 170 000 im Ausland. Längst macht Siemens in der Fremde mehr Geld als in der Heimat. „Wir haben Produktion verlagert“, bekennt der Boß, „aber wir haben vor allem neue Märkte erschlossen.“

Da planen Siemens-Techniker in Aktjubinsk, einem Landstrich in Kasachstan, ein Kraftwerk. Da treiben sie in der chinesischen Stadt Guangzhou ein U-Bahn-Netz durch das Erdreich und verlegen in Südafrika ein superschnelles Multimedia-Netz. Da kommen Transformatoren „made by Siemens“ aus Ungarn oder Glasfaserkabel aus Indonesien; immer seltener heißt es „made in Germany“. Ohne das globale Geschäft wäre die Firma aus Bayern „eine traurige Veranstaltung“, sagt von Pierer.

Gebetsmühlenhaft wiederholt der Lenker des High-Tech-Riesen deshalb sein Credo von den Märkten der Zukunft, die

es zu erobern gilt. Wer in Südostasien bestehen wolle, der brauche mehr als „nur ein schönes, repräsentatives Büro“. Allein in China will Pierer innerhalb von vier Jahren bis zu 40 000 Menschen beschäftigen: „Es ist unmöglich, diesen Wachstumsmarkt allein mit Exporten aus Europa oder Amerika zu beliefern.“

Globalisierung heißt die magische Macht, die Konzerne wie Siemens antreibt und deren wichtigste Triebfeder sie zugleich sind. Längst genügt es ihnen nicht mehr, ihre Waren in alle Welt zu exportieren. Nun wollen sie dort produzieren, wo neue unerschlossene Märkte warten – oder billige Arbeitskräfte.

Gleichzeitig bewegen Anleger Milliarden von einer Börse zur nächsten, aus Derivaten in Aktien, aus Aktien in Anleihen. Ländergrenzen spielen auch im globalen Kasino längst keine Rolle mehr. Die gewaltigen Kräfte, die da wirken,



H. J. BURKHARD / BILDERBERG

TITEL

werden die Welt verändern wie nie zuvor; und die Konzerne treiben diesen Wandel immer schneller voran. Hilflos schauen die Nationalstaaten zu, nach und nach verlieren sie ihre Macht an die wahren „global players“.

Eine ökonomische Zeitenwende bahnt sich an. Siemens-Chef Pierer registriert einen „nie dagewesenen Wettbewerbsdruck“. Renato Ruggiero, Chef der Welt Handelsorganisation WTO, sieht eine „geopolitische Revolution“ heranrollen; und das amerikanische Magazin *Newsweek* beschwört ein „neues multinationales Zeitalter“ – eine Ära, die Gefahren und Chancen zugleich birgt.

In einem atemberaubenden Tempo wächst die Welt zusammen, vernetzt durch CNN, Telefax und Internet. Immer schneller entstehen neue Produkte, die besser und billiger werden. Der internationale Handel entwickelt sich prozentual fast doppelt so schnell wie das globale Bruttosozialprodukt. Die Summe der weltweiten Direktinvestitionen hat sich seit den achtziger Jahren gar vervierfacht.

„Zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit“, so Lester Thurow, Professor am Massachusetts Institute of Technology, „steht uns eine globale Wirtschaft zur Verfügung, in der alles überall jederzeit produziert und verkauft werden kann.“

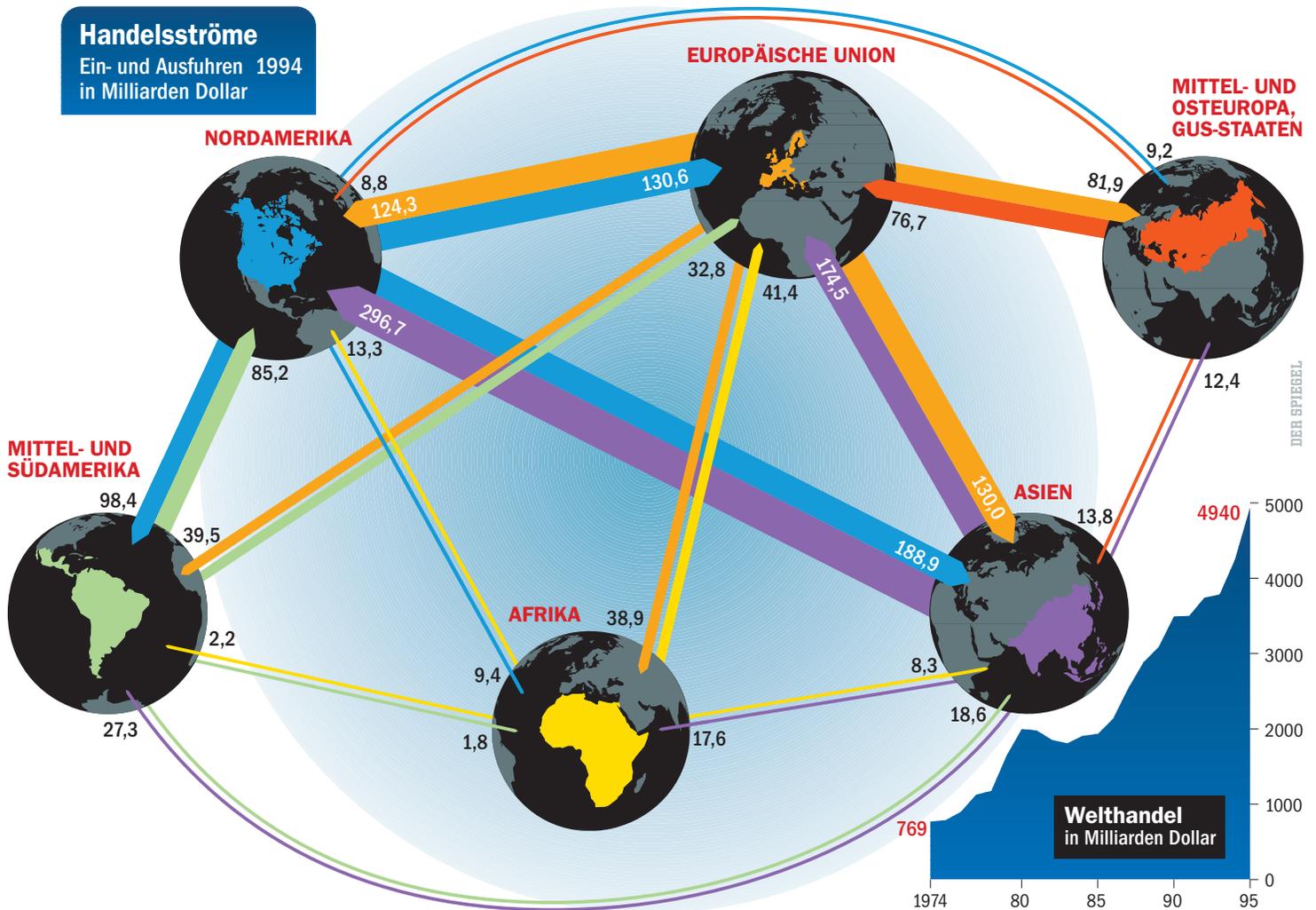
Die Welt mutiert zum grenzenlosen Shoppingzentrum. Längst sind Filme von Kodak, Videokameras von Sony und Weine aus Frankreich bis in die hintersten Winkel der Erde vorgedrungen. Und Software von Microsoft treibt die Computer in Kuala Lumpur ebenso an wie in Nairobi oder Buenos Aires.

Gleichzeitig erlebt die entfesselte Wirtschaft einen gnadenlosen Kampf um Lohn und Arbeit. Wohlstand und Armut werden neu verteilt. Deutsche Stahlkocher müssen sich mit Billigkräften in Osteuropa messen, die westlichen Wohlfahrtsstaaten konkurrieren mit Verzichtsgesellschaften in Asien, die Standorte liefern sich einen harten Wettbewerb um Investoren, Kapital und Arbeitsplätze.

Ein Graben öffnet sich zwischen den Konzernen, die weltweit planen, und den Regierungen, die das Wohl ihres Landes im Auge haben. Der Konflikt werde eine geradezu umwälzende Wirkung haben, prophezeien Ökonomen und Politologen: Regime kommen zu Fall, Staaten sind genötigt, Sozialleistungen zu kappen, und Millionen Menschen gezwungen, sich immer schneller einen neuen Arbeitsplatz zu suchen. Und viele werden keinen mehr finden.

Schneller als je zuvor entsteht eine neue Topographie der Macht. Neue Län-

Handelsströme
Ein- und Ausfuhren 1994
in Milliarden Dollar



Werbeseite

Werbeseite

der steigen auf und mehren ihren Wohlstand – erst die Tigerstaaten Hongkong, Singapur, Südkorea und Taiwan, dann Mexiko, Indien oder Brasilien; alte Imperien versinken im Meer der Mittelmäßigkeit – womöglich gehört Europa dazu.

Schon im Jahr 2004, so prognostiziert der Internationale Währungsfonds, werden die Entwicklungsländer mehr produzieren als alle Industrieländer zusammen. Und im Jahr 2020 wird Deutschland unter den Wirtschaftsmächten nur noch auf Rang sechs rangieren, zwischen Indonesien und Südkorea und weit hinter der neuen Nummer eins, China.

Soziale Beben und wirtschaftliche Vulkanausbrüche seien die Folge, prophezeit Thurow. Wie schon Karl Marx sieht der US-Ökonom ein neues „Lumpenproletariat“ heranwachsen, das keinen Platz mehr im Kapitalismus findet; daneben entsteht eine Klasse der „Wissensarbeiter“, die Reichtum und Macht erlangt – die Elite der Zukunft.

Vor allem in Europa schürt der schnelle Wandel Ängste. Als im Herbst vergangenen Jahres Hunderttausende durch Frankreichs Straßen zogen und gegen die Sparpolitik der Regierung protestierten, meldete die Tageszeitung *Le Monde* den „ersten Anti-Globalisierungsstreik“ der Geschichte.

Auch in Deutschland wird um den Standort und den Wohlfahrtsstaat, um Wettbewerbsfähigkeit und Lohnnebenkosten heftig gestritten. Die Folgen der Globalisierung sind immer stärker zu spüren. Fast vier Millionen Menschen suchen einen Job – so viele wie seit dem Krieg nicht mehr. Gleichzeitig drängen die Firmen so massiv ins Ausland wie nie zuvor. Deutschland hat, wenn man den Arbeitgebern glaubt, einen neuen Exportschlager: die Arbeitsplätze.

Wandert die Wirtschaft also aus? Müssen die Deutschen sich an Löhne gewöhnen, die kaum höher sind als in Malaysia



Demonstranten in Frankreich (1995): „Der erste Anti-Globalisierungsstreik in

oder Tschechien? Bringt die Globalisierung eine Abwärtsspirale in Gang, bei der, so SPD-Chef Oskar Lafontaine, „kein Land gewinnen kann, am Ende aber alle verlieren werden“? Zerstört gar der „Turbo-Kapitalismus“, wie die Autoren Hans-Peter Martin und Harald Schumann meinen, „die Grundlagen seiner Existenz: den funktionsfähigen Staat und demokratische Stabilität“ (siehe Seite 90)?

Es gibt auch eine ganz andere Sicht der Dinge. Danach verheißt die Globalisie-

rung „erheblich mehr Wohlstand und Prosperität“, so das Kommuniqué des G-7-Gipfels in Lyon; sie bietet, heißt es da, „Chancen nicht nur für unsere Länder, sondern auch für alle anderen“.

Diese optimistische Weltsicht gründet auf der ökonomischen Theorie. Schon im 19. Jahrhundert formulierte der Brite David Ricardo das „Gesetz der komparativen Kostenvorteile“ – ein Lehrsatz, der bis heute die Wirtschaftswissenschaften beherrscht: Jedes Land soll das herstellen,



P. GRANSER / ARGUS



H. SCHWARZBACH / ARGUS

Puma-Schuhproduktion in Tschechien, Nivea-Werk in China: „Minimierung der Kosten, Maximierung der Gewinne“



E. LOCHON / GAMMA / STUDIO X

der Geschichte“

was es im Vergleich zu anderen am besten kann; wenn sich jeder spezialisiert, steigen Produktion und Einkommen. Der freie Handel bringt demnach Wohlfahrtsgewinne für jeden, der mitmacht.

Später verfeinerten die Schweden Eli Heckscher und Bertil Ohlin diese Lehre. Ihre Kernthese: Länder, die viel Geld haben, sollen sich auf kapitalträchtige Produkte spezialisieren – auf High-Tech; solche, die über reichlich Arbeitskräfte verfügen, sollen Güter herstellen, die wenig Kapital, aber viel Arbeitseinsatz erfordern – also einfache Massware.

Tatsächlich nahm der Wohlstand der Industrienationen in den vergangenen Jahrzehnten nahezu kontinuierlich zu. Und als dann der Eiserne Vorhang fiel, der die kapitalistische von der kommunistischen Welt getrennt hatte, gab es an der Überlegenheit des marktwirtschaftlichen Modells kaum mehr Zweifel.

Neue, ungesättigte Märkte taten sich auf mit willigen Konsumenten und billigen Arbeitskräften. Auch Dutzende von Entwicklungsländern folgten dem liberalen Lockruf. Von der Schuldenkrise gebeutelt, hatten sie sich lange Güterimporten verschlossen und wollten lieber alles selbst produzieren.

Plötzlich jedoch orientieren sich die Regierungen am Weltmarkt, und die Multis, die einst als Ausbeuter geschmäht wurden, sind vielerorts hochwillkom-

men, bringen sie doch Kapital und Technik ins Land. In vier Jahren, so hat die Uno-Organisation für Handel und Entwicklung (Unctad) ermittelt, liberalisierten vor allem die Staaten der Dritten Welt und Osteuropas 368 Wirtschaftsgesetze, um Türen für Investoren zu öffnen.

Rund um den Erdball fielen Handelschranken. Das Allgemeine Zoll- und Handelsabkommen Gatt und die Welthandelsorganisation WTO, die seit 1995 die Handelsregeln festschreibt, drückten den durchschnittlichen Zollsatz für Industriegüter auf rund 5 Prozent; vor 50 Jahren verlangten die Staaten noch 40 Prozent. Auch Kapital trifft auf den Finanzmärkten auf immer weniger Hürden.

Vorbei sind die Zeiten, als der Wettstreit allein zwischen der Triade entschieden wurde, zwischen Europäischer Union, USA und Japan. Mittlerweile betrachten die Konzerne die ganze Welt als ihren Markt, auf dem sie, so Daimler-Chef Jürgen Schrempf, vor allem eins erzielen wollen: „Profit, Profit, Profit.“

Schneller als je zuvor kaufen die Multis Produktionsstätten auf, fusionieren über Grenzen hinweg und schmieden, etwa in der Telekommunikation und der Luftfahrt, strategische Allianzen. Stets sind sie auf der Suche nach den besten Technikern, nach den billigsten Arbeitern, den schnellsten Lieferanten – egal, ob diese nun aus Spanien, Sachsen oder Singapur kommen.

Ein Monopoly ohne Grenzen und ohne Skrupel: „Sentimentale Bindungen an einen bestimmten Teil der Welt sind darin nicht vorgesehen“, sagt der US-Ökonom Thurow, „schließlich sind die Minimierung der Kosten und die Maximierung der Gewinne das Herzstück des Kapitalismus.“

Die Produktion wird schlanker und zugleich internationaler. Percy Barnevik etwa übernahm 1982 eine Firma namens Asea, damals „ein schwedisches Elektrounternehmen, dessen Techniker zu 95 Prozent in Schweden tätig waren“. Nach der Fusion mit der schweizerischen Brown Boveri & Cie. formte er daraus den „global player“ ABB.

Barnevik gilt unter Managerkollegen als Vorbild in Sachen Globalisierung: Er verlegte die ABB-Zentrale nach Zürich; er feuerte in Westeuropa und Nordameri-

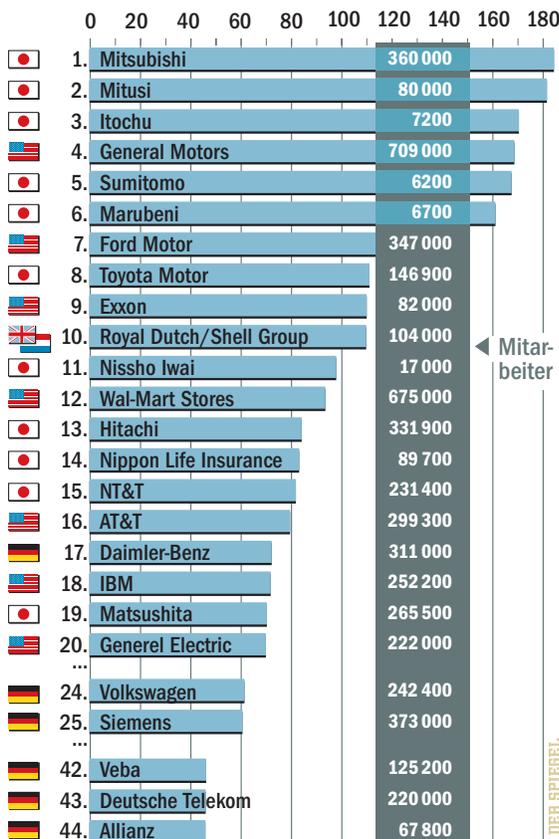
ka 54 000 Mitarbeiter und heuerte in Osteuropa und Asien 46 000 neue an; er kaufte über 200 Firmen hinzu und verwob sie in einem weltweiten Netz aus etwa 5 000 eigenständigen Profitcentern. Knallhart konkurrieren verschiedene ABB-Werke nun untereinander um fremde Aufträge.

Gerade 171 Angestellte steuern von Zürich aus den verzweigten Konzern mit 212 000 Mitarbeitern. Barnevik, der globale Firmenchef, jettet derweil von Fabrik zu Fabrik und betrachtet die Zentrale als Ort, „an dem meine Post eintrifft, bevor die wichtigen Briefe dorthin gefaxt werden, wo ich mich gerade befinde“.

Der einstigen Heimat fühlen sich solche Unternehmen kaum noch verbunden. Sie rechnen ihre Geschäfte in Dollar ab und nicht mehr in nationalen Währungen. Steuern zahlen sie möglichst dort, wo die Sätze niedrig sind. Das ist einfach, denn rund ein Drittel des Welthandels bewegt

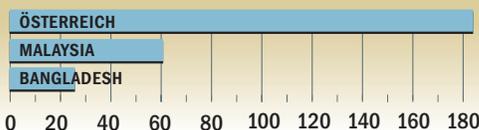
Gigantische Konzerne...

Die größten Konzerne der Welt 1995 nach Umsatz in Milliarden Dollar



...überflügeln ganze Staaten

Bruttonationalprodukt 1995 ausgewählter Länder in Milliarden Dollar



Werbeseite

Werbeseite



ABB-Chef Barnevik: Überall und nirgends zu Hause

sich innerhalb der Konzerne. Wenn Tochterfirmen sich gegenseitig Vorleistungen liefern, können Buchhalter über Verrechnungspreise die Gewinne an jeden Ort verschieben – zum Schaden von Ländern wie Deutschland oder Schweden, die durch hohe Steuern ihr soziales Netz finanzieren.

Mehr denn je profitieren die Firmen dabei von den Errungenschaften der Technik. Erst Telefax, Glasfaserkabel und Computer erlauben es, schnell wachsende Firmengeflechte zu steuern. Und die Transportkosten sinken stetig; im vergangenen Jahrhundert karren Pferdewagen die Exportgüter über die Berge, heute rauscht Erdöl durch Pipelines und Software durch ultraschnelle Datenleitungen.

Die Forscher haben die Industrie zugleich mobiler gemacht. Zu Zeiten der ersten industriellen Revolution entstanden Stahlwerke dort, wo Kohle vorhanden war, Webereien dort, wo die meisten Kunden lebten, und Eisenbahnwerke dort, wo das nötige Wissen vorhanden war – und auch das nötige Geld.

Als um die Jahrhundertwende die Wirtschaft schon einmal zusammenwuchs, als zu Zeiten des Imperialismus amerikanische Industriemagnaten und europäische Handelsgesellschaften nach Afrika und Asien zogen, da sahen sie die Kolonien lediglich als Rohstoffquellen,

nicht als Markt oder als Standort für Fabriken. Eisenbahnen, Telegrafbüros oder Dampfschiffe trieben die Globalisierung voran.

Die Bonanza endete mit einem großen Knall: dem Schwarzen Freitag an der New Yorker Börse. In der folgenden Weltwirtschaftskrise schotteten sich die Staaten wieder ab, die Wirtschaftsleistung sank rapide.

Damals betraf die Globalisierung den Handel, heute ist es die Produktion. Auch die Voraussetzungen sind völlig anders: Heute kommen die Zukunftsbranchen ohne große Bodenschätze aus; und Firmen können Kapital bei Banken und Börsen in aller Welt aufnehmen.

Wenn aber Fabriken mobil sind, dann lassen sich hohe Lohnunterschiede von Land zu Land immer schwerer durchsetzen. Anders als früher wird ein Arbeiter nicht allein deswegen mehr verdienen, weil er in Europa lebt.

Selbst das Know-how ist keinem Monopolisten mehr vorbehalten. Längst ist das indische Bangalore zum größten Software-Zentrum außerhalb des Silicon Valley aufgestiegen. „Wissen“, sagt Siemens-Chef von Pierer, „Wissen ist weltweit vorhanden und durch die internationale Vernetzung auch jederzeit verfügbar.“

Es ist zum entscheidenden Produktionsfaktor geworden, wichtiger als Arbeit und Kapital. Auf dem Weg ins 21. Jahrhundert geben Branchen den Ton an, die auf Kopfarbeit setzen und keine natürliche Heimat mehr haben. Mikroelektronik und Biotechnologie können sich an fast jedem Ort ansiedeln, ebenso Werkstoffindustrie und Telekommunikation, Flugzeugbau und Computerindustrie.

Der Computerhersteller Hewlett-Packard zum Beispiel hat seinen Konzernsitz in Kalifornien. Sein weltweites Zentrum für medizinische Einrichtungen befindet sich aber an der amerikanischen Ostküste, jenes für Personalcomputer in der Schweiz, jenes für Fiberglasoptik in Deutschland und jenes für Laserdrucker in Singapur.

Auch Fiat lässt sein neuestes Auto, den Palio, demnächst in 13 Ländern gleichzeitig vom Band rollen, in Ecuador ebenso wie in Algerien, Indien oder Venezuela; ein Rechner in Turin, in dem via Sa-

Werbeseite

Werbeseite

Anpassung nach unten

Hans-Peter Martin und Harald Schumann über die Globalisierungsfalle

Martin und Schumann, beide 39, sind SPIEGEL-Redakteure. Ihr Buch „Die Globalisierungsfalle“, 352 Seiten, 38 Mark, ist jetzt im Rowohlt-Verlag, Reinbek bei Hamburg, erschienen. Auszüge:

Zwanzig Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung werden im kommenden Jahrhundert ausreichen, um die Weltwirtschaft in Schwung zu halten. „Mehr Arbeitskraft wird nicht gebraucht“, meint der asiatische Tycoon Washington SyCip. Ein Fünftel aller Arbeitsuchenden werde genügen, um alle Waren zu produzieren und die hochwertigen Dienstleistungen zu erbringen, die sich die Weltgesellschaft leisten könne – egal in welchem Land.

Nicht mehr die Zwei-Drittel-Gesellschaft, vor der sich die Europäer seit den achtziger Jahren fürchten, beschreibt demnach die künftige Verteilung von Wohlstand und gesellschaftlicher Stellung. Das Weltmodell der Zukunft folgt der Formel 20 zu 80.

Die von Ökonomen und Politikern verbreiteten Erklärungen für den Niedergang gipfeln stets in einem Wort: Globalisierung. Vom Konzernchef bis zum Arbeitsminister kennt die Führungsriege der Republik nur eine Antwort: Anpassung nach unten.

Unentwegt sind die Bürger einer Kakophonie aus Verzichtsforderungen ausgesetzt. Die Deutschen arbeiten zu wenig, beziehen zu hohe Einkommen, machen zuviel Urlaub und feiern zu oft krank, behauptet ein Chor aus Verbandsfunktionären, Sachverständigen und Ministern.

Die Reformer im Zeichen der Globalisierung kündigen den ungeschriebenen Gesellschaftsvertrag der Republik, der die soziale Ungleichheit durch progressive Besteuerung und das soziale Netz in Grenzen hielt. Das Modell des europäischen Wohlfahrtsstaats habe ausgedient, propagieren sie, im weltweiten Vergleich sei er nun zu teuer.

Der Internationalismus, einst eine Erfindung sozialdemokratischer Arbeiterführer gegen kapitalistische Kriegstreiber, hat die Seiten gewechselt. Weltweit spielen über 40 000 transnationale Unternehmen aller Größenordnungen ihre Beschäftigten ebenso wie die Staaten gegeneinander aus.

In einer globalen Zangenbewegung hebt die neue Internationale des Kapitals ganze Staaten und deren bisherige gesellschaftliche Ordnung aus den Angeln. An der einen Front droht sie mal hier, mal dort mit Kapitalflucht und erzwingt so drastische Steuerabschläge sowie milliardenschwere Subventionen oder kostenlose Infrastruktur. Wo das nicht wirkt, hilft Steuerplanung im großen Stil: Gewinne werden nur noch in den Ländern ausgewiesen, in denen der Steuersatz auch wirklich niedrig ist.

Markt drängen, verschweigen, daß ja die Wirtschaftsleistung der reichen Länder nach wie vor wächst und die Rendite auf das eingesetzte Kapital sogar noch schneller zulegt. Darum nehmen keineswegs die armen Länder den reicheren Staaten den Wohlstand weg.

Andersherum ist es richtig: Es sind die Privilegierten in Nord und Süd, also Vermögende, Aktionäre und Hochqualifizierte, denen die Globalisierung der Ökonomie auf Kosten der übrigen Bevölkerung einen immer größeren Teil



Reichtum in China: Eine Minderheit von Gewinnern

Weltweit sinkt der Anteil, den Kapitaleigner und Vermögensbesitzer zur Finanzierung staatlicher Aufgaben beitragen. Auf der anderen Seite fahren die Lenker der globalen Kapitalströme das Lohnniveau ihrer steuerzahlenden Beschäftigten kontinuierlich nach unten. Auch die Lohnquote, der Anteil der Lohnbezieher am gesellschaftlichen Reichtum, sinkt im Weltmaßstab.

Nur von propagandistischem Wert ist daher die häufig vorgebrachte Behauptung, Einkommensverluste und wachsende Arbeitslosigkeit im Norden seien die zwangsläufige Folge der ökonomischen Aufholjagd des Südens, mit der die bisher armen Länder nun ihren gerechten Anteil am weltweiten Wirtschaftskuchen fordern. Die meisten Ökonomen, die von den Lohn- und Gehaltsempfängern Verzicht einfordern, weil neue billige Arbeiterheere auf den

des weltweit erwirtschafteten – und wachsenden – Wohlstands zuschanzt.

Doch der Turbo-Kapitalismus, dessen weltweite Durchsetzung jetzt unaufhaltsam scheint, zerstört die Grundlagen seiner Existenz: den funktionsfähigen Staat und die demokratische Stabilität. Das Tempo der Veränderung erodiert die alten sozialen Einheiten schneller, als das Neue sich entwickeln kann. Die bisherigen Wohlstandsländer verzehren die soziale Substanz ihres Zusammenhalts, schneller noch als die ökologische.

Neoliberale Ökonomen und Politiker predigen der Welt das „amerikanische Modell“, doch diese Parole gleicht furchterweckend der Propaganda der DDR-Regierung, die bis zu ihrem Ende von der Sowjetunion das Siegen lernen wollte. Schließlich wird der gesellschaftliche Zerfall nirgendwo deutlicher als im Ursprungsland der kapitali-

stischen Gegenrevolution, den USA: Die Kriminalität hat epidemische Ausmaße angenommen.

Aber auch Europa und Japan, China und Indien spalten sich in eine Minderheit von Gewinnern und eine Mehrheit von Verlierern. Für viele hundert Millionen Menschen gilt: Der globalisierte Fortschritt ist gar keiner.

Doch der Protest der Verlierer trifft auf Regierungen und Politiker, deren Gestaltungsmacht kontinuierlich schrumpft. Egal, ob soziale Gerechtigkeit hergestellt oder die Umwelt geschützt werden muß, ob Medienmacht begrenzt oder die internationalisierte Kriminalität bekämpft werden soll: stets ist der einzelne Nationalstaat überfordert, und ebenso regelmäßig scheitert die internationale Konzertierung. Wenn aber Regierungen in allen existenziellen Zukunftsfragen nur noch auf die übermächtigen Sachzwänge der transnationalen Ökonomie verweisen, gerinnt alle Politik zu einem Schauspiel der Ohnmacht, und der demokratische Staat verliert seine Legitimation. Die Globalisierung gerät zur Falle für die Demokratie.

Nur naive Theoretiker oder kurzsichtige Politiker glauben, man könne Jahr für Jahr Millionen Menschen um Jobs und soziale Sicherheit bringen, ohne dafür den politischen Preis bezahlen zu müssen. Anders als in der betriebswirtschaftlichen Logik der Konzernstrategen gibt es in demokratisch verfaßten Gesellschaften keine „surplus people“, keine überflüssigen Bürger. Die Verlierer haben eine Stimme, und sie werden sie nutzen.

So laden sich die bisherigen Wohlstandsnationen mit einem wachsenden Konfliktpotential auf, das die einzelnen Staaten und ihre Regierungen bald nicht mehr entschärfen können. Gelingt es nicht, rechtzeitig gegenzusteuern, wird sich unvermeidlich eine gesellschaftliche Abwehrreaktion formieren, die vorhersehbar protektionistische und national orientierte Züge tragen wird.

Die Ein-Fünftel-Gesellschaft, 20 zu 80, folgt durchaus der technischen und wirtschaftlichen Logik, mit der Konzernführer und Regierungen die globale Integration vorantreiben. Aber der Welt-Wettlauf um höchste Effizienz und niedrigste Löhne öffnet der Irrationalität die Türen zur Macht. Es sind nicht die wirklich Notleidenden, die rebellieren. Unkalkulierbare politische Sprengkraft entspringt vielmehr der Furcht vor Deklassierung, die sich jetzt in der Mitte der Gesellschaft ausbreitet. Nicht die Armut gefährdet die Demokratie, sondern die Angst davor.

tellt alle Materialbewegungen zusammenlaufen, kontrolliert die Montage.

Unaufhaltsam arbeiten Unternehmen, die überall und nirgends zu Hause sind, an einer neuen Weltkultur. Regionale Vorlieben spielen in ihren Produkten immer seltener eine Rolle, der Kommerz bestimmt unmerklich, was die Menschen fühlen und wahrnehmen.

Hollywood beglückt Millionen mit Arnold Schwarzenegger und Sharon Stone, Gillette wirbt auf der halben Erdkugel „für das Beste im Mann“, der Marlboro-Cowboy reitet in den Anden genauso wie im Hunsrück. Und der Big Mac schmeckt sowieso überall gleich.

Eine begrenzte Zahl von imperialen Konzernen prägt so das neue Bild der Erde. Die 20 größten Unternehmen der Welt, darunter Mitsubishi (Nr. 1), die Royal Dutch/Shell (Nr. 10) und Daimler-Benz (Nr. 17), setzen mehr um, als die 80 ärmsten Länder insgesamt erwirtschaften.

Und die Menge an Waren, die sie kontrollieren, wächst gewaltig: Die Giganten der „Global 500“, die das amerikanische Magazin *Fortune* jährlich begutachtet, steigerten ihren Umsatz 1995 um elf Prozent; sie wuchsen damit viermal schneller als die Weltwirtschaft. Beim Gewinn legten die Multis noch mehr zu: fast 15 Prozent im Jahr 1995 und sogar 62 Prozent ein Jahr zuvor.

Daneben registriert die Handels- und Entwicklungsorganisation Unctad 40 000



H. VOSKUHIL / DAS FOTOARCHIV

Joint-venture in China*: „Nicht nur ein schönes Büro“

andere Unternehmen, die ebenfalls in die Kategorie Multis fallen. Darunter sind auch Mittelständler, die nur ein paar Dutzend Angestellte jenseits der Grenzen beschäftigen. Insgesamt kontrollieren diese Unternehmen etwa 250 000 ausländische Tochtergesellschaften; der Einfluß der internationalen Streitmacht ist, so urteilt die Unctad, „unumkehrbar“.

Auch die Deutschen mischen in diesem Spiel immer stärker mit. Im vergangenen Jahr investierten die Firmen 50 Milliarden Mark außerhalb der Republik, fast doppelt soviel wie zwölf Monate zuvor (siehe Grafik).

So gab Hoechst allein 7,1 Milliarden Mark für den amerikanischen Pharma-

* Produktion von Computertomographen bei Siemens Shanghai Medical Equipment Ltd. in Schanghai.



produzenten Marion Merrel Dow aus Unverblümt sagt Vorstandschef Jürgen Dormann, daß Hoechst „kein deutsches Unternehmen mehr“ sei, das über einige wenige Werke im Ausland verfüge, „sondern auf dem Weg zu einem global agierenden Pharma- und Chemiekonzern“.

Seit die Mauer fiel, produzieren deutsche Firmen mit Vorliebe auch in Billiglohnländern wie Ungarn oder Tschechien. Für bayerische Mittelständler liegt Hongkong damit quasi vor der Haustür.

Die Löhne in den Reformstaaten, rechnet Siemens-Chef von Pierer vor, liegen „80 bis 90 Prozent unter den deutschen“. Selbst in Frankreich oder Italien muß er Ingenieuren oft nur die Hälfte dessen bezahlen, was in München üblich ist.

Aber es sind nicht allein die Löhne. So wandern die deutschen Autobauer aus, um in den USA oder Lateinamerika neue

Staaten müssen sich dieser Macht beugen – ob sie wollen oder nicht

Kunden zu gewinnen (siehe Seite 99). Sie möchten das Risiko von Dollarschwankungen ausschalten oder einfach Handelsbarrieren überwinden wie BMW. Die Münchner schrauben ihre Wagen nur deshalb in Indonesien zusammen, weil beim Import von kompletten Fahrzeugen riesige Zölle anfallen, nicht aber bei der Einfuhr von Einzelteilen (siehe Seite 102).

Wie viele Jobs letztlich Deutschland verlassen, ist strittig. 300 000 in fünf Jahren, behauptet BDI-Chef Hans-Olaf Henkel; nur 75 000, glaubt der DGB. Bisweilen jedenfalls sichert das Auslandsgeschäft auch Arbeitsplätze im Inland.

Bedenklich ist hingegen, wie oft ausländische Firmen einen Bogen um Deutschland machen. Sie steckten 1995 gerade 14 Milliarden Mark in hiesige Fabriken – 36 Milliarden Mark weniger, als die Deutschen ins Ausland pumpften. Japaner oder Amerikaner siedeln sich lieber dort an, wo Steuern und bürokratische Hürden gering sind.

Etwa in Großbritannien: Dort schiebt die koreanische LG-Gruppe eine der größten Direktinvestitionen an, die Westeuropa je gesehen hat – ein Elektronikwerk, vier Milliarden Mark teuer, mit über 6000 Jobs. Am Standort in Wales, so ließen die Südkoreaner wissen, seien die Löhne teilweise niedriger als in ihrem Heimatland; Zehntausende Waliser arbeiten für weniger als sechs Mark je Stunde.

Noch schneller als Fabriken und Firmen eilen Ideen um den Globus. Die Deutschen lernten von den Japanern „Lean-Management“ und „Just-in-Time“-Produktion und von den Amerikanern „Re-Engineering“ und „Downsizing“. Und seit kurzem soll nun auch jeder „Shareholder“ seinen „Value“ be-

kommen, jeder Aktienbesitzer also seine hohe Rendite – ein Trend, der wie gemacht scheint für eine globalisierte Welt. Er ist das Scharnier zwischen den Multis und den noch mächtigeren Kapitalmärkten.

Überall fordern internationale Anleger jetzt den gleichen Erlös, von Firmen in South Carolina ebenso wie in Schwaben; überall streichen Unternehmer deshalb teure Jobs und schaffen billige in der Fremde. Denn das steigert die Rendite.

Allmählich geraten so auch deutsche Konzerne in die Abhängigkeit von Großinvestoren, die mit einem Federstrich

über Wohl und Wehe der Aktienkurse entscheiden – und darüber, wo Arbeitsplätze entstehen. Wer sich nicht fügt, dem droht Kapitalentzug. Die USA zeigen, wie das funktioniert. Dort operieren institutionelle Anleger mit gewaltigen Summen. Dezent nutzen Investmentgesellschaften diese Macht aus und schreiben – wenn ihnen der Aktienkurs mißfällt – bisweilen auch blaue Briefe an die Konzerne. Dann wird schon mal unverblümt empfohlen, diese oder jene Abteilung zu schließen.

Fidelity Investments etwa verwaltet 548 Milliarden Dollar. Acht Prozent des Umsatzes an der New Yorker Börse

gehen auf das Konto von Fidelity-Chef „Ned“ Crosby Johnson. Auch in Deutschland wirbt die größte Investmentgesellschaft der Welt derzeit um Kleinanleger.

Nicht minder einflußreich sind die Pensionsfonds. Weil der amerikanische Staat kaum für die Zukunft seiner Bürger vorsorgt, legen etwa Zehntausende Lehrer ihr Vermögen bei einem Fonds namens TIAA-CREF an. Dahinter verbergen sich 136 Milliarden Dollar und Aktienbesitz in aller Welt. „Wem gehören die Global 500?“ fragte *Fortune* jüngst seine Leser. Die Antwort: „Sie gehören Ihnen!“ Gleichwohl entfernen sich die Finanz-

märkte von der realen Welt. Tag für Tag rauschen 1,5 Billionen Mark über Datenleitungen, hinter denen keine Firmen und Waren stehen, sondern Wetten auf die Zukunft. Nur zum Teil dienen Swaps, Futures und Optionen dazu, Risiken aus anderen Geschäften abzusichern; oft sind sie selbst eines, wie der Fall Nick Leeson von der Barings-Bank zeigt.

Die Handelsräume der Banken, in denen die Broker dicht an dicht hocken, sind zum eigenen Kosmos geworden. Nirgends ist der Rausch der Globalisierung so stark, nirgends hat ihn die Technik so sehr angeheizt. Früher schickte die

Nachrichtenagentur Reuters Brieftauben mit den Börsenkursen los, heute liefert ein Multimedia-Ticker Informationen in „real time“: Jeder hat alle Kurse, alle Firmennachrichten, alle Charts zur gleichen Zeit; wer eine Sekunde eher reagiert, kann Millionen verdienen oder verlieren. Und mit dem Internet rücken auch kleine Anleger immer näher heran an die virtuellen Börsen der Zukunft.

Im globalen Kasino herrscht wie in Las Vegas niemals Feierabend: Morgens eröffnet die Börse in Tokio, weiter geht's nach Hongkong, später nach Europa. Schließen Frankfurt und London, übernimmt New York – ein ewiger Kreislauf. Die Summen, die dabei täglich bewegt werden, sind fast doppelt so hoch wie die Währungsreserven aller Zentralbanken.

Staaten müssen sich dieser Macht beugen, ob sie wollen oder nicht; schließlich

„Wenn es den Spielern nicht gefällt, gehen sie eben woandershin“

finanzieren sie über den Kapitalmarkt ihre Schuldenlast. Wenn eine Regierung es damit allzusehr übertreibt, fordern die Anleger prompt eine Prämie. Höhere Zinsen für höhere Risiken.

Immer wieder demonstrieren die Kapitalmärkte den Politikern deren Machtlosigkeit. So knackten im Herbst 1992 ein paar Geldgurus, angeführt von George Soros, die Bank von England. Die Devisenhändler brachten mit einer Spekulationswelle, die auf ein fallendes Pfund und eine schwache Lira setzte, das europäische Währungssystem zu Fall.

„Spekulanten sind das Aids der Weltwirtschaft“, schimpft Frankreichs Staatspräsident Jacques Chirac. „Die Welt liegt in den Händen dieser Leute“, glaubt Währungsfonds-Präsident Michel Camdessus. Lester Thurow formuliert es nüchtern: „Überall regiert der Markt, allein der Markt.“

Können die Regierungen also abdanken? Haben sie die Macht über jenes unheimliche Wesen verloren, das sie mit der Liberalisierung und Deregulierung selbst gerufen haben: den Markt? Bestimmen nur noch Broker, Investmentfonds und Konzerne über die globale Zukunft?

Die Staaten sind erpreßbar geworden. Wenn Konzerne es fordern, bekommen sie Subventionen oder Steuervergünstigungen; ansonsten ziehen sie ins Nachbarland. „Die Spieler entscheiden sich, wo sie sich tummeln“, sagt Jenoptik-Chef Lothar Späth, „und wenn ihnen das Feld nicht gefällt, gehen sie eben woandershin.“ Der Wettbewerb der Standorte droht zum Subventionswettlauf zu werden.

In den USA zählen die Unternehmen zu den mächtigsten Lobbyisten, auch in Deutschland lassen sich manche Gesetze



Börse in New York: „Die Welt liegt in den Händen dieser Leute“

nicht gegen den vereinten Widerstand der Industrie durchsetzen. Kläglich scheiterten alle Versuche, zum Wohl der Umwelt eine Ökosteuer einzuführen, womöglich gar im europäischen Alleingang. Dann, so warnten Industrievertreter wie BDI-Chef Henkel, sei der Standort ja noch schlechter gestellt; in der Chemie oder der Autoindustrie seien Kündigungen unvermeidlich. Bonn parierte.

Die Ära, in denen einzelne Staaten den Unternehmen Regeln vorgeben konnten, scheint vorbei zu sein. Der US-Arbeitsminister Robert Reich beschwört deshalb „das Ende der Volkswirtschaften“. Die Bosse denken global, die Regierungen national.

Weil die internationale Kapitalverflechtung wächst, haben nationale Kartellämter immer weniger Macht. Je mehr die Multis „ihre Betriebe über die Welt verteilen“, so Reich, „um so weniger

Weisungsmacht und Kontrolle besitzt eine einzelne Regierung ihnen gegenüber“.

Nur durch internationale Zusammenarbeit werden sich die Konflikte der Zukunft entschärfen lassen, doch Organisationen wie die WTO und die EU haben kaum Mittel, um wirklich durchzugreifen:

- ▷ Die USA zetteln, allen Grundsätzen der WTO zuwider, immer wieder politisch motivierte Handelskriege an: mit Japan über Autos oder mit Europa über die Beziehungen zu Iran.
- ▷ Die Länder der Dritten Welt beschwerten sich derweil über Protektionismus, denn mit dem schnellen Hinweis auf Sozial- und Ökodumping machen die Industrieländer ihre Grenzen für Billigware dicht.
- ▷ Die Deutschen schützen mit dem Entsendegesetz zwar ihre Bauarbeiter. Gleichzeitig unterlaufen sie aber die

Ziele des Binnenmarktes, denn durch Mindestlöhne bremsen sie indirekt die freie Mobilität von EU-Arbeitern.

Andererseits fühlen sich viele Wirtschaftsführer ihrer Heimat kaum noch verpflichtet: Sie profitieren in Deutschland vom hohen Wissen, von guten Universitäten und der staatlich finanzierten Forschung, doch den Gewinn verlagern sie ins Ausland. Daß der einstigen Solidargemeinschaft dadurch die Einnahmen verlorengehen, kümmert sie nicht.

Bundespräsident Roman Herzog kritisierte dieses Verhalten heftig auf einer Konferenz von Spitzenmanagern: „Ein Unternehmen, das in Deutschland seine Produktionsstätten, seine Arbeitsplätze abbaut und fast keine Steuern bezahlt, das kann in seinem Namen noch so oft das Wort ‚deutsch‘ haben, das erkenne ich nicht mehr als deutsches Unternehmen.“

Unaufhaltsam, so warnt der Politologe John Cavanagh, „zerbröseln die traditionellen Sozialkontrakte zwischen Regierungen, Unternehmen und Arbeitnehmern“. Der Graben, der sich zwischen den Unternehmen auf der einen Seite und der Gesellschaft auf der anderen Seite öffnet, stellt die westlichen Demokratien auf eine harte Probe – und wird sie womöglich zum Einsturz bringen.

James Goldsmith, Milliardär und Europa-Abgeordneter aus Großbritannien, sieht die Industrieländer schon in eine „Falle“ tappen. Unermüdlich predigt er eine Rückkehr zum Protektionismus. Der freie Welthandel verschlinge „die Gesellschaft, der er angeblich dienen soll“.

Die Gewinner der Globalisierung, urteilt Goldsmith*, werden „diejenigen sein, die das schier unerschöpfliche Angebot an billigen Arbeitskräften für sich nutzen können. Aber sie erinnern an die Gewinner eines Pokerspiels auf der Titanic“ – die waren wie die Verlierer dem baldigen Untergang geweiht.

Profitieren werden auch jene Länder, die die Branchen der Zukunft anlocken, weil sie über hochqualifizierte Arbeitskräfte verfügen. Sie können sich auch wesentlich höhere Löhne leisten.

„Heute sind das Wissen und die Fertigkeiten die einzigen Quellen jeglichen Wettbewerbsvorteils“, urteilt US-Ökonom Thurow*, „die Technologiepolitik eines Landes ist seine Industriestrategie. Sie bestimmt, wo das Land das Spiel spielen wird.“

Die Wissensarbeiter und Symbolanalytiker, urteilt sein Kollege Jeremy Rif-

* James Goldsmith: „Die Falle und wie wir ihr entrinnen können“. Deukalion, Holm 1996; 272 Seiten; 38 Mark. Lester C. Thurow: „Die Zukunft des Kapitalismus“. Metropolitan Verlag, Düsseldorf/München 1996; 528 Seiten; 98 Mark. Jeremy Rifkin: „Das Ende der Arbeit“. Campus Verlag, Frankfurt am Main 1995; 240 Seiten; 34 Mark. Rosabeth Moss Kanter: „Weltklasse – im lokalen Wettbewerb triumphieren“. Ueberreuter, Wien 1995; 512 Seiten; 78 Mark. Herbert A. Henzler, Lothar Späth: „Countdown für Deutschland“. Siedler, München 1995; 240 Seiten; 39 Mark.

kin*, „sind die Katalysatoren der dritten industriellen Revolution, und sie halten die High-Tech-Wirtschaft am Laufen.“ Die Elite von morgen – das sind Anwälte oder Forscher, Biotechniker oder Ingenieure, Unternehmensberater oder Programmierer.

Doch die Kluft zu den Verlierern, zu den ungelerten Arbeitskräften, wird immer größer: Ein Teil der Entwicklungsländer hat den Anschluß geschafft oder ist auf dem Wege dazu; doch den übrigen droht, so IWF-Präsident Michel Camdessus, „die Marginalisierung“.

Die Habenichtse besitzen keine Waren, die die Erste Welt will, und kein Geld, um selbst welche zu kaufen. Investoren bleiben aus. Camdessus: „Es besteht die Gefahr, daß diese Länder von der Weltwirtschaft einfach zurückgelassen werden.“

Reiche und Arme verlieren so den Kontakt zueinander. Die Uno rechnete jüngst vor, daß 358 Milliardäre in der Welt mehr Vermögen besitzen, als knapp die Hälfte der Menschheit verdient.

Auch in der westlichen Welt wachsen die Einkommensunterschiede. In Amerika bricht bereits die Mittelschicht weg, die Reallöhne sinken kontinuierlich und sind auf dem Niveau der siebziger Jahre angelangt; dafür steigt das Salär der Bosse.

In den Industrieländern haben über 30 Millionen Menschen keine Arbeit, so viele wie seit der Weltwirtschaftskrise nicht mehr. Gleichzeitig entsteht eine neue Klasse der „working poor“ – von Menschen, die Arbeit haben, aber kaum mehr verdienen als in der Dritten Welt. Die Schwellenländer holen auf. Sie haben massiv in die Bildung investiert, in Malaysia oder Indonesien arbeiten hochqualifizierte Spezialisten, die besser sind als viele Europäer.

Noch bewahren die sozialen Netze die Menschen in Europa vor dem wirklichen

Fall. Doch diese Netze, die mit dem wachsenden Lebensstandard immer enger geknüpft wurden, sind zum Zerreißen gespannt; Krankenkassen und Rentenversicherungen rutschen schleichend in den Bankrott.

So wird der Wettbewerb der Standorte auch zum Wettbewerb der Sozialsysteme. Überall wollen Regierungen die Wohlfahrtsleistungen beschneiden. Schweden wurde einst als Alternativmodell zu den liberalen Volkswirtschaften gefeiert. Von hohen Schulden bedrängt, senkte die Regierung das Krankengeld, strich Zuschüsse zur Kurzarbeit und führte einen Karenztag im Krankheitsfall ein.

In Deutschland wächst die Überzeugung, daß die Republik sich – zumindest zum Teil – den veränderten Gegebenheiten auf dem Weltmarkt anpassen muß. So erklärten sich beim Heizungsbauer Viessmann 3700 Beschäftigte bereit, fürs gleiche Geld drei Stunden mehr pro Woche zu arbeiten, dadurch verhindern sie Produktionsverlagerungen nach Tschechien.

Auch anderswo werden betriebliche Bündnisse für Arbeit geschlossen. Das gewerkschaftsnahe WSI-Institut warnt allerdings, daß die „Keule Globalisierung“ allzu häufig geschwungen werde; oft verberge sich dahinter nur „die mutwillige Demontage des Sozialstaates“.

Sparen allein wird dem Standort Deutschland ohnehin wenig nützen. Denn bisweilen vergessen die Deutschen bei dieser Debatte, in die Zukunft zu investieren. Doch wenn sie Bildung und Wissenschaft radikal zusammenstreichen, anstatt sich durch ihr Können einen Wettbewerbsvorteil – und damit höhere Löhne und höhere Sozialleistungen – zu erhalten, wird es ihnen vielleicht so gehen, wie es Lester Thurow manchen Industrienationen voraussagt: Sie werden schleichend untergehen wie einst das alte Rom.



E. REED / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

Armut in New York: Die Mittelschicht bricht weg

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

„Ein Schlag ins Gesicht“

Die deutschen Automobilkonzerne drängen ins Ausland und bauen weltweit neue Fabriken

Am Anfang war Skepsis. Die erste Gruppe amerikanischer Kollegen hatte gerade im Werk Sindelfingen angefangen, da stand für langjährige Mercedes-Mitarbeiter bereits fest: „Die kenne doch des Auto net baue.“

Die Neuen kamen aus dem US-Bundesstaat Alabama. Sie hatten zuvor in Werkstätten, Restaurants oder Krankenhäusern gearbeitet. Und die sollten künftig einen Mercedes-Benz produzieren?

Carla Huntley, zuvor Krankenschwester, und ihre Kollegen lernten schnell. Bereits nach wenigen Tagen Schulung montierten sie Kabelstränge, Hydraulikleitungen, Bremsen, Auspuff, Sitze und Armaturen, später bauten sie auch Motor und Getriebe ein. Ausbilder Michael Rösner ist voller Lob über die amerikanischen Mitarbeiter: „Sie arbeiten schnell

Führungsetagen der deutschen Automobilindustrie herrscht Aufbruchstimmung. Die Konzerne errichten Fabriken in den USA und Südamerika, in Osteuropa und Südostasien (siehe Grafik Seite 103).

Audi läßt inzwischen Motoren in einem eigenen Werk in Ungarn fertigen, andere ziehen gleich komplette Produktionsstätten mit Preßwerk, Lackiererei und Montage hoch: Mercedes in den USA und Brasilien, BMW in den USA. Mitunter werden auch kleinere Montagefabriken errichtet, in denen aus Deutschland zugelieferte Teile zusammengebaut werden – von Mercedes etwa in Mexiko, Indien, Indonesien, Malaysia, Thailand, auf den Philippinen und in Vietnam.

Eine der größten Branchen des Landes ändert ihr Arbeitsprinzip. „Made in Germany“ war die Erfolgsformel der vergan-

in Ungarn bauen sollen, fragten Mitarbeiter den Audi-Chef Herbert Demel immer wieder. Bei BMW zweifelten etliche Manager daran, daß der neue Roadster in den USA in der gewohnten BMW-Qualität herzustellen sei. Und als Mercedes sich entschied, die Fabrik für den Smart, das Gemeinschaftsauto mit dem Uhrenunternehmer Nicolas Hayek, im französischen Hambach zu errichten, traf die Stuttgarter die geballte Empörung von Politikern und Gewerkschaften.

Der Betriebsrat sah in der Standortwahl „einen Schlag ins Gesicht“ der deutschen Belegschaft. Baden-Württembergs Ministerpräsident Erwin Teufel ortete ein „Alarmsignal allererster Ordnung“. Sogar Kanzler Helmut Kohl versuchte vergebens, den Konzern umzustimmen.



BMW-Fabrik in Spartanburg (USA): „Es wird nicht möglich sein, von Deutschland aus die Welt zu bedienen“

und haben einen Antrieb, den man bei deutschen Kollegen nur selten findet.“

In der Mercedes-Benz-Fabrik in Tuscaloosa wird die neue Belegschaft künftig den Geländewagen der Stuttgarter produzieren. Für den schwäbischen Automobilkonzern ist es eine Weltpremiere: Es wird der erste komplett außerhalb Deutschlands hergestellte Personenwagen von Mercedes-Benz.

Unternehmenschef Helmut Werner gab den neuen Kurs vor. Mit einer ausschließlich in Deutschland konzentrierten Automobilproduktion habe Mercedes keine Zukunft mehr, so Werners Analyse. Nötig sei ein Werk in den USA, durch das die Stuttgarter unabhängiger von den Schwankungen des Dollarkurses werden. Nötig seien zudem Montagefabriken in Südostasien und Lateinamerika.

Die Konkurrenten BMW und Audi folgen der gleichen Strategie. In den

genen Jahrzehnte. Die Automobilfirmen produzierten vor allem in Deutschland und exportierten in alle Welt.

„Doch die Zeiten reinen Exports“, sagt BMW-Chef Bernd Pischetsrieder, „sind jetzt vorbei.“ Die Münchner wollen, ebenso wie Mercedes, Volkswagen und Audi, auf den wichtigen Märkten eigene Stützpunkte errichten.

Natürlich hatten die deutschen Konzerne auch in der Vergangenheit Werke im Ausland. Doch während früher nur ganz allmählich hier und da eine Fabrik im Ausland aufgebaut wurde, drängen die Firmen jetzt mit geballter Macht in neue Märkte. „Globalisierung“, sagt Pischetsrieder, „ist das Gebot der Stunde.“ In der eigenen Belegschaft, bei Betriebsräten und Politikern stößt die neue Unternehmensstrategie auf Angst und Ablehnung.

Warum sie ausgerechnet das wichtigste Aggregat, den Motor, in einem Werk

Mit jeder Entscheidung eines Herstellers, ein Werk im Ausland zu bauen, wachsen die Sorgen im Inland. Verlagert die Automobilindustrie, von der bislang noch fast jeder siebte Arbeitsplatz in Deutschland abhängt, Produktion und Beschäftigung ins Ausland?

Der Verdacht, daß die Automobilhersteller sich klammheimlich vom Standort Deutschland verabschieden, ist ebenso naheliegend wie falsch. Die Motive für die Auslandsengagements sind höchst unterschiedlich – die hohen Löhne haben damit allenfalls am Rande etwas zu tun.

Mercedes und BMW hatten vor allem einen Grund für den Bau einer Fabrik in den USA: Sie sind bislang zu abhängig vom Dollarkurs. Die zu niedrig bewertete US-Währung kostete sie in den vergangenen Jahren mehrere Milliarden Mark.

Die deutschen Hersteller konnten einerseits die Preise ihrer Exportfahrzeuge

Werbeseite

Werbeseite

Zwei rechte Außenspiegel

In Jakarta läßt BMW Limousinen montieren – ohne Fließband und ohne Roboter

Es ist acht Uhr morgens, und es geht mal wieder gar nichts mehr. Die Einfallstraßen nach Jakarta sind acht bis zehn Spuren breit. Doch auf allen Fahrbahnen herrscht Stillstand.

Manfred Zink, 36, kennt das Verkehrschaos der Elf-Millionen-Stadt, in dem nur eine Regel existiert – es gibt keine Regel. Wenn Zink von seiner Wohnung losfährt, weiß er nie, ob er an diesem Tag eine Stunde braucht für den Weg zur Fabrik oder zweieinhalb.

Irgendwann erreicht Zink seinen Arbeitsplatz im Gewerbegebiet der indonesischen Hauptstadt, eine Wellblechhalle, in der es schwül ist, stickig und düster. Draußen im Schatten sind es über 30 Grad, hier drinnen über 40.

In dieser Halle soll der Ingenieur die Montage von BMW-Limousinen organisieren. Er kann dafür 200 Mitarbeiter einsetzen. Ansonsten aber fehlt ihm alles, was zur Automobilproduktion scheinbar unerlässlich ist: Es gibt kein Fließband und keinen Roboter.

Der BMW-Manager Zink gehört zur kleinen Truppe jener Experten, die dafür sorgen, daß BMW auch unter solchen Bedingungen Fahrzeuge produziert, in Mexiko und Südafrika, in Thailand, Indonesien und Malaysia, auf den Philippinen und in Vietnam.

Die Produktion ist aufwendig und kompliziert und hat nur einen Grund: Mit hohen Steuern und Zöllen verhindern viele Staaten, daß ausländische Hersteller ihre Autos einführen. Nur wer Arbeitsplätze im Land schafft, kann auch Automobile verkaufen.

Am Anfang stehen ein paar Container. In ihnen sollen alle 8000 Einzelteile sein, die für die Montage eines 7er BMW nötig sind: Motor, Getriebe, Achsen, Stoßdämpfer, Türen, Scheiben, Armaturen, Sitze, bis hin zu den Schrauben, mit denen die Außenspiegel befestigt werden. Alles doppelt gezählt in Neufahrn nördlich von München. Dort werden die Teile für den Schiffstransport nach Jakarta sortiert und verpackt. Es dürfte kein Teil fehlen, eigentlich.

Beim Auspacken in Jakarta erleben die indonesischen Mitarbeiter mitunter eine Überraschung. Da enthält ein Karton zwar zwei Außenspiegel, aber zweimal den rechten. Da sind die Tür- und Fensterdichtungen zwar komplett, aber unter der Hitze verformt und verklebt.



FOTOS: D. LOTZE

BMW-Montage in Jakarta: Nicht einmal die Illusion von frischer Luft

In München muß Zink neue Spiegel und eine andere Verpackung anfordern. „Die können nicht ahnen“, sagt der BMW-Mann in Jakarta, „wie hier die Sonne auf die Kisten knallt.“

Auch sportlichen Typen wie ihm, der in seiner Freizeit schon mal mit dem Mountainbike den Berg hochklettert, klebt nach kurzer Zeit in der Fabrik das Hemd patschnaß am Rücken. Zink kann später wieder in sein Büro gehen und die Klimaanlage einschalten. Die indonesischen Beschäftigten arbeiten acht Stunden in der Halle. Ventilatoren, kaum größer als ein Suppenteller, ver-

breiten noch nicht einmal die Illusion von frischer Luft.

Über die Arbeitsbedingungen klagt kaum ein Beschäftigter. Mohamed Mucholidin, 28, und seine Kollegen wissen, wie es in anderen Fabriken Indonesiens aussieht. Dort ist mehr Lärm, die Hitze größer, die Arbeit schwerer. Dort wird nur der staatlich festgelegte Mindestlohn von rund 95 Mark im Monat bezahlt, und manchmal noch nicht einmal der. Mucholidin verdient rund 162 Mark. Das reicht für die Wohnung, das Essen und die Kleidung. Es reicht für ein Moped, mit dem er zur Arbeit fährt, und für die kleinen Träume von einer größeren Wohnung, einem stärkeren Moped.

Mehr zu träumen oder gar zu fordern wagt kaum ein Arbeiter in Indonesien. Proteste und Demonstrationen werden von der Polizei niedergeknüppelt. Es gibt eine Gewerkschaft, doch die verdient ihren Namen nicht. Sie ist staatlich kontrolliert und fiel noch nie dadurch auf, daß sie Verbesserungen für die Arbeiter erkämpft hätte.

BMW-Manager Zink setzt sich dafür ein, daß die Arbeitsbedingungen für Mucholidin und seine Kollegen in einer neuen Halle besser werden. Er ist nicht der Typ des industriellen Kolonialherren, der sich darüber freut, daß die Arbeiter hier billig sind. Doch Zinks Einfluß ist begrenzt. Die Fabrik gehört dem indonesischen Partner, einem der großen Konzerne des Landes.



BMW-Manager Zink
Ein riskantes Unterfangen

Mucholidin überwacht die Schweißarbeiten. Drei Beschäftigte legen große Bleche in ein Gestell. Bodenplatte, Heck und Vorderwagen werden fixiert. Die Arbeiter greifen sich ihre Schweißzangen, Funken sprühen, die Bleche sind verbunden. Eine zweite Gruppe schweißt die Seitenteile an, eine dritte das Dach.

Roboter sind schneller. Sie fügen mehr als 1000 Karosserien am Tag zusammen. Die Schweißer in Indonesien schaffen rund 20. Doch das reicht hier.

Die meisten Automobilarbeiter haben direkt nach der Schule oder dem Studium in der Fabrik angefangen. Sie wurden angeleitet, zum Teil auch im Münchner BMW-Werk. Im Gegensatz zu ihren Kollegen dort haben sie keine Chance, mit ihrer Arbeit je genügend zu verdienen, um sich selbst einen BMW zu leisten. Ein Montagearbeiter müßte seinen kompletten Lohn 28 Jahre lang sparen, um einen BMW 318i, das Einstiegsmodell, zu bezahlen.

Für andere Indonesier ist dieser Preis kein Problem. Gut 3000 kauften sich im vergangenen Jahr einen BMW, rund 3000 erwarben einen Mercedes, der ebenfalls in Jakarta montiert wird.

Auf Java finden die deutschen Hersteller, was es in Europa kaum noch gibt: das scheinbar grenzenlose Wachstum. Es wird nicht gebremst durch die Armut der Bevölkerung, solange es genügend Reiche und Aufsteiger, Erben und Manager gibt, die zwischen 72 500 und 247 000 Mark für eine deutsche Luxuslimousine zahlen. Es wird auch nicht gebremst durch die chaotischen Verkehrsverhältnisse, solange die Menschen gern statusbewußt im Stau stehen – in einer teuren Limousine.

BMW-Statthalter Zink plant bereits eine neue Montagehalle, mit der die Produktion von derzeit gut 3000 auf 4000 Autos erhöht werden soll. Zur gleichen Zeit muß die Montage der 5er-Reihe auf das neue Modell umgestellt werden. Wenn die Qualität leidet, hat Zink ein Problem.

Solche Herausforderungen sind es, die einen wie Zink an dem Job in Indonesien reizen. Er findet sich mittlerweile ganz gut zurecht hier, sogar im Verkehrschaos, sofern man sich darin überhaupt je zurechtfinden kann. Und er hat sich auch seine eigene Technik im Kampf ums Vorwärtskommen zugelegt. Wird Zink mit seinem Fahrzeug besonders dreist zur Seite gedrückt, nutzt er die Scheu vieler Indonesier vor der offenen Konfrontation. Zink lächelt den Kontrahenten freundlich an. Schon ist der hilflos und gibt sein Manöver auf. In der Regel jedenfalls.

nicht stark genug erhöhen, um den Währungsverlust auszugleichen. Andererseits konnten sie auf Dauer nicht einen hohen Verlust im US-Geschäft hinnehmen. Nur mit einer eigenen Produktion in den USA können sie die Abhängigkeit von den Währungsturbulenzen verringern. Mercedes-Betriebsrat Karl Feuerstein hat eingesehen: „Es wird nicht möglich sein, von Deutschland aus die Welt zu bedienen.“

So einleuchtend die Globalisierungsstrategie auch sein mag – die Realisierung steckt voller Schwierigkeiten. Volkswagen ist mit einem ersten Anlauf grandios gescheitert. Die Wolfsburger mußten ihre Fabrik in Westmoreland, nach Jahren voller Pannen, 1988 wieder schließen. BMW und Mercedes waren gewarnt. Doch die Münchner riskierten durch Qualitätsprobleme beim Produktionsanlauf in den USA ihr makellostes Image.

„Bald wird man auf der ganzen Welt das handwerkliche Können aus South Carolina kennen“, verkündeten große Plakate in der Nähe des BMW-Werks Spartanburg. Tatsächlich wußten bald nicht nur die BMW-Manager, daß sie sich mit dem Produktionsstart zuviel auf einmal vorgenommen hatten: BMW ließ in einem neuen Werk mit einer neuen Mannschaft ein neues Modell produzieren. Die vorgesehene Stückzahl konnte lange nicht erreicht werden.

Konkurrent Mercedes-Benz verkneift sich die Schadenfreude. Andreas Renschler, der die Mercedes-Fabrik in Tuscaloosa aufbaut, weiß: „So ein Anlauf steckt voller Risiken.“

Wenn ein Roboter nicht so will, wie er soll, wird er neu programmiert. Doch wenn die schwäbischen Automobilbauer und ihre neuen Kollegen aus Alabama nicht miteinander klarkommen, dann geht gar nichts.

Renschler betätigt sich deshalb mitunter als Sozialarbeiter. Rund um die Uhr werden die 200 Amerikaner während der sechs Monate Anlernzeit im Sindelfinger Werk betreut. Mercedes organisiert Karten für Footballspiele und bietet an Wochenenden Ausflüge nach Heidelberg und Neuschwanstein an. Ähnlich umhegt werden die deutschen Trainer, die den Produktionsanlauf in den USA begleiten. Bei ihrer Auswahl achtete Renschler vor allem auf eines: Sie durften nicht überheblich sein.

„Nichts wäre schlimmer“, sagt Renschler, „als wenn wir hier in Tuscaloosa mit der Parole antreten, wir Deutschen zeigen euch mal, wie das geht.“

Zu Überheblichkeit besteht kein Anlaß. Bei der Globalisierung sind vor allem die japanischen Konkurrenten längst weiter. Toyota und Nissan, Mitsubishi und Honda produzieren seit Jahren in den USA und Europa. Sie umfahren damit Einfuhrschranken und sind unabhängiger

Sprung ins Ausland

Produktion und Montage deutscher Autokonzerne



BMW

USA
SÜDAFRIKA
GROSSBRITANNIEN (ROVER)

MEXIKO
THAILAND
MALAYSIA
INDONESIEN
VIETNAM
PHILIPPINEN
INDIEN (IM BAU)



VW

BRASILIEN
ARGENTINIEN
MEXIKO
SÜDAFRIKA
BELGIEN
PORTUGAL
SPANIEN (SEAT)
TSCHECHISCHE REPUBLIK (SKODA)
SLOWAKISCHE REPUBLIK (SKODA)
CHINA



MERCEDES-BENZ

SÜDAFRIKA
USA
BRASILIEN (IM BAU)
FRANKREICH (IM BAU)
ÖSTERREICH

MEXIKO
INDIEN
INDONESIEN
MALAYSIA
PHILIPPINEN
THAILAND
VIETNAM



AUDI

SÜDAFRIKA
CHINA
MALAYSIA
INDONESIEN
PHILIPPINEN (IM BAU)



PORSCHE

MEXIKO

Produktionswerk:
komplette Automobilproduktion mit
Preßwerk, Lackiererei und Montage

Montagewerk:
aus Deutschland gelieferte Teile werden
im Ausland montiert

DER SPIEGEL

von Währungsschwankungen. Zudem drängen die japanischen Hersteller mit eigenen Montagewerken in die Wachstumsregionen Lateinamerika und Asien.

Sie folgen dabei der gleichen Strategie wie die deutschen Hersteller. Mercedes-Chef Werner rechnet auf den drei großen Automobilmärkten, in Europa, den USA und Japan, in den nächsten zehn Jahren durchschnittlich nur noch mit zwei Prozent Wachstum. In Südamerika und Südostasien erwartet er dagegen jährliche Zuwachsraten von sechs Prozent.

In Indien soll sich der Autoabsatz von knapp 400 000 im vergangenen Jahr auf 750 000 bis eine Million zur Jahrtausendwende erhöhen. In Brasilien erwarten Ex-

Werbeseite

Werbeseite

perten einen Anstieg von derzeit 1,6 Millionen im Jahr auf 2,2 Millionen. Und in China soll die Produktion von 250 000 (1994) auf 1,5 Millionen steigen (1999). Die Wachstumsregionen sind mit Exporten aus Deutschland kaum zu erreichen. Viele Entwicklungsländer schotten ihren Markt durch Einfuhrbeschränkungen und Zölle ab. Wer Autos verkaufen will, soll auch vor Ort produzieren.

Die deutschen Hersteller sind gezwungen, immer mehr Montagewerke zu errichten, in Thailand und Malaysia, auf den Philippinen und in Vietnam. Selbst der kleinste Hersteller, Porsche, baut eine Auslandsfertigung auf. Die Stuttgarter lassen in Zusammenarbeit mit BMW einige hundert Sportwagen in Mexiko montieren.

Auf langjährige Mercedes-Mitarbeiter wirkte die neue Strategie wie ein Kulturschock. Vor wenigen Jahren noch galt es bei den traditionsbewußten Schwaben als unvorstellbar, daß einmal ein Wagen mit dem Stern im Ausland produziert wird. Jetzt will Mercedes-Chef Werner dafür sorgen, daß im Jahr 2000 jeder vierte Pkw in einer Mercedes-Fabrik jenseits der deutschen Grenzen vom Band läuft.

Zwischen der Globalisierung und der Sicherung des Standorts Deutschland besteht für den Mercedes-Vorsitzenden „keinerlei Widerspruch“. Im Gegenteil: Nur weltweit agierende Konzerne könnten die Beschäftigung in Deutschland sichern, sagt er. Für drei Arbeitsplätze, die Mercedes im Ausland schafft, entstehe ein neuer Job in Deutschland.

Wer liefere denn die Motoren und Getriebe in die neuen Fabriken nach Indien und Vietnam, in die USA und nach Brasilien, fragt Werner und gibt gleich die Antwort: das Werk in Untertürkheim.

Führt die Globalisierung in eine schöne neue Autowelt mit sicheren Arbeitsplätzen? Keineswegs. Bislang kosteten die neuen Auslandsfabriken nur aus zwei Gründen keine Jobs in Deutschland: In ihnen wurden entweder zusätzliche Modelle wie der Mercedes-Geländewagen oder der BMW-Roadster hergestellt, oder sie produzieren für Märkte wie Indonesien, bei denen hohe Zollschränken die Einfuhr von Autos aus deutscher Fertigung verhindern.

Doch bislang bewegt sich die Branche mit dem Ausbau der Auslandswerke auf der ersten Stufe der Globalisierung. In der nächsten Stufe konkurrieren die Standorte eines Konzerns untereinander.

Volkswagen-Chef Ferdinand Piëch nutzt diesen Wettbewerb bereits kräftig. Er verfügt vor allem durch die Töchter Seat und Škoda über viele Standorte im Ausland. Bei jeder Entscheidung dar-

über, wo ein neues Modell produziert wird, läßt Piëch die Werke gegeneinander antreten. Die Folgen dieses Wettbewerbs bekam jüngst die Tochter Audi zu spüren.

Um die Produktion des neuen Audi-Modells, des A3, bewarben sich die Werke von Škoda in Mlada Boleslaw, von VW in Brüssel, von Seat in Martorell und die Audi-Fabrik in Ingolstadt. Sie gaben Kalkulationen ab, wie teuer die Produktion bei ihnen würde. Audi-Betriebsrat Xaver Meier erinnert sich ungenau an den Wettlauf der Belegschaften: „Die Konkurrenz war mörderisch.“

Gewonnen hat Ingolstadt. Doch der Preis dafür war hoch. Meier mußte einem

der wesentliche Grund für den Bau des Werks. Die Motorenfertigung ist hochautomatisiert, Lohnkosten spielen nur eine geringe Rolle. Entscheidend war, daß Audi die teuren Maschinen völlig flexibel nutzen kann: Wenn die Nachfrage groß ist, können die Anlagen an sieben Tagen in der Woche rund um die Uhr laufen. Zudem gewährt Ungarn dem neuen Investor zehn Jahre lang Steuerfreiheit.

Audi-Chef Herbert Demel hat errechnet, daß er bei jedem Motor aus Ungarn rund hundert Mark spart. Als die Produktion verlagert wurde, sagt Demel, „haben uns manche als Vaterlandsverräter beschimpft“. Inzwischen sei „die Kritik verstummt“. Denn das Werk Sorge dafür, daß „wir wettbewerbsfähig bleiben und die Arbeitsplätze in Deutschland sicherer werden“.

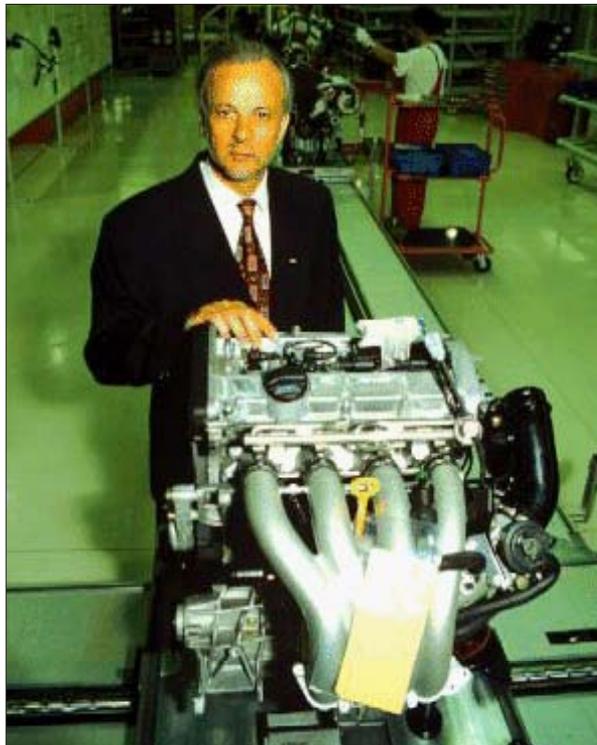
280 Mitarbeiter, die bislang noch Sechs- und Achtzylinder-Motoren in Ingolstadt montieren, sehen das nicht so optimistisch. Demnächst wird auch noch die Montage dieser Aggregate nach Ungarn verlagert.

Die Ingolstädter verlieren dadurch zwar keinen Arbeitsplatz. Mit dem neuen Modell A3 erhöht Audi die Produktion und kann die Motorenbauer in anderen Teilen des Werks einsetzen. Dennoch sind sie frustriert. „Ich kann es immer noch nicht glauben“, sagt eine Gruppensprecherin, „der Motor ist doch die Seele vom Auto.“

Ganz ähnlich dachten vor einiger Zeit auch viele Vorstände in der Automobilindustrie. Doch Traditionen und Gefühle zählen nicht mehr viel in Zeiten der Globalisierung. Die Audi-Belegschaft hat einen Vorgeschmack darauf bekommen, was demnächst auch ihren Kollegen in

den anderen Firmen bevorsteht. Sind die neuen Fabriken im Ausland aufgebaut, müssen sich die deutschen Standorte mit der Konkurrenz im eigenen Konzern messen lassen. Freiwillige Sozialleistungen, Arbeitszeiten, Pausenregelungen – alles wird zur Verhandlungsmasse.

Eine Alternative zur Globalisierung aber gibt es nicht, weder für die Firmen noch für ihre Belegschaften. „Die Konzentration auf nationale Märkte wäre tödlich“, sagt Mercedes-Chef Werner. Audi-Betriebsrat Meier zuckt die Achseln: „Des san halt die Märkte.“



Audi-Manager Huebser: Gute Facharbeiter in Ungarn

Sparprogramm zustimmen, mit dem die überrationalen Leistungen um 150 Millionen Mark jährlich gekürzt werden. Die Belegschaft verzichtet auf zwei Prozent Lohnerhöhung und auf einen Teil des Weihnachtsgeldes. Nur so konnte der deutsche Standort mit den billigeren Werken im Ausland mithalten.

Betriebsrat Meier sieht darin dennoch einen Erfolg. Er weiß, daß Konzernchef Piëch den Wettbewerb der Standorte nicht nur als Drohpotential nutzt.

Seit zwei Jahren werden Audi-Motoren im ungarischen Städtchen Győr produziert. Audi-Manager Karl Huebser, der das Werk aufbaute, fand in Ungarn gut ausgebildete Facharbeiter, die sich in der Motorenproduktion bewähren: Die meisten neuen Audi-Mitarbeiter haben zuvor in einer nahe gelegenen Lastwagenfabrik gearbeitet.

Die niedrigen Löhne, im Durchschnitt rund 700 Mark im Monat, waren nicht

S. SONNTRAG / PICTURE POINT

Im nächsten Heft

Was tun im globalen Zeitalter? – Der Wettkampf der Nationen – Der Angriff auf den Wohlfahrtsstaat – SPIEGEL-Gespräch mit US-Ökonom Lester C. Thurow

Stromkonzerne

Gespaltener Markt

Wirtschaftsminister Rexrodt will das Elektrizitätsmonopol knacken – zum Vorteil der großen Stromkonzerne und der Industriekunden.

Kurt Mühlhäuser, Chef der Münchner Stadtwerke, ist mit dem Erfolg seiner Arbeit durchaus zufrieden. „Die Münchner Luft ist erheblich sauberer geworden“, sagt er, „und der Klimaschutz kommt voran.“

Mit Investitionen von gut einer halben Milliarde Mark haben die Münchner binnen weniger Jahre Deutschlands drittgrößtes Fernwärmenetz aufgebaut. Weil die Abwärme aus der Stromproduktion Wohnungen heizt und so rund 200 000 Zentralheizungen ersetzt, wird in München weit weniger des Treibhausgases Kohlendioxid freigesetzt als in vergleichbaren anderen Großstädten.

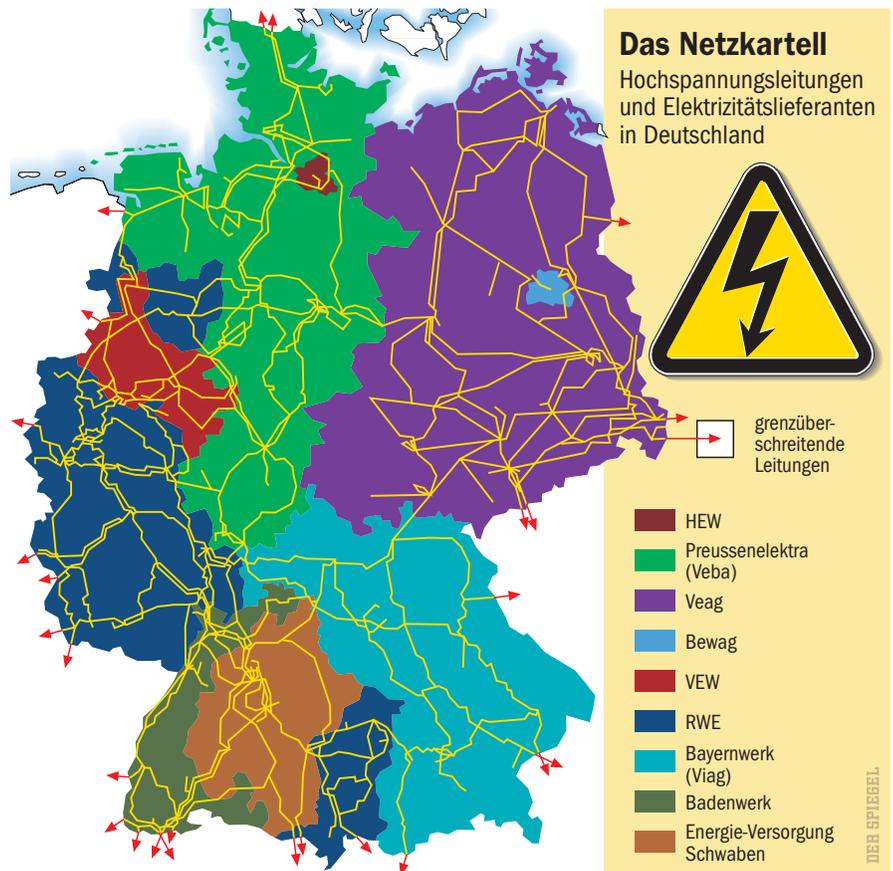
Von dieser Politik profitiert auch der Stadtkämmerer. Trotz mehrerer Preissenkungen erwirtschaftet die Energiesparte über 100 Millionen Mark pro Jahr, die dem als vorbildlich geltenden Münchner Bus- und Bahnverkehr zugute kommen. Außerdem zahlen die städtischen Stromer jährlich 140 Millionen Mark Konzessionsabgabe für das Recht, im Stadtgebiet ihre Kabel und Rohre verlegen zu dürfen.

Das Energiegeschäft sei daher lebenswichtig für München, versichert Mühlhäuser, „ohne die Stromgewinne wären die Stadtwerke defizitär, und dem Haushalt würde ein dreistelliger Millionenbetrag fehlen“.

Das Pleite-Szenario könnte bald Wirklichkeit werden: Schon im nächsten Sommer möchte die Bundesregierung, im Vorgriff auf die geplante EU-weite Liberalisierung des Stromgeschäfts, eine grundlegende Reform des Energierechts in Kraft setzen.

Erstmals soll sich die Branche, die bislang unter dem Schutz von vertraglich vereinbarten Gebietsmonopolen krisensichere Milliarden Gewinne einfuhr, dem offenen Wettbewerb stellen. Die freie Konkurrenz, verspricht Wirtschaftsminister Günter Rexrodt, werde „zu niedrigeren Kosten führen, die allen Verbrauchern zugute kommen“.

Das klingt gut. Doch der entsprechende Gesetzentwurf, den Rexrodt am Mittwoch dieser Woche im Bundeskabinett verabschieden lassen will, löst nach Mei-



nung vieler Experten das Wettbewerbsversprechen gar nicht ein, er bedroht zudem zahlreiche Kommunen mit dem finanziellen Chaos.

Werde der Stromsektor nach dem Rexrodt-Modell reformiert, würden lediglich industrielle Großkunden und die ohnehin mächtigen Stromkonzerne RWE, Veba (Preussenelektra) und Viag (Bayernwerk) begünstigt, warnt etwa Hartmut Euler, Leiter der Energieabteilung der Kieler Landesregierung. „Der einfache Haushaltskunde wird sogar draufzahlen“, prophezeit Euler, „und die meisten Stadtwerke werden in die roten Zahlen abrutschen.“ Am Ende werde ein bloßes Dreier-Oligopol übrigbleiben.

Ähnliche Prognosen legten auch der Deutsche Städte- und Gemeindebund sowie der Verband kommunaler Unternehmen (VKU) vor. Bundesweit setzen sich daher Kommunalpolitiker aller Couleur gegen den Rexrodt-Vorschlag zur Wehr.

Ursache für die Untergangsstimmung bei den Stadtwerkern ist die ungleiche Verteilung der Marktmacht im kommenden Stromwettbewerb. So verfügen die drei Großen und die sechs mit ihnen verflochtenen Regionalunternehmen in Hamburg, Baden-Württemberg und Ostdeutschland exklusiv über das gesamte überregionale Hochspannungsnetz. Allein die neun Konzerne, die seit 1948 im Kartellverein „Deutsche Verbundgesellschaft“ zusammengeschlossen sind, könnten somit zukünftig bestimmen, wer

zu welchen Kosten die Infrastruktur für den Stromtransport über große Strecken nutzen darf.

Um billigen Importstrom aus Norwegens Wasserkraftwerken und französischen oder ukrainischen Atommeilern in Deutschland zu verkaufen, ist die Nutzung des Verbundnetzes aber unverzichtbar. Doch wie für alle Wettbewerber der faire Zugang zum Verbund garantiert werden soll, lässt die Rexrodt-Novelle offen. In ihrer Gesetzesbegründung verweisen die vermeintlichen Marktstifter lediglich auf den Klageweg vor den Kartellgerichten und auf den künftig erleichterten Bau neuer Hochspannungstrassen.

Der Regierungsplan für die Stromwirtschaft sei daher „ein ökonomischer Aberwitz“, empört sich der schleswig-holsteinische Energie- und Finanzminister Claus Möller (SPD). Das sei gerade so, als ob „der Firma Daimler-Benz alle deutschen Autobahnen gehören würden, und sie frei darüber entscheiden dürfte, zu welchen Gebühren andere Autos als Mercedes-Modelle darauf fahren könnten“.

Die städtischen Stromunternehmen geraten zwangsläufig in die Klemme. Problemlos können ihnen die Verbundkonzerne die industriellen Großkunden mit Billigangeboten abwerben und diese über leicht zu bauende Stichleitungen versorgen. Umgekehrt können sich die kommunalen Versorger aber nicht selbst billigen Strom auf dem europäischen

Markt verschaffen, um mit Gegen-Offerten die alten Abnehmer zu halten.

Stadtwerker wie Mühlhäuser fürchten deshalb um die Zukunft der kommunalen Energiewirtschaft. Wenn etwa das Bayernwerk in München die Versorgung der Siemens-Betriebe im Stadtgebiet direkt übernehme, so Mühlhäuser, „dann bricht unsere Kalkulation zusammen“.

Während sich an den Kosten für Kraftwerke und Leitungen kaum etwas ändere, fiel ein Teil des Umsatzes weg. Diese Mindereinnahmen seien dann allenfalls durch höhere Strompreise für die Haushaltskunden wieder reinzuholen.

Das gilt nicht nur für München. Bundesweit, so warnt VKU-Geschäftsführer Felix Zimmermann, werde sich ein „gespaltener Markt“ entwickeln. Der Wettbewerb werde zunächst bei der Industrie für sinkende Preise sorgen, dafür müssten mittelständische Betriebe und Verbraucher aber mehr zahlen, denn für sie werde es auf absehbare Zeit keinen anderen Anbieter als den örtlichen Monopolisten geben. Eigentlich, so Zimmermann, „warten wir auf den Aufschrei des Mittelstandes“.

Dabei hätte die im Juni vom EU-Ministerrat verabschiedete europäische Energie-Richtlinie, die derzeit im Straßburger Europa-Parlament verhandelt wird, durchaus eine wettbewerbsfreundlichere Regelung zugelassen, wie sie in anderen EU-Ländern schon praktiziert wird.

So stellte die britische Regierung den gesamten Netzbetrieb unter staatliche Aufsicht und richtete eine öffentliche Strombörse ein. Dort bieten die Erzeuger täglich ihren Strom an, und die Verteilerunternehmen wählen das für sie günstigste Angebot aus.

Auch die drei skandinavischen Länder Schweden, Norwegen und Dänemark trennten den Netzbetrieb von der Stromerzeugung. Staatliche Aufseher wachen darüber, daß niemand durch überhöhte Transportgebühren benachteiligt wird.

Gleichzeitig legten die Skandinavier fest, daß der Strom aus Kraft-Wärme-Koppelung (KWK) sowie aus Wind- und Wassergeneratoren vorrangig abgenommen werden muß, um nicht dem Bau umweltschädlicher Großkraftwerke Vorschub zu leisten. Für die Verbraucher ist das gleichwohl kein Schaden. Sogar in Dänemark, das weder über Kohlereserven noch über Gebirgstäler verfügt, liegen die Strompreise für Industrie und Privatkunden um rund 10 bis 15 Prozent unter dem deutschen Niveau.

Während Skandinavien auf diese Art den ökologischen Umbau der Stromwirtschaft vorantreibt, droht Deutschland die umgekehrte Entwicklung. Denn die ökologisch sinnvolle Verbindung der Strom- und Wärmeversorgung läßt sich wegen der notwendigen Nähe zu den Verbrauchern nur auf der kommunalen Ebene betreiben.

„Aber kein Stadtwerk wird noch in Kraft-Wärme-Koppelung investieren, wenn dieses Gesetz durchkommt“, warnt der Branchenkenner Klaus Traube. Auch Windstrom habe dann keine Chance mehr, weil für die bisher per Gesetz garantierte Abnahme durch die Versorger die Rechtsgrundlage entfallt.

Stadtwerker Mühlhäuser geht sogar noch weiter. Auch die bisherigen KWK-Anlagen drohten unrentabel zu werden, weil sie mit Krediten finanziert seien, die bei sinkenden Einnahmen nicht mehr bedient werden könnten. Über kurz oder lang müßte die Stadt ihr Unternehmen wahrscheinlich billig verkaufen, „dann läuft hier eine Kapitalvernichtung im großen Stil“.

Diese Gefahr besteht bundesweit. Es sei „zu erwarten, daß ein massiver Konzentrationsprozeß bei den über 800 Stadtwerken eintreten wird“, warnt auch

als Leichtgewicht. Ihre zaghafte Anfrage im Wirtschaftsministerium, ob man nicht wie in der EU-Richtlinie vorgesehen Umweltauflagen machen könne, tat Wirtschaftsstaatssekretär Lorenz Schomerus mit der Behauptung ab, der künftige Wettbewerb werde ohnehin den „Innovationsdruck verschärfen, so daß die Umwelt über höhere Wirkungsgrade dauerhaft entlastet werden kann“. Bereits Mitte August meldete daher Rexrodt's Energiefereferent seinem Chef, er erwarte, daß das Umweltministerium dem Gesetz zustimme.

Gleichwohl kann die Energiereform am Ende doch noch ganz anders ausfallen, als im Kabinett beschlossen. Neben den SPD-Ländern im Bundesrat wollen auch viele CDU-Abgeordnete dem vorliegenden Entwurf nicht zustimmen. Daß der Netzzugang nicht fair geregelt sei, meint etwa Peter Ramsauer, der für die CSU im Wirt-



Stadtwerke-Chef Mühlhäuser: „Dann bricht unsere Kalkulation zusammen“

Michael Weber, der in Leipzig das kommunale Stromgeschäft managt. „Die Stadt Leipzig“, so Weber, „wird sich mit allen Mitteln gegen diese krasse Wettbewerbsverhinderung zur Wehr setzen.“

Die Verdrängung der umweltfreundlichen Energieerzeugung zu verhindern wäre eigentlich der Job von Umweltministerin Angela Merkel. Im vergangenen Jahr hatte ihr Ministerium eigens mit einem aufwendigen Forschungsprojekt nachgewiesen, daß das skandinavische Marktmodell gut auch in Deutschland eingeführt werden könnte.

Aber im Bundeskabinett gilt Deutschlands oberste Umweltschützerin nur noch

schaftsausschuß sitzt, „widerspricht dem gesunden Menschenverstand, da werden noch die Fetzen fliegen“.

Auch Joseph-Theodor Blank, Sprecher der Arbeitsgemeinschaft Kommunalpolitik in der CDU-Fraktion, kann sich „nicht vorstellen, daß das so durchkommt. Wir dürfen das nicht mit der Brechstange gegen die Kommunen durchsetzen“.

Ganz gleich, wie der Markt organisiert wird: Die Kommunen haben auf jeden Fall ein Problem mehr.

Bisher wird fast überall der öffentliche Nahverkehr aus den Stromgewinnen finanziert. Das wird unter Marktbedingungen nicht mehr möglich sein. □

Anlagenbau

Sket unter Druck

Der Magdeburger Anlagenbauer Sket SMM GmbH steckt offenbar in größeren Schwierigkeiten als bislang bekannt. Der für dieses Jahr anvisierte Umsatz von 221 Millionen Mark wird bei weitem nicht erreicht, er droht sogar unterhalb des geplanten Verlustes von 190 Millionen Mark zu liegen. Als gesicherter Umsatz gelten bisher lediglich 122 Millionen Mark. Die im April beschlossene Reduzierung der Mitarbeiterzahl auf rund 1170 bis Ende 1998 scheint inzwischen illusorisch. Der im Februar berufene Geschäftsführer Werner Kirchgässer hält intern maximal 500 Beschäftigte für realistisch.



Sket-Produktion

P. LANGROCK / ZEITUNG



Postsortieranlage

die bei Daimler verbliebene Firma AEG Electrocom ein. Das Unternehmen ist weltweit führend beim Verkauf von Postsortieranlagen und erwirtschaftet mit 2798 Mitarbeitern rund eine Milliarde Mark Umsatz. Vor zwei Jahren wollte Daimler dieses Geschäft noch massiv ausweiten und erwarb für 410 Millionen Mark die US-Firma Electrocom Automation. Schrempf will jetzt Teile des Unternehmens oder sogar die Mehrheit davon verkaufen,

obwohl die AEG Electrocom im vergangenen Jahr einen Gewinn von rund 120 Millionen erwirtschaftete. Die Begründung: Die Postautomation hat nichts mit den übrigen Daimler-Aktivitäten gemeinsam. Zudem erhofft sich Schrempf durch den Verkauf viel Geld. Geschätzter Wert der Electrocom: mehr als eine Milliarde Mark. Kaufinteressenten sind unter anderen der US-Konzern Lockheed Martin und Siemens.

Konzerne

Daimler verkauft Perle

Daimler-Benz-Chef Jürgen Schrempf will nach dem Konkurs von Fokker, der Auflösung der AEG und dem Verkauf der Dornier Luftfahrt jetzt auch noch eines der profitabelsten Geschäftsfelder des Konzerns abgeben: Er holte sich von mehreren Investoren Angebote für

Steuern

Peinliche Panne

Finanzminister Theo Waigel steckt in der Klemme. Im April hatte das Bundeskabinett die Sonderabschreibungen für Handelsschiffe zum Monatsende abgeschafft. Die Branche orderte, so schätzten Fachleute, schnell noch rund 100 Schiffe für bis zu drei Milliarden Mark, um die Anteile an Steuersparern weiterzuverkaufen. Dann überraschte Brüssel die Bonner mit der Erinnerung, daß die Schiffshilfen nur bis Ende 1995 genehmigt waren. Die EU-Kommission zu einer Fristverlängerung zu bewegen, werde „schwierig“, berichteten Finanzministeriale vergangene Woche im zuständigen Bundestagsausschuß. Während die Experten der Koalitionsfraktionen noch einen halbwegs eleganten Ausweg suchen, rät Waigel-Staatssekretär Hansgeorg Hauser zum Wortbruch. Da kein Vertrauensschutz bestehe, sei es „möglich, den Stichtag vorzuverlegen“ – und den Kabinettsbeschuß zu revidieren.

Konto-Affäre

Wer half wem?

BDI-Chef Hans-Olaf Henkel verstrickt sich in der Affäre um sein Zweitkonto, das er sich von 1991 bis 1994 mit dem Immobilienkaufmann und Ex-Häftling Christian Vinke teilte (SPIEGEL 37/1996), in Widersprüche. Bisher hatte Henkel bestritten, von der Verbindung zu Vinke profitiert zu haben. Es sei ihm nur darum gegangen, dem wegen Steuerhinterziehung verurteilten Freund nach der Haftentlassung zu helfen. Tatsächlich verschaffte der Ex-Häftling seinem „Samariter Henkel“ (taz) steuerliche Vorteile in nicht unbeträchtlicher Höhe. Der Trick: Pro forma wohnte Vinke bis Oktober 1995 als Untermieter in Henkels Privatvilla in Böblingen. Sechs Jahre lang vermietete Henkel ihm „eine abseits vom

Haupthaus gelegene Wohnung“ (Henkel am 13.9.), aus der wenig später „eine Wohnung im Hause“ (Henkel am 20.9.) wurde. Gegenüber dem Fiskus wurde sie als Einliegerwohnung deklariert. Vinke hat die Räume „relativ selten“ (Henkel) benutzt. Für den angeblichen Zweitwohnsitz zahlte der Münchner zunächst rund 300, später rund 400 Mark Miete. Diese „Untervermietung“ brachte Henkel seit dem Hauskauf 1986 schätzungsweise einen Steuervorteil von einer halben Million Mark. Bisher behauptete Henkel, er habe sein Einkommen „ordnungsgemäß versteuert“. Diese



Henkel

M. EBNER

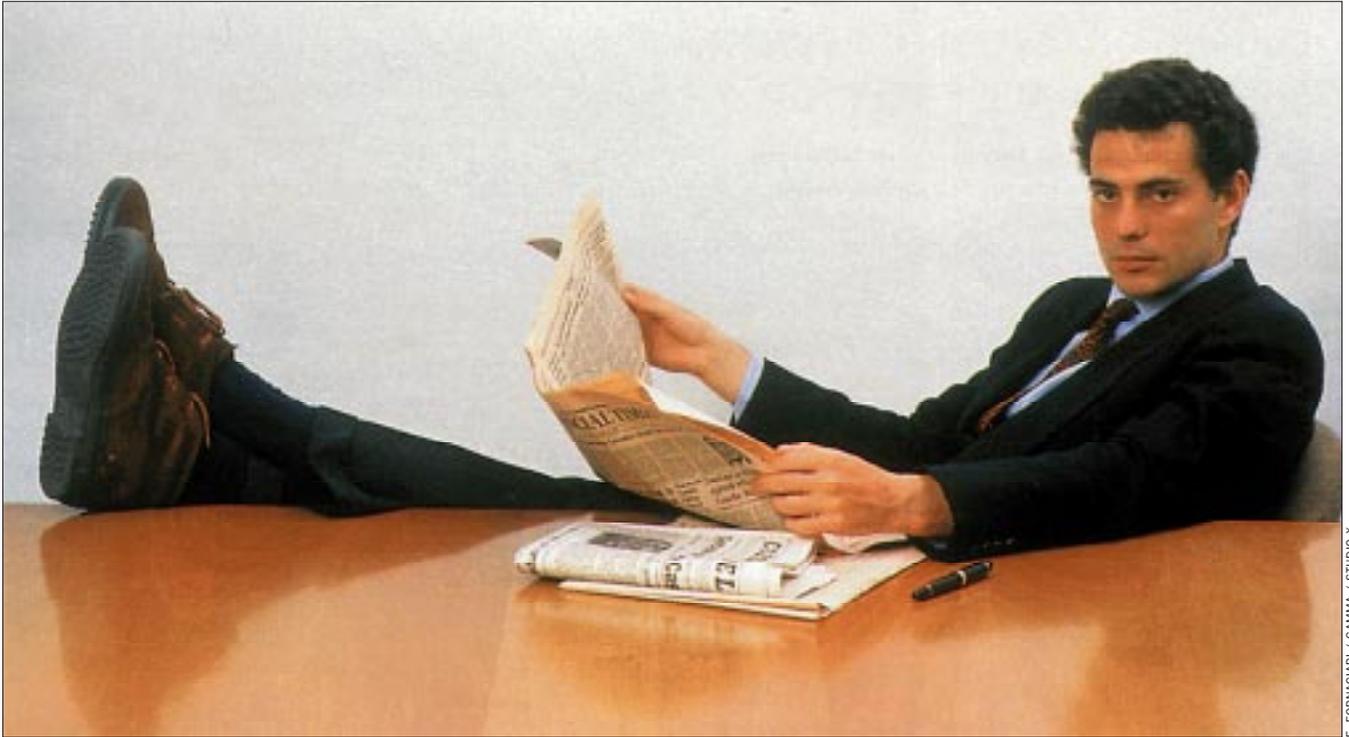
Aussage mußte der BDI-Chef gegenüber dem Finanzamt bereits korrigieren: Honorare für seine Aufsichtsratsmandate meldete er im August dieses Jahres nach, „eine nochmalige Überprüfung aller Einkünfte“, so Henkel, habe die Lücken seiner bisherigen Steuererklärung offenbart. Nun muß der BDI-Chef nachversteuern. Dem Wunsch der BDI-Anwälte, die Ermittlungen gegen ihren Präsidenten und dessen Freund wegen des gemeinsamen Kontos voneinander zu trennen, lehnt die Steuerfahndung München ab. Mit einem schnellen Ende der Ermittlungen ist nicht zu rechnen.

Werbeseite

Werbeseite

„Sie sind hier der Boß“

Valeska von Roques über Giovanni Alberto Agnelli, den Kronprinzen des Fiat-Imperiums



Konzernerbe Agnelli: „Das Auto vergiftet die Umwelt, verbraucht Treibstoff und Platz – das kann die Zukunft nicht sein“

Vor der Glastür des Verwaltungsbüdes, in dem er arbeitet, springt Giovanni Alberto Agnelli, 32, plötzlich zur Seite. Ein älterer Angestellter starrt verwundert auf seinen Boß. Schließlich erkennt er: Der junge Agnelli, Chef des Fahrzeugkonzerns Piaggio, will ihm den Vortritt lassen. Zögerlich schreit der Mann an seinem Arbeitgeber vorbei, eher verwirrt als beglückt.

Mangel an Selbstbewußtsein muß hinter der höflichen Geste nicht vermutet werden. Zu sagen, daß der Jungunternehmer gut aussieht, heißt untertreiben. Er ist Erbe gleich zweier berühmter italienischer Industriedynastien. Seine Mutter ist eine Piaggio, stammt also aus der Familie, die der Welt den Motorroller Vespa schenkte. Und wenn es nach dem Willen der Agnellis geht, der väterlichen Familie, soll „Giovannino“ in nicht allzu ferner Zukunft die Führung des Fiat-Imperiums übernehmen – grandiose Aussichten für einen 32jährigen.

Aber der „Kaiserlehrling“ (*La Repubblica*) tritt ungemein sacht auf. Schon die Vorstellung, ihm könnten Prinzenallüren nachgesagt werden, scheint ihn physisch zu schmerzen.

Über die Ausstattung seines Chefzimmers bei Piaggio im toskanischen Pontedera würden mittlere Fiat-Manager die Nase rümpfen. Umgeben von Bücherborden aus ziemlich gewöhnlichem Holz, Vespa-Plakaten und unspektakulären Grafiken, regiert Giovannino im Knien – auf einem rückenschonenden skandinavischen Gesundheitshocker.

Interviews bereiten ihm tiefes Unbehagen. Erst im letzten Moment scheint eine innere Bremse zu verhindern, daß er die Fingernägel, die er immer wieder nervös an den Mund führt, tatsächlich anknabbert. Jeder Möglichkeit, sich eloquent ins rechte Licht zu setzen, weicht er systematisch aus. Statt dessen minimalisiert er. „Was mich am meisten ärgert“, sagt er, „wenn man mir Qualitäten andichtet, die ich nicht habe oder die ich noch gar nicht zeigen konnte.“

So milde trägt er zuweilen im Büro seine Anliegen vor, daß eine kesse Mitarbeiterin ihn dann und wann aufstacheln: „He, Giovanni, Sie sind hier der Boß.“

Ernsthaften Zweifel daran hegt freilich niemand mehr. Sein berühmter Onkel Gianni, der Fiat-Chef, in Italien nur als „der Advokat“ bekannt, hatte sich bis zu

seinem 45. Lebensjahr vornehmlich dem Dolce vita an der Côte d'Azur gewidmet. Noch als Mittdreißiger erklärte er einem Journalisten, daß Kugellager wohl „so etwas wie die Trüffel vom Auto“ seien. Der Neffe dagegen arbeitet fulltime in Piaggio-Betrieben, seit er 23 ist.

Berndt Thomas, ein Industrieller aus der Branche, bescheinigt seinem jungen Kollegen die „Gabe der strategischen Vision“. Noch erstaunlicher ist, daß der junge Agnelli in der kurzen Zeit, in der er wirkt, fast zu einem Helden der sozial engagierten Intelligenz Italiens geworden ist. Er gilt – so ein römischer Gewerkschaftsführer – als der „erste Agnelli mit Bürgersinn“.

Seine berühmte Turiner Verwandtschaft, die Herrscher von Fiat, hatte in den fünfziger und sechziger Jahren Hunderttausende von Emigranten aus dem Süden an ihre Fließbänder geholt; um die katastrophalen Folgen für die sozialen Infrastrukturen Turins – Schulen, Wohnungen, Krankenhäuser – kümmerten sie sich nicht. Giovanni Alberto Agnelli dagegen sieht sein Unternehmen als Teil einer sozialen Umwelt, die es zu schützen und zu fördern gilt.

Seine Vorfäter hatten in Pontedera noch nach der Art von Patriarchen regiert – in der üblichen Mischung von Mildtätigkeit und Arroganz. Da wurden auf der einen Seite Wohnungen, ganze Stadtviertel für die Arbeiter errichtet. Zugleich breitete sich das Werk rücksichtslos in der Landschaft aus. Die Herren von Piaggio walteten hinter einer hohen Mauer. Wenn der Bürgermeister Gehör finden wollte, mußte er sich zu ihnen begeben.

Giovanni Alberto verfuhr anders. Wenige Tage nachdem er 1993 Chef von Piaggio geworden war, verabredete er sich telefonisch mit dem Bürgermeister von Pontedera, einem jungen Linksdemokraten, und saß eine Viertelstunde später bei ihm. Andere Antrittsbesuche bei den Repräsentanten der Provinz Pisa, der Universitäten oder der Region Toskana folgten – für den jungen Agnelli, so sagt er, eine „simple Sache guter Manieren“. Andere, so der Bürgermeister, finden, er habe ein „Zeichen gesetzt“.

Inzwischen beteiligte sich das Unternehmen an zahlreichen sozialen, wissenschaftlichen und kulturellen Projekten in der Umgebung, die von der neuen Piaggio-Stiftung gesteuert werden. Ein Projekt „Pontedera“ soll die Struktur der Kleinstadt verbessern, bis zur Herstellung von umweltfreundlicher Energie.

Ungewöhnlich auch die Ansichten des Kronprinzen. Wie er die „Mission“ seines Unternehmens in der Welt versteht, hat Giovanni Alberto eines Morgens in seinen Computer gehackt. Heute hängt dieses „Manifest der Werte“ in jedem Büro, in jedem Werksbereich bei Piaggio. Darin heißt es etwa: „Ein erfolgreiches Unternehmen lebt in Harmonie mit der Gesellschaft und der Umwelt, in der es arbeitet.“

Seine Weltsicht hat Giovanni Alberto Agnelli kürzlich in einer winzigen Veröffentlichung ausgebreitet, dem Mitteilungsblatt für Absolventen der Sant'Anna Universität zu Pisa.

Den Herren von Fiat in Turin dürften die Haare zu Berge gestanden haben. Sagt da doch der Thronanwärter: „Das Auto ist nicht mehr das geeignete Fortbewegungsmittel in allen Ländern der Welt. Es schafft Verkehrsprobleme, verpestet die Umwelt, verbraucht Treibstoff und Platz – das kann die Zukunft nicht sein.“ Die gehöre, wie anders, dem Moped und dem Roller, der Vespa also, deren 50jähriges Jubiläum in diesen Tagen gefeiert wird (siehe Seite 222).

Piaggio ist seit der Ankunft Agnellis radikal umorganisiert worden. Der hierarchische Betrieb wandelte sich zu einer schlanken, „integrierten Fabrik“, in der nach japanischem und amerikanischem Vorbild kleine Teams einen Abschnitt der Produktion übernehmen – in Eigenverantwortung, wie Handwerksbetriebe. „Es geht darum, daß diejenigen, die produzieren, selbst über ihre Arbeit entschei-



GALIMBERTI / GAMMA / STUDIO X

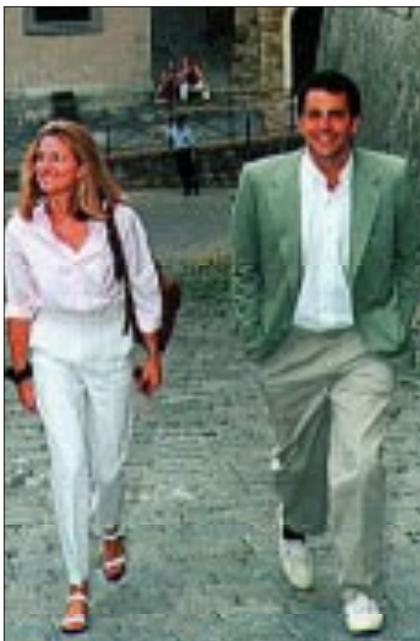
Agnelli senior: „So etwas wie die Trüffel vom Auto“

den“, erklärt Agnelli, „früher hieß es, du sollst arbeiten, nicht denken. Heute wollen wir genau das von den Mitarbeitern.“

Jetzt läuft der Laden auch wieder. Als Giovannino, damals ganze 29 Jahre alt, das Chefbüro bezog, schrieb das traditionsreiche Unternehmen, 1884 von seinem Urgroßvater Rinaldo Piaggio gegründet, rote Zahlen: 90 Millionen Mark im Jahr 1993.

Von ursprünglich 12 000 Arbeitern hatten mehr als die Hälfte ihren Job verloren. Das Werk in Pontedera sollte dichtgemacht werden. Geplant waren neue Produktionsstätten im Süden mit reichlicher staatlicher Starthilfe. Mit zahlreichen Streiks lehnte sich die Belegschaft gegen das Projekt auf.

Giovanni Alberto sagte kurzentschlossen den Umzug nach Süden ab. Etlichen Managern gefiel die Entscheidung nicht.



F. SILVI / GIACOMINO FOTO

Agnelli, Freundin Howe
Harmonie der Gesellschaft

Sie mußten ihren Abschied nehmen. Aber mehr als 5000 Arbeiter behielten ihren Job, 2000 weitere sind inzwischen eingestellt worden. Und Piaggio konnte für 1995 einen stattlichen Gewinn von 17 Millionen Mark vermelden.

Klar, daß sein sozialreformerischer Kurs vor allem im Lager der Linken gefällt. Nicht ganz so laut schallt das Lob des Prinzen unter seiner eigenen Belegschaft. „Der Junge ist schon okay“, sagt ein Gewerkschaftsmann bei Piaggio. „Ohne ihn wäre der Verein hier schließlich den Bach runtergegangen. Aber das heißt nicht, daß die Belegschaft rundum glücklich über die Veränderungen ist.“

Das Arbeitstempo ist härter geworden. Von der einen Stunde Mittagspause wurde ein Drittel gekappt. Es wird samstags gearbeitet und im August auch. Die Löhne sind immer noch vergleichsweise niedrig – um 1500 Mark verdient ein Arbeiter monatlich. Anders als in großen deutschen Unternehmen werden keine Prämien für Verbesserungsvorschläge aus der Belegschaft gezahlt.

„Irgendwann muß sich die vermehrte Schufferei auch für uns besser auszahlen“, sagt ein Piaggio-Arbeiter. „Was zählt, ist, daß wir die Arbeitsplätze erhalten und vermehrt haben“, sagt Giovanni Alberto. „Da hat ein Agnelli gut reden“, entgegnet der Arbeiter.

Immerhin ist dieser Agnelli entschieden karger aufgewachsen als sein Vater Umberto und dessen Geschwister in ihrem Turiner Stadtpalais. Die verwöhnte Familie vergnügte sich zum Beispiel damit, wie Susanna Agnelli, 74, in ihren Memoiren erzählt hat, beim Koch komplizierte Mahlzeiten zu bestellen, um sie dann nicht zu essen. Als dagegen Giovannino in Turin die Grundschule besuchte, beschwor seine Mutter die Lehrer, ihn möglichst strenger als die anderen zu behandeln.

Nach der Scheidung von ihrem Mann Umberto zog Antonella Bechi Piaggio

mit ihrem Sohn nach Atlanta im US-Staat Georgia. Giovannino kam in eine Militärakademie in Chattanooga (Tennessee), wo sein Name weder Lehrer noch Mitschüler beeindruckte. „Meine Mutter ist die Tochter, Enkelin und Großkelin von Offizieren. Sie glaubt an militärische Strukturen“, erzählt er.

Anders als andere Agnelli-Sprößlinge durfte sich Giovanni Alberto nicht vor dem Militärdienst drücken. Er absolvierte ihn bei der Fallschirmspringereinheit der Carabinieri. Diese Einheit hatte sein Großvater mütterlicherseits gegründet. Auf einem Werbeplakat für die Polizeiarmerie aus dem Jahr 1986 präsentieren sich stolz acht junge Männer als die „Professionellen von den Carabinieri“. Von oben links lächelt auch Giovannino.

Mit der Arbeitswelt wurde Giovannino bereits als 18jähriger konfrontiert, da jobbte er in den Ferien in einer Fiat-Fabrik am Fließband. Seine Kollegen bekamen freilich schnell spitz, wer der angebliche „Giovanni Rossi“ war: Hinter dem Moped, auf dem er ankam, fuhr immer ein schwerer Wagen mit bewaffneter Eskorte zum Schutz vor Entführungen.

Auch Giovanninos Studienzeit war wenig exklusiv: Er verbrachte sie an der Brown University in Rhode Island unter amerikanischen Mittelklasse-Kids. Sein Cousin Edoardo dagegen, zehn Jahre älter als Giovannino, war als Kind von einem teuren Internat zum andern weitergereicht worden. Seine Beziehungen zum Vater, dem Chef des Agnelli-Clans, waren schwierig. Eine betriebliche oder wirtschaftswissenschaftliche Ausbildung bekam er nicht. Statt dessen stürzte sich Edoardo immer tiefer in das Studium östlicher Philosophien und Religionen. 1990 wurde er in Kenia wegen Heroinbesitzes verhaftet. Sein Cousin Giovannino paukte ihn frei und brachte ihn nach Italien zurück.

Gianni Agnelli hat sich seitdem viel intensiver mit seinem Sohn befaßt. Aber davon, daß Edoardo sein Nachfolger werden könnte, war nie mehr die Rede.

Zwischen dem alten Imperator und seinem Neffen ist eine entspannte Affinität zu spüren. Der Kaiserlehrling betont sie unterkühlt in winzigen Details. Wie der „Avvocato“ stopft er seine unzugeknöpften Manschetten unter die Jackenärmel – angeblich, so sagt er, „weil die Herren in Piemont früher auf diese Weise ihre Hemden schonten“.

Wie früher sein Onkel schätzte es Giovanni Alberto, sich mit schönen Mädchen zu umgeben – vorwiegend jungen Damen aus der europäischen Aristokratie, etwa der niederländischen Baroness Anna Marie Else van Pallandt. Sie saß neben ihm, als er vor drei Jahren seinen roten Ferrari zu Schrott fuhr. Beide blieben unversehrt, aber die Beziehung war dahin.

Inzwischen ist der Märchenprinz häuslich geworden. Er verbringt viele Abende

in Varramista, seiner gewaltigen Renaissance-Villa auf einem Hügel bei Pontedera. Nicht allein. Avery Howe, 31, Amerikanerin, Architektin, hübsch und sehr geschickt, gilt als die künftige Frau eines der begehrtesten Junggesellen der Welt.

Das erste Foto, das die beiden gemeinsam zeigt, hat ein toskanischer Paparazzo eher zufällig Ende Juli geschossen. Er traf die beiden auf einer politisch außerordentlich korrekten Premiere – einem Stück von Jean Genet, aufgeführt von Inassen des Gefängnisses von Volterra.

Daß Giovannino eines Tages die Führung von Fiat übernehmen sollte, verkündete Gianni Agnelli im vergangenen Jahr: „Er hat die Zustimmung der ganzen Familie, um sich auf hohe Verantwortlichkeiten im Konzern vorzubereiten.“

Noch muß der Neffe ein bißchen warten. Fiats oberster Manager, Cesare Ro-

Der junge Mann hat eigene Ansichten über den Kapitalismus

miti, der Ende 1995 Agnellis Nachfolge antrat, muß sich in zwei Jahren zurückziehen, weil er die Altersgrenze von 75 Jahren erreicht. Giovannino ist dann immer noch ein Jüngling von 34 Jahren. Inzwischen wird angenommen, daß nach Romiti erst Paolo Fresco ans Ruder kommt, ein 63jähriger, der lange Vizepräsident des US-Konzerns General Electric war.

Der Auserwählte findet solche Ansichten nicht beunruhigend. „Ich habe mehr als genug hier in Pontedera zu tun“, sagt er. „Wenn ich zu Fiat gehe, dann nur, wenn mich der Aufsichtsrat und die Aktionärsversammlung von Fiat für den Posten auswählen.“ Mit anderen Worten: Ich nehme keinen Job, den ich bekommen soll, nur weil ich Agnelli heiße.

Daß sich der junge Mann eigene Ansichten darüber gebildet hat, wie der italienische Kapitalismus funktionieren sollte, gibt er dann und wann zu verstehen. Die Zentrale von Fiat in Turin merkte schon auf, als Giovannino zur Eröffnung der Piaggio-Stiftung im vorigen Jahr den Journalisten Alan Friedman zum Hauptredner bestimmte. Friedman hatte vor einigen Jahren eine kritische Biographie über Gianni Agnelli veröffentlicht und war lange von Fiat-Anwälten mit Prozessen bedroht worden.

Richtig deutlich wurde der Konzernerbe in einem Interview, das er seinem Freund Friedman im April dieses Jahres gab. Das italienische Wirtschaftsestablishment, sagte Giovannino, sollte die „Regeln des freien Marktes besser befolgen, weil mehr Wettbewerb gut für die Verbraucher, die Industrie und die Investoren ist. Zum Establishment gehört selbstverständlich auch meine Familie.“ □

Manager

Zinsen auf die Zeit

Der VW-Personalchef geht ungewöhnliche Wege, um Entlassungen zu vermeiden. Die jüngste Idee: Zeit-Wertpapiere.

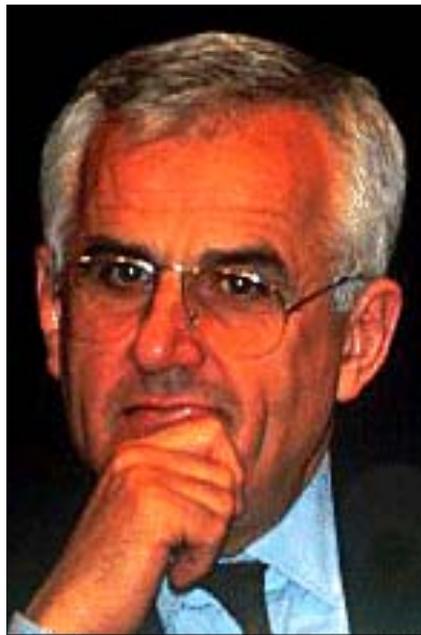
Ein Mann wie Peter Hartz fällt eigentlich nirgends auf. Graue Haare, Goldrandbrille, dunkler Anzug, exakt gebundene Krawatte: Die Direktoren vieler Sparkassen sehen so aus – aber nicht Menschen, die Schlagzeilen machen.

Doch am Dienstag vergangener Woche berichteten alle Rundfunk- und Fernsehsender über Hartz und seine Idee, *Bild* setzte sein Foto sogar auf die Titelseite. Der Personalvorstand des Volkswagen-Konzerns präsentierte einen Vorschlag, mit dem eines der schlimmsten Probleme, die Arbeitslosigkeit, ein wenig gelindert werden könnte.

Das Modell ist kompliziert und Hartz kein Mann, der komplexe Zusammenhänge leicht erklären könnte. VW will ein „Zeit-Wertpapier“ einführen, sagte Hartz, und damit „Workholder-value“ schaffen, den Wert des Unternehmens für die Belegschaft erhöhen – im Gegensatz zum „Shareholder-value“, dem Wert für die Aktionäre.

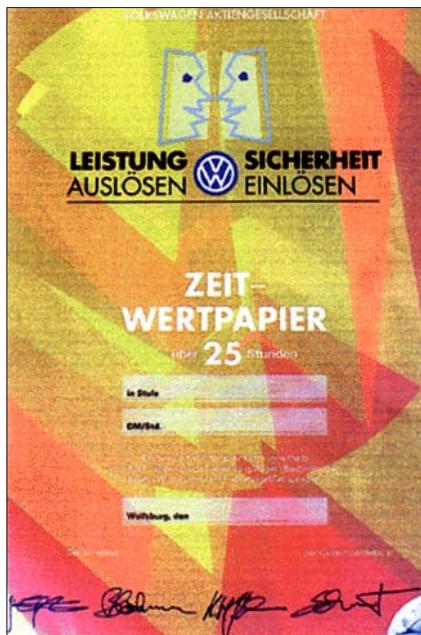
Im Kern geht es darum, daß in den deutschen Werken des VW-Konzerns in den nächsten Jahren 18 000 Arbeitsplätze überflüssig werden. Die Produktion wird weiter rationalisiert. Nach der bisherigen Planung hätten VW-Beschäftigte, die mit 55 Jahren in den Vorruhestand wechseln, so viele Stellen frei gemacht, daß Entlassungen hätten vermieden werden können. Doch seit der Gesetzgeber den Vorruhestand durch die Altersteilzeit ersetzt hat, ist dies kaum noch attraktiv für 55jährige. Ihre Löhne würden zu stark schrumpfen.

Hartz will es der Belegschaft ermöglichen, mit 55 Jahren ihre Arbeitszeit auf 18 Stunden in der Woche zu verringern und dennoch 85 Prozent ihrer bisherigen Bezüge zu erhalten. Sie müssen in jüngeren Jahren dafür sparen. Die Beschäftigten sollen sich Überstunden nicht auszahlen lassen. Sie geben dem Konzern praktisch einen Kredit und erhalten dafür ein „Zeit-Wertpapier“. Mit diesen Papieren sammelt der Beschäftigte ein Guthaben an Arbeitsstunden. Mit 55 Jahren kann er es einlösen: Er arbeitet weniger und erhält trotzdem fast den gleichen Lohn wie zuvor.



ACTION PRESS

VW-Personalchef Hartz
Den eigenen Job gesichert



Zeit-Wertpapier (Muster)
„VW setzt wieder einmal Zeichen“

So weit, so clever. Doch die meisten Fragen sind noch ungeklärt. Wie wird die Zeit-Gutschrift verzinst? Wie legt VW das Geld der Mitarbeiter an? Was geschieht, wenn der Konzern in den Konkurs geriete?

Die Einzelheiten muß Hartz erst mit den Betriebsräten verhandeln. Doch die haben dem Personalchef schon signalisiert, daß sie seinen Vorstoß begrüßen. Volkswagen könnte dadurch, einmal mehr, Massenentlassungen verhindern.

Genau dies ist die vordringlichste Aufgabe für Personalvorstand Hartz, seit er 1993 in Wolfsburg anfang. VW-Chef Ferdinand Piëch muß die Fabriken durchra-

tionalisieren, wenn der Konzern wieder wettbewerbsfähig werden soll. Dem Anteilseigner Niedersachsen, im Aufsichtsrat vertreten durch Ministerpräsident Gerhard Schröder, möchte Piëch Massenentlassungen aber ersparen. Und auch mit den mächtigen Betriebsräten in Wolfsburg will sich der VW-Vorsitzende gut stellen. Deshalb braucht er einen Personalchef, der nach neuen Wegen sucht.

Der gebürtige Saarländer Hartz, SPD- und Gewerkschaftsmitglied, hatte zuvor als Arbeitsdirektor bei der krisengeschüttelten Saarstahl AG bewiesen, daß er den Personalabbau relativ sozialverträglich managen kann. Als der Freund des Saar-Regenten Oskar Lafontaine nach Wolfsburg kam, sorgte er sogleich für Furore: VW führte die Viertageswoche ein, Konzernchef Piëch kam um Entlassungen herum. Er sparte mehr als eine Milliarde Mark, die sonst für einen Sozialplan fällig gewesen wäre.

Nachahmer hat das Modell kaum gefunden. Im Gegensatz zum VW-Konzern, in dem die Mitarbeiter überdurchschnittlich verdienen, können die Beschäftigten anderer Firmen nicht auf einen Teil des Einkommens verzichten und nur noch vier Tage arbeiten.

Dem Personalmanager Hartz brachte das Modell dennoch viel Ruhm und einen Ehrendokortitel ein. Die plötzliche Bekanntheit ließ ihn nach Ansicht einiger Kollegen bei VW allerdings ein wenig abheben. In Vorstandssitzungen poltert Hartz schon mal los: „Ich werde mich hinterher dafür entschuldigen, aber jetzt sage ich, das ist ein Idiot.“

Sein Ehrgeiz trieb Hartz auch dazu, den Aufsichtsratsvorsitz bei der verlustreichen VW-Tochter Europcar zu übernehmen. Der Gewerkschafter wollte sich als Manager beweisen, der ein Unternehmen sanieren kann. Doch das ging daneben. Europcar ist notleidend wie zuvor.

Jetzt muß sich Hartz wieder mit seiner Hauptaufgabe befassen, den Personalabbau bei VW zu organisieren. Ob das neue Zeit-Wertpapier viel dazu beiträgt, kann erst in einigen Jahren festgestellt werden. Dann werden die ersten Beschäftigten, die genügend Wertpapiere gesammelt haben, 55 Jahre alt und müssen entscheiden, ob sie nur noch 18 Stunden in der Woche arbeiten wollen. Nur wenn mehrere tausend VW-Mitarbeiter das Angebot nutzen, kommt der Konzern um Entlassungen herum.

Einen Arbeitsplatz allerdings hat Hartz mit seinem Modell bereits gesichert – den eigenen. Im nächsten Jahr muß der Aufsichtsrat über die Verlängerung seines Vertrages entscheiden. Nachdem Hartz nun überall gefeiert wird (*Die Zeit*: „VW setzt wieder einmal Zeichen“), gibt es kaum noch Zweifel an einer Weiterbeschäftigung des Personalvorstands Hartz.

Die Spur der Millionen

Der ehemalige Bonner Verkehrsminister Günther Krause, einst Chefunterhändler der DDR beim Einigungsvertrag, strauchelt über Finanzanlagegeschäfte. Gläubiger werden nervös und fordern ihr Geld zurück. Die Bayerische Landesbank fürchtet um rund zehn Millionen Mark, die sie Krause überlassen hat.

Seit Wochen ist ein Detektiv aus Wandlitz bei Berlin zwischen Rostock und Wien, Wiesbaden und Zürich, Berlin und Hamburg unterwegs – auf der Suche nach viel Geld.

Er trifft sich mit seriösen Bankiers und dubiosen Anlagevermittlern, mit Unternehmern und Pleitiers. Überall hinterläßt der Privatfahnder seine Visitenkarte: Ermittlungen bei Anlagebetrug. Und überall stellt er die gleiche Frage: Wo sind die Millionen des Günther Krause?

Der DDR-Chefunterhändler bei den Verhandlungen zum Einigungsvertrag und spätere CDU-Verkehrsminister steckt in Schwierigkeiten: Banken fordern Kredite zurück, ein Finanzberater verlangt Honorare, selbst der heimische Fußballverein Hansa Rostock will Geld sehen. Doch der einstige Wende-Star verweigert immer wieder die Zahlung.

Seit Krause, 43, vor drei Jahren als Bonner Verkehrsminister zurücktrat, versucht er sich als Unternehmer. Er schuf in Berlin die Aufbau-Investitionen GmbH und versprach den Ostdeutschen das für alle erschwingliche Volkshaus. Doch trotz vollmundiger Ankündigungen wurde bisher kein Billighaus gebaut.

Großzügig hatten Banken dem einstigen Kanzlerliebling Geld geliehen, als Sicherheit diene ihnen vor allem die Karriere des umtriebigen Politikers. Aber statt den Osten aufzurüsten, steckte Krause einen Großteil der Millionen in undurchsichtige Geldanlagegeschäfte. Wo das Geld wirklich geblieben ist, hat der von Gläubigern beauftragte Detektiv bislang nicht herausgefunden.

Das meiste Geld machte Krause bei der Bayerischen Landesbank locker. Zwei Monate nach seinem Rücktritt in Bonn räumte ihm die Bank im Juli 1993 einen Kontokorrentkredit von elf Millionen Mark ein und überwies den Betrag unverzüglich auf das Konto 20 50 714 bei der Deutschen Bank im mecklenburgischen Bad Doberan. Als Laufzeit vereinbarten die Bayern zunächst ein Jahr, später verlängerten sie den Vertrag um weitere drei Monate.

Unterzeichnet hatten den Kreditvertrag Günther Krause und seine Ehefrau Heidrun. Die Bankiers gingen offenbar davon aus, daß die Eheleute das Geld für die Finanzierung von Bauprojekten im



Unternehmer Krause, Volkshausmodell: „Mehr Flops als Erfolge“

Osten verwendeten. Doch die Millionen, zum günstigen Zinssatz von 7,5 Prozent ausgeliehen, blieben nicht lange in Bad Doberan. Krause, so stellte sich heraus, transferierte das Geld zu treuen Händen an einen Schweizer Geldjongleur. Eine Zweckbindung durch die Bank, so sein Anwalt, habe es nicht gegeben.

Zweifel an Krauses Seriosität kamen den Kreditgebern erstmals im Sommer 1994. Damals überraschte der Ex-Minister die Öffentlichkeit mit dem Plan, er wolle 50 Prozent der Kieler Bank Company Nord kaufen. Geschätzter Kaufpreis: 20 Millionen Mark. „Woher hat der die Penunse?“ rätselte ein ehemaliger Kabinettskollege.

Obwohl Krause aus dem Geschäft nach wenigen Wochen wieder ausstieg, begehrten die mißtrauisch gewordenen Bayern-Banker Auskunft über den Verbleib ihres Geldes. Wenig später mußten sie feststellen, daß Krause viele Millionen nicht in den Aufbau Ost gesteckt, sondern auf einem Schweizer Konto geparkt hatte. Seither bangen die Kreditgeber um ihr Geld. Ob es überhaupt noch da ist, weiß auch Krauses Anwalt Thomas Behrendt nicht.

Sollte sich herausstellen, daß die Aufbauhilfe für den Ex-Minister tatsächlich versickert ist, wäre es das Ende für eine der schillerndsten Figuren der deutsch-deutschen Vereinigung. Vom Kreisvorsit-

FOTOS: DPA

zenden der Block-CDU in Bad Doberan war der Informatikprofessor Krause im März 1990 zum CDU-Landeschef in Mecklenburg-Vorpommern aufgestiegen. Wenig später leitete er die CDU-Fraktion in der DDR-Volkskammer.

Der letzte DDR-Ministerpräsident Lothar de Maizière ernannte Krause Anfang 1990 zu seinem Chefunterhändler bei dem Einheitspoker mit Bonn. In den nächsten Monaten heckte Krause mit dem damaligen Kanzleramtsminister Rudolf Seiters, dem damaligen Innenminister Wolfgang Schäuble und dem damaligen Bundesbankdirektor Hans Tietmeyer die Übergabe der DDR aus.

Krauses Einsatz für den reibungslosen Anschluß sollte belohnt werden. Kanzler Helmut Kohl hievte den Mann, der in Bonn als „einer der wichtigsten Baumeister der Einheitsverträge“ (CDU-Wirtschaftsrat) begrüßt wurde, im Januar 1991 auf den Posten des Verkehrsministers.

Doch schon bald eckte der Aufsteiger durch sein Auftreten an. Er ließ sich eine Putzfrau zum großen Teil vom Arbeitsamt bezahlen. Vor dem Schalck-Untersuchungsausschuß meldete er sich krank. Dabei hatte er noch kurz zuvor in einer Godesberger Kneipe fröhlich Klavier gespielt und getrunken. Anwürfe we-



Unterhändler Krause, Schäuble*
„Einer der wichtigsten Baumeister“

gen angeblicher Vetternwirtschaft bestätigten sich nicht, ramponierten dennoch Krauses Ansehen. Nach zwei Jahren Amtszeit trat der Verkehrsminister zurück.

Die Spur der Krause-Millionen verliert sich auf den Konten der Schweizer Anlagegesellschaft Finanz- und Commerz-Treuhand AG (FCT). FCT-Direktor Manfred Ruthenberg bestätigte in einem

* Bei der Paraphierung des Wahlvertrages am 2. August 1990.

Schreiben an Krause vom 2. März 1994, als Treuhänder für Krause 5,8 Millionen US-Dollar (damals 9,8 Millionen Mark) „mit einer Rendite, die sich über dem üblichen Zinssatz befindet“ angelegt zu haben.

Ruthenberg galt in Bankkreisen seit Jahren als gerissener Anlagehai. Im März 1995 wurde er wegen Betrugsverdachts in der Schweiz verhaftet und nach Deutschland ausgeliefert. Die FCT ging in Konkurs. Vier Monate später fanden Würzburger Justizbeamte Ruthenberg erhängt in der Zelle.

Dem SPIEGEL erklärte Krause, er habe von Ruthenberg zuvor sein Geld zurückgefordert, weil „der wieder 'ne große organisierte Betrugerei vorhatte“. Der FCT-Chef habe gezahlt, rechtzeitig und vollständig.

Doch wo er das Geld danach angelegt hat, darüber mochte Krause keine präzise Auskunft geben. Die Papiere würden von der Firma Aufbau-Invest AG in Zürich treuhänderisch verwaltet, mehr sage er nicht. Diese Firma habe er selbst gegründet, um Anlagegeschäfte zu betreiben.

Außerdem hätten die Bayern, beteuert Krause, ihm das Geld nicht nur für ein Jahr, sondern „mittelfristig“ für etwa fünf Jahre versprochen. Die Bankiers sollten sich gedulden.

Das tun sie bis heute. Zwar kündigten sie im Dezember 1994 entnervt den Kredit und versuchten monatelang vergebens, die „von der FCT getätigten Geldanlagen“ (Bankschreiben vom 30. Januar 1995) aufzuspüren. Beim Amtsgericht Bad Doberan erreichten sie einen Pfändungsbeschuß gegen Krauses Privatkonten, doch auf denen war nicht viel zu holen. Weitere juristische Schritte behielt sich die Landesbank vor.

Krause will mittlerweile einen siebenstelligen Betrag getilgt haben. So verrechnete die Bank laut Krauses Anwalt Festgeldguthaben von 900 000 Mark und zwei Ratenzahlungen von insgesamt 500 000 Mark. Bei Fragen nach seiner Bonität verweist der Ex-Minister auf die Bilanz seiner Berliner Firma Aufbau-Investitionen GmbH, mit der er Bauprojekte betreut, Immobilien makelt und Geldanlagen tätigt. Tatsächlich erwirtschaftete das Unternehmen 1995 einen Jahresfehlbetrag von 160 000 Mark.

Der Verlust wäre noch höher ohne Millionengewinne aus Wertpapieren. So hat die Firma laut Bilanz aus Finanzanlagen im Wert von 9,9 Millionen Mark einen Gewinn von 2,7 Millionen Mark erzielt, eine Traumrendite von fast 30 Prozent. Für 1994 weist die Bilanz für die Papiere gar eine Rendite von 45 Prozent auf.

Bei den Anlagen soll es sich laut Krause um Papiere handeln, die er überwiegend mit Hilfe des Geldes aus Bayern gekauft hat und die jetzt von seiner Zürcher Firma Aufbau-Invest AG verwaltet würden. Die AG, so Krause, habe auch die Existenz der Papiere bestätigt. Den Bankiers allerdings genügt das nicht. Für Montag dieser Woche ist ein klärendes Gespräch mit Krause angesetzt.

Womöglich rächt sich jetzt die Leichtfertigkeit, mit der die Bayern das Geld an

Der Fußballklub Hansa Rostock fordert 50 000 Mark

ihren prominenten Kunden ausgereicht haben. Als Sicherheit genügte der Bank zunächst eine Grundschuld in Höhe von drei Millionen Mark, eingetragen auf ein Grundstück, das Krauses Ehefrau von ihren Eltern bekommen hatte. Erst später forderte die Bank weitere Sicherheiten. Ein Wertgutachten wurde erst unlängst eingeholt. Der wahre Wert, sagt Krause heute, betrage etwa 1,8 Millionen Mark.

War es nur Dilettantismus? Unterschrieben hatte den Kredit der Bayernbank-Vorstand Klaus Rauscher. Krause

und Rauscher kannten sich schon länger. Der heutige Bankier war 1990 als Chef der Bayerischen Staatskanzlei für die Vertretung der westdeutschen Länder bei den Verhandlungen zum zweiten Staatsvertrag zwischen der Bundesrepublik und der DDR nominiert. Anfang 1992 wechselte er in den Vorstand der Bayerischen Landesbank.

Die Bayern sind nicht die einzigen, die ihr Geld möglicherweise abschreiben können. Die Landesbank Schleswig-Holstein in Kiel versucht ebenfalls, einen notleidenden Kredit über rund 600 000 Mark durch gerichtliche Vollstreckung zurückzubekommen. Dagegen hat Krause Widerspruch eingelegt.

Der Bundesligist Hansa Rostock klagt seit Monaten von Krauses Firma Aufbau-Investitionen GmbH Außenstände in Höhe von mindestens 50 000 Mark ein, einen Vergleich ließ der Ex-Minister kürzlich platzen. Und Krauses ehemaliger Finanzberater Wolfgang Klinke aus Bremen mußte im April das Amtsgericht Charlottenburg bemühen, um 4988,06 Mark Honorar von Krause einzutreiben.

Krause selbst gibt sich angesichts seiner wirtschaftlichen Turbulenzen gelassen. „In der Geschäftstätigkeit“, so der Ex-Politiker fatalistisch, „erlebt man mehr Flops als Erfolge.“ □



D. AUSSERHOFFER / JONER

Kostenfaktor Tomographieuntersuchung, Gesundheitsminister Seehofer (r.), Ärzte und Krankenschwestern in Berlin:

Gesundheit

Ohne Stützstrumpf

Die Bonner Koalition will die Beiträge für die Krankenversicherung stabil halten – und stranguliert damit die Kassen.

Fast fünf Stunden lang hatten die Gesundheitspolitiker der Koalition am vergangenen Donnerstag schon über Kürzungsvorschläge bei Zahnersatz und Kuren, bei Taxifahrten und bei Stützstrümpfen beraten – nur einer sträubte sich hartnäckig gegen die geplanten Streichungen: Heiner Geißler (CDU).

Genervt drohte Gesundheitsminister Horst Seehofer (CSU), die Verhandlung platzen zu lassen. Mit der FDP sei er sich einig, und das werde er auch öffentlich verkünden. Allein Geißler werde er für das Scheitern verantwortlich machen, warnte Seehofer: „Das sieht nicht gut aus.“

Die Drohung überzeugte den widerstrebenden Geißler. Seehofer, Sieger – das war die wichtigste Botschaft des Reformers. Schon länger werden ihm Ambitionen auf das Amt des Finanzministers nachgesagt. Seehofer ist entschlossen, sich vor allem als harter Sanierer zu profilieren. Krach mit den Sozialpo-

litikern der Union kommt da ganz gelegen.

Der Arbeitnehmerflügel der Union kann längst nicht mehr auf den CSU-Mann zählen. Schon im Frühjahr wollte Seehofer ausgerechnet beim Lieblingsprojekt von Bundesarbeitsminister Norbert Blüm sparen: Der Gesundheitsminister schlug vor, die zweite Stufe der Pflegeversicherung aufzuschieben. Vergangene Woche ärgerte er Blüm mit neuen Ideen für Kürzungen bei der Arbeitslosenversicherung.

Doch auch in seinem eigenen Bereich kann Seehofer Härte beweisen. Die Kosten in der gesetzlichen Krankenversicherung sind in den vergangenen Monaten stark gestiegen – und der Minister ist entschlossen, die Beiträge zur Sozialversicherung dennoch stabil zu halten. Der Kompromiß für die dritte Stufe der Gesundheitsreform, den er vergangenen Donnerstag den Unterhändlern von CDU, CSU und FDP abpreßte und der in dieser Woche von den Parteigremien noch genehmigt werden muß, läßt die Sanierungsarbeiten hauptsächlich bei den Krankenkassen ab.

Ein paar alte Grundsätze hat See-

hofer zugunsten der FDP-Partner schon aufgegeben. Es soll zum Beispiel mehr Selbstbeteiligung der Patienten an den Kosten geben. Genau das hatte er selbst noch vor einigen Monaten abgelehnt.

Hauptziel der Reform ist, die Kassen zu mehr Wirtschaftlichkeit zu zwingen. „Das ist eine Zäsur“, sagt Seehofer, „wir geben der Selbstverwaltung genügend Handwerkzeug, damit sie im großen und ganzen mit stabilen Beiträgen zu Rande kommen kann.“

Vor allem werden die Kassen jedoch durch eine trickreiche Koppelung unter Druck gesetzt: Erhöht ein Versicherer den Beitrag, steigt nach dem Seehofer-



A. KULL / VISION PHOTOS

Ganz neue Drei-Klassen-Medizin

Plan automatisch auch die Selbstbeteiligung der Patienten. Für Arzneimittel oder Krankenhausaufenthalte, für Kuren und für Zahnersatz müßten die Versicherten dann mehr bezahlen – die Kasse würde für ihre Kunden gleich doppelt unattraktiv.

Wer Geld verschwendet, muß also fürchten, seine Mitglieder zu verlieren, besonders weil es künftig noch einfacher werden soll, die Kasse zu wechseln. Steigt der Beitrag, kann der Versicherte sofort austreten.

Bislang funktioniert der Wettbewerb anders: In den vergangenen Monaten haben etliche Kassen versucht, durch teure Zusatzleistungen neue Kunden anzulocken. Allein in den ersten sechs Monaten dieses Jahres stiegen die Ausgaben für sogenanntes Gesundheitsmarketing um 17 Prozent – dahinter verbirgt sich viel überflüssige Werbung. Selbst Eckart Fiedler, Direktor der Barmer Ersatzkasse, spricht von „Marketingfirlefanz, der leider ein bißchen überhand genommen hat“.

Doch Seehofers Versuch, die Finanzlücke von rund sieben Milliarden Mark im Gesundheitswesen zu schließen, läßt große Kostenblöcke unbehandelt stehen. Allein die Ausgaben für Arzneimittel sind in diesem Jahr um 8,2 Prozent gestiegen, die Pharmaindustrie hat daran kräftig verdient. An den Ausgaben für Arzneien rührt die neue Reform jedoch nicht.

Dagegen belastet Seehofer die ohnehin schwachen Allgemeinen Ortskrankenkassen besonders hart, etwa durch die Vereinbarung zum Zahnersatz. Die Koalitionsrunde hat sich darauf verständigt, daß dafür künftig Festbeträge statt der

bisher prozentualen Zuschüsse gezahlt werden – eine alte Forderung der FDP.

Nur für Härtefälle sollen die Kassen auch in Zukunft den vollen Betrag zahlen, setzten die Sozialpolitiker der Union durch. Das hat absurde Folgen: Wer zum Beispiel wenig Geld hat, weil er arbeitslos ist, kann sich aufwendige Zahnarztbehandlungen komplett von seiner Kasse finanzieren lassen – und steht besser da als viele Bezieher mittlerer Einkommen.

So entwickelt sich eine ganz neue Drei-Klassen-Medizin: Arme und Reiche werden erstklassig bedient, die Mittelschicht zahlt drauf. Die Lasten landen zum großen Teil bei den Ortskrankenkassen, weil bei ihnen rund 60 Prozent der Härtefälle, aber nur 40 Prozent der gesetzlich Versicherten Mitglied sind. Das ist ein klarer Wettbewerbsnachteil gegenüber anderen Kassen, der höhere Ausgaben, höhere Beiträge und damit wiederum höhere Selbstbeteiligungen nach sich zieht.

Die harte Kur hat einen einfachen Grund: Die Bundesregierung will den Anteil der Sozialabgaben am Bruttolohn bis zum Jahr 2000 unter die 40-Prozentmarke absenken. Bei Pflege-, Arbeitslosen- und Rentenversicherung sind aber vorerst durch Einsparungen kaum Beitragssenkungen möglich. Die Rentenbeiträge werden zum Jahreswechsel sogar um mindestens 0,8 Prozent anwachsen.

Sinnvoll wäre deshalb, die Krankenkassen von den Aufgaben zu befreien, die von der Sache her zur staatlichen Sozialpolitik gehören. Viele versicherungsfremde Leistungen müßten eigentlich aus Steuermitteln finanziert werden: Bislang zahlen die gesetzlichen Kassen etwa Zuschüsse zu Bestattungskosten oder finanzieren Abtreibungen.

Außerdem müssen sie Bewerber aufnehmen, die nur geringe Beiträge zahlen müssen, wie Studenten, Sozialhilfeempfänger oder Gefängnisinsassen.

Die Chancen für eine Umschichtung sind gering. Zwar wird die Mehrwertsteuer wohl in den kommenden Jahren angehoben werden, aber diese Einnahmen sind zumindest teilweise schon für die Steuerreform, nicht für eine Gesundheitsreform, verplant.

So ist die nächste Kürzungsrunde schon in Sicht. Denn selbst für Gesundheitspolitiker der Bundesregierung bezweifeln, daß allein durch ihre geplante Reform die Beitragssätze auf Dauer stabil bleiben.

Gesundheitsminister Seehofer baut deshalb schon mal vor: „Wenn wir für jedermann Spitzenmedizin erhalten wollen, kostet dies mehr Geld“, warnte er vergangene Woche. „Und dann müssen die Bürger dafür auch mehr Geld bezahlen.“ □

Karriere

Wie unter Drogen

Als Hacker sorgte Kim Schmitz für Millionenschäden bei der Telekom. Nun will er sie beraten.

Seine Feinde nennen ihn Pizza, weil er massenhaft italienische Teigwaren vertilgen kann, seine Fans verehren ihn.

Mit 22 ist Kim Schmitz ein Star. Wenn der Zweimetermann mit seinem Mercedes 500 SE in Münchens Nobeldisko P1 vorfährt, wird er als VIP behandelt.

Polizisten und Staatsanwälte sind da weniger rücksichtsvoll, sie durchsuchten seine Wohnung, sie verhörten ihn, und sie nahmen ihn sogar fest.

Diese Wechselfälle des Lebens verdankt Schmitz einer besonderen Begabung: Er ist ein Hacker, und als solcher gilt er als Genie. So feierte ihn das US-Wirtschaftsmagazin *Forbes*, und andere Blätter taten es auch.

Nun macht Schmitz wieder Schlagzeilen, die *Wirtschaftswoche* widmete ihm sogar eine Titelgeschichte. Aber darüber ist der Mann, der neuerdings eine Karriere als seriöser Geschäftsmann aufbauen will, inzwischen gar nicht mehr so glücklich.

Es scheint nämlich, als sei die Geschichte vom geknackten Mobilfunknetz D1 der Telekom-Tochter T-Mobil etwas überzogen. Das Netz, verkündete Kimble, wie er in der Hacker-Szene auch genannt wird, per eidesstattlicher Versicherung in der *Wirtschaftswoche*, sei unsicher. Es gebe, behauptet der Computerhacker, Mittel und Wege, auf Kosten jedes x-beliebigen der rund



Hacker Schmitz: „Ein bißchen wie Gott sein“

zwei Millionen D1-Kunden zu telefonieren.

Noch ist nichts bewiesen. Doch die Kunde von der angeblichen Sicherheitslücke im D-Netz sorgte bei der Telekom für hektischen Wirbel. Wenige Wochen vor dem Börsengang des Unternehmens ist eine neuerliche Diskussion um Sicherheitsmängel im Netz des Telefongiganten ein Debakel.

Für jeden Hacker wäre das Knacken des D1-Codes ein Scoop, der sein Ansehen in der Szene mehren würde. „Auf einer Skala von eins bis zehn“, versichert Computerspezialist Hendrik Fulda vom Chaos Computer Club Hamburg, „rangiert das D-Netz mindestens auf Rang sieben.“

Doch ist das Netz tatsächlich auf klassische Weise geknackt worden? Das behauptet auch Schmitz nicht. Viel spricht dafür, daß es undichte Stellen beim Lieferanten Siemens und sogar bei der Telekom gibt. Mitarbeiter könnten entscheidende Schlüssel zum Einbuchen in das Netz verraten haben.

Mit Hilfe solcher Codes ist es für Hacker wie Kimble ein Kinderspiel, selbst in hochkomplexe Netze einzudringen. „Das ist, als würde man in Stuttgart den Generalschlüssel für die S-Klasse von Mercedes bekommen“, sagt ein Mitglied des Chaos Computer Clubs.

Kimble kennt sich mit solchen Schlüsseln aus, er hat jahrelang von diesem Know-how gelebt.

Für Codes, Informationen über Rechnersysteme, Paßwörter und Zugänge zu Datenbanken gibt es nämlich einen Markt: die Hacker-Szene mit ihren Mailboxen, die in der ganzen Welt verteilt sind.

Schon mit 15 Jahren stieg Schmitz in das Geschäft ein. Ausgestattet mit einem simplen Amiga Homecomputer bot der Schüler über Mailboxen die neueste Software für diesen Computer an – meist Spiele, Raubkopien, wie sie zu Tausenden auf dem Markt erhältlich sind.

Zwei Jahre später betrieb Schmitz eine der größten und umfangreichsten

A. BOHNENSTENGEL

Hacker-Mailboxen Europas. Sein Computer wurde zum Umschlagplatz legaler und illegaler Informationen aller Art.

Hunderte Hacker aus Deutschland, Europa und den USA tauschten unter Pseudonymen auf Kimbles Festplatte Informationen über undichte Rechnersysteme aus. „Egal wo und wie ein System ausspioniert wurde, von wem Paßwörter und Keys verraten wurden“, so der Hacker, „alles landete bei mir.“

Beliebtester Sport: Das Aufspüren von Sicherheitslücken in den Netzen der Telefongesellschaften. Angesichts der horrenden Rechnungen, die Hacker an die Telekom zu überweisen hätten, ist ein kostenloser Zugang zu den Telefonnetzen fast schon lebensnotwendig.

Kimble's Rechner wurde zu einem der größten Marktplätze für genau diese Informationen. Hunderte Nummern von Calling-cards amerikanischer Telefongesellschaften, mit denen umsonst telefoniert werden kann, waren dort gespeichert.

Mit diesen Nummern betrieb Schmitz einen schwunghaften Handel. Kostenloses Telefonieren gegen Raubkopien, Paßwörter und Hack-Protokolle – das war sein Geschäft. „Es war wie ein Rausch“, erinnert er sich heute.

Schmitz war in der Szene bald ein Star. Und er erkannte schnell, daß sich das Image des geheimnisvollen Hackers, der in fremde Computer eindringen kann, gut vermarkten ließ.

Ein ums andere Mal präsentierte der Münchner Geschichten über Sicherheitslücken im Netz der Telekom – und bewies sie. „Der Kerl hat uns Millionen gekostet“, sagt ein Mitarbeiter der geplagten Telefonfirma.

Der Computerfreak demonstrierte der staunenden Öffentlichkeit, daß man sich mit einfachsten Tricks in fremde Netze einwählen kann oder präsentierte frisch gehackte Daten deutscher Industrieunternehmen.

So wurde Schmitz zum gerngesehenen Gast in Fernsehmagazinen, seine Gagen

stiegen. Schmitz genoß den Ruhm und die Verehrung seiner Fans. „Manchmal“, sagt der 22jährige, „war es ein bißchen wie Gott sein.“

Unrechtsbewußtsein habe er nie gehabt, beteuert er. Es sei ganz einfach eine andere Welt gewesen, ein Rausch, eine Droge, ohne Bezug zur Realität.

Im Januar 1994 verkündete Schmitz medienwirksam den Seitenwechsel. Er gründete die Firma Data Protect und bot großen Unternehmen seine Dienste als Sicherheitsexperte für Computersysteme an.

Wie so etwas geht, wissen Insider der Szene genau: Wenn der Rechner eines Unternehmens geknackt ist, geht der

„Der ganze Scheiß tut mir unheimlich leid“

Hacker mit den entsprechenden Protokollen zu den Unternehmen und offeriert ihnen, die Lücken zu schließen, die er selber geschaffen hat. Schmitz beriet die Lufthansa, die Reisebüroketten DER und, wie er selber sagt, einige Banken und Versicherungen.

Doch am 16. März 1994 endete die noch junge Beraterkarriere des Kim Schmitz jäh. Um neun Uhr morgens stürmte ein Trupp schwerbewaffneter Polizisten die Münchner Wohnung des Hackers. Rechner, Festplatte und Modems wurden beschlagnahmt. Kimble wanderte in Untersuchungshaft. „Es war wie ein Alptraum“, sagt er. Erst da habe er begriffen, daß sein großes Computerspiel zur bitteren – kriminellen – Realität geworden sei.

Zwei Monate saß der damals 20jährige in einer Zelle, er kam erst frei, als seine Mutter eine Kaution von 30000 Mark hinterlegte. In schweren Geldnöten („Ich hatte drei Monate Mietrückstand“) nutzte Kimble, kaum aus dem Knast entlassen, seine alten Kontakte aus. Er bot gefälsch-

te Kreditkarten an – die erste, so sagt er, ausgerechnet einem V-Mann der Polizei.

Der Prozeß mit Nebenkläger Telekom steht noch aus. Wahrscheinlich im Frühjahr werden die Verhandlungen beginnen.

Seit dem erneuten Fehltritt wurde es ruhig um Hacker Schmitz. Er zog sich zurück, arbeitete vehement und überzeugt an seinem Einstieg in den Ausstieg. Zusammen mit Anwälten und Steuerexperten entwickelte er einen Geschäftsplan für ein Multimediaprojekt. Sein Plan: Unter einer bundeseinheitlichen Rufnummer will er einen Online-Dienst gründen, der für die Benutzer ohne monatliche Grundgebühr zu erreichen ist.

Aufbau, Technik und Inhalte stehen schon fest. Selbst ein Imagevideo hat Schmitz zusammen mit Werbefachleuten erstellt. Mit Sakko und Krawatte präsentiert sich der Ex-Hacker darin als seriöser Geschäftsmann und wirbt um Investoren für seine Geschäftsidee. Ein Jahr Arbeit und sein „gesamtes Geld“ hat Kimble in das Projekt gesteckt.

Alles schien auch gut zu laufen, bis die Telekom dem Jungunternehmer Telefonmietleitungen für sein Multimediaprojekt verweigerte. Da begegnete ihm ein Journalist der *Wirtschaftswoche*: Die Geschichte über die Sicherheitslücke im D1-Netz war geboren.

„Ich könnte mir“, klagt Schmitz nun, „in den Hintern beißen, daß ich das erzählt habe.“ Am liebsten würde er sich mit Telekom-Chef Ron Sommer an einen Tisch setzen und ihm sagen, „der ganze Scheiß tut mir unheimlich leid“.

Nicht Sommer, aber immerhin T-Mobile-Sprecher Stefan Wichmann reiste vor wenigen Tagen nach München zu Schmitz. Inhalt des Gesprächs, das bis zwei Uhr morgens dauerte: Ohne weiteren Presserummel präsentiert Kimble der Telekom seine Informationen und erhält im Gegenzug einen Beratervertrag.

So könnte der Einstieg in die seriöse Geschäftswelt doch noch klappen – ausgerechnet beim einstigen Erzfeind. □

Multimedia

Comeback von Sculley

Der ehemalige Chef des Computerherstellers Apple, John Sculley, 57, hat drei Jahre nach seinem Rauswurf wieder große Pläne. Kürzlich präsentierte der amerikanische Manager, der vor seinem Apple-Engagement den Getränkekonzern Pepsi-Cola leitete, in einem Restaurant in San Francisco die Software Flashpix. Die, so glaubt er, werde die Foto- und Multimediaindustrie genauso revolutionieren wie einst der Apple



Sculley

Macintosh die Computerbranche. Entwickelt wurde die Neuerung gemeinsam von Kodak, Hewlett-Packard, Microsoft und der kleinen kalifornischen Internet- und Softwarefirma Live Picture, in der Sculley Teilhaber und Vorstandschef ist. Mit dem neuen Computerprogramm für digitale Fotos können nicht nur professionelle Anwender, sondern auch Amateure digitale Fotos blitzschnell entwickeln, verändern oder über das Internet verschicken. Sculleys kühne Vision: Flashpix soll schon bald den herkömmlichen Kleinbilddfilm verdrängen.

Online-Dienste

Keine Zensur bei E-Mail

Elektronische Briefe unterliegen wie normale Post dem Briefgeheimnis. Mit dieser Grundsatzbegründung hat die Staatsanwaltschaft vergangene Woche eines der zahlreichen Ermittlungsverfahren gegen Online-Dienste eingestellt. Im Juli hatte die Staatsanwaltschaft Hamburg ein Verfahren wegen des „Verdachts der Beihilfe zur Verbreitung von Kinderpornographie“ gegen den Online-Anbieter AOL Bertelsmann eingeleitet. Einige der knapp 150 000 deutschen AOL-Abonnenten hatten per E-Mail einen Tauschhandel mit Kinder- und Tierpornos betrieben. Nach Ansicht der Staatsanwaltschaft ist der Pornohandel zwar strafbar. Doch der Online-Dienst sei nicht dafür verantwortlich, was sich in privaten Diskussionsforen abspiele. Da auch die elektronische Kommunikation nicht zensiert werden dürfe, so der Staatsanwalt, sei AOL „allen rechtlichen und gesetzlichen Pflichten nachgekommen“.

Pay-TV

Saure Trauben

DF-1-Geschäftsführer und Kirch-Intimus Gottfried Zmeck, 39, über die Zukunft des Pay-TV

SPIEGEL: 200 000 Zuschauer wollten Sie für Ihr Pay-TV bis Jahresende gewonnen haben. Bisher sind es nur 5000 Abonnenten. Also ein Flop?

Zmeck: Noch ist nicht Jahresende. Ich bin zuversichtlich, daß wir bald auch über Kabel zum Kunden kommen, was derzeit noch nicht geht. Das sind dann 16 Millionen Haushalte, die wir zusätzlich erreichen.

SPIEGEL: Bertelsmann hat seine Digital-TV-Pläne vorerst aufgegeben. Wer kann nicht rechnen, die oder Sie?

Zmeck: Aufgeben ist ein vornehmer Ausdruck für gescheitert. Wer sich über ein Jahr lang mit viel Geld und großem Tamtam vorbereitet und dann nicht startet, weil er den Markt plötzlich skeptisch beurteilt, ist für mich unglawwür-

dig. So etwas nennt man Fehlplanung. Wir können sehr genau rechnen und bleiben bei unseren Plänen.

SPIEGEL: Selbst Pro Sieben will kein Pay-TV mehr anbieten. Dort ist Thomas Kirch maßgeblich beteiligt. Warum unterstützt der Sohn seinen Vater Leo nicht, wenn das Bezahlfernsehen so eine tolle Sache ist?

Zmeck: Ich möchte nicht die Motivation anderer Unternehmen beurteilen. Es ist ein Unterschied, wie man den Markt als Ganzes oder die eigenen Chancen einschätzt. Wenn Pro Sieben derzeit nicht das bestmögliche Angebot machen kann, ist es doch vernünftig, erst einmal abzuwarten. Unser DF-1-Angebot wird den Markt öffnen. Wer will, kann auch später noch mitmachen. **SPIEGEL:** Die Kirch-Gruppe hat TV-Rechte für rund zehn Milliarden Mark erworben. Haben Sie sich damit nicht verhoven?

Zmeck: Unsere Verpflichtungen liegen bei weitem nicht in dieser Höhe und laufen über einen langen Zeitraum. Andere wären glücklich über solche Verträge. Heute redet die Konkurrenz über unser Angebot an Filmen, Serien und Sport wie der Fuchs von den zu sauren Trauben, an die er nicht herankam. Wenn wir ein Geschäft machen, das andere nicht gepackt haben, muß es kein schlechtes Geschäft sein.



Zmeck



Bohrinsel „Brent Spar“

Zeitungen

Shell soll taz sponsern

Die linke Berliner Tageszeitung (taz), die bisher fremdes Kapital strikt ablehnte, bemüht sich um eine Finanzspritze der Deutschen Shell AG. Mit 500 000 Mark soll das Jugendwerk des Hamburger Konzerns ein Jahr lang das Projekt „Zeitung in der Schule“ finanzieren. So könnten 50 Schulklassen aus dem Bundesgebiet jeweils eine Seite des Blattes – unter Angabe des Sponsors – gestalten. Der Ölmulti hat die Gelder noch nicht endgültig bewilligt, die taz-Redaktion dagegen stimmte der ungewöhnlichen Liaison bereits zu, bestätigt Öko-Redakteur Hermann-Josef Tenhagen. Bislang gehörte die taz in der Auseinandersetzung um die Bohrinsel „Brent Spar“ und um die Ausbeutung nigerianischer Ölvorkommen zu den härtesten Kritikern von Shell. „Dabei werden wir auch bleiben“, versichert Tenhagen.

Drei Leben in einer Haut

Cordt Schnibben über Tamara Bunke, Ché Guevaras deutsche Guerrillera

Eine Frauenleiche sei gefunden worden, erzählen sich die Indios rund um das Andendorf Vallegrande am 7. September 1967, im Río Grande sei sie gefunden worden, nicht weit von Vado del Yeso entfernt. Sie habe kaum noch Haare und keine Augen mehr, sie sei kaum noch zu erkennen. Aber alle wissen, wer die Tote ist. Sie trägt Militärhosen und Militärstiefel.

Tania. Jeder kennt Tania, keiner kennt Tania.

Die Soldaten kennen Tania; ihre laute Stimme hat sie mitten im Gefecht zur Aufgabe überreden wollen. Die Bauern kennen Tania; ihre Gestalt hat sie verwirrt, wenn die Frau im bewaffneten Trupp bärtiger Männer an ihnen vorbeizog. Die Frauen kennen Tania; sie haben viel über sie gehört, sie soll hübsch sein, sie soll hart sein, sie soll schießen können.

Keiner weiß, wer Tania ist, wie sie heißt, wo sie herkommt.

Nun liegt sie im Hof des Militärlagers von Vallegrande, auf einer Tragbahre. Das Wasser des Río Grande hat ihr grünblau-gestreiftes T-Shirt aufgeweicht. Ein Dutzend Frauen steht um sie herum; sie haben sich den Zutritt zu der Toten von den Soldaten ertrotzt, nicht, weil sie Tania lieben, nicht, weil sie Tania hassen, sondern weil jede Leiche eine Totenwa-

che braucht, soll nicht ihr Geist für immer durch die Gegend irren.

Sie haben ihr ein Leichenhemd genäht und Kerzen aufgestellt, die der Wind immer wieder ausbläst. Die Soldaten drängen die Frauen zu verschwinden. Ohne Erfolg. Und darum wird ihnen am Monatsende die Schokoladenration gestrichen werden. Erst als der Kommandeur erscheint und verspricht, die Guerrillera werde eine christliche Beerdigung erhalten, ziehen die Frauen zurück ins Dorf.

Als die Nachricht vom Tod Tantias die bolivianische Hauptstadt La Paz erreicht, erkennen viele Staatsdiener

des Präsidenten in der Toten dessen langjährige Mitarbeiterin Laura Gutiérrez. Als die Zeitungen in Kubas Hauptstadt Havanna Bilder von Tania bringen, wissen die Studenten der Journalistik, daß ihre Kommilitonin Tamara Bunke nicht mehr lebt. Als ein Bote aus Kuba bei Nadja und Erich Bunke in der Berliner Karl-Marx-Allee klingelt, erfahren sie, daß ihre lang vermißte Tochter tot ist.

Als die DDR stirbt, 22 Jahre später, tragen 242 Schulen, Jugendbrigaden und Kindergärten den Namen „Tamara Bunke“. Eine staatlich geprüfte Ulrike Meinhof hatten SED und FDJ aus der Leiche gemacht, eine edle Buchheldin, eine Revolutionärin zum Anhimmeln, aber bloß

nicht zum Nachmachen. Sei wie Tania, aber träum nicht, hau nicht ab und lauf nicht im Dschungel herum*.

Sechs Jahre vor ihrem Tod sahen die Eltern Tamara das letzte Mal. Damals verabschiedete sich die 23jährige, um der Revolution nahe zu sein und Ché Guevara. 1960 hatte sie den „Comandante“ in Berlin kennengelernt, während er bei der Führung der DDR für ein Wirtschaftsabkommen warb (SPIEGEL 38/1996). Sie dolmetschte für ihn; sie spricht perfekt Spanisch.

Sie ist mehr Latina als Deutsche. Seit Mitte 1960 versucht sie abzuhausen, sie will nach Kuba oder Argentinien. Im Vorbereitungskomitee für die Jugendweltfestspiele hat sie sich in einen Argentinier verliebt und will ihm nach Buenos Aires folgen. Dort ist sie 1937 als Tochter von Exildeutschen geboren worden, dort ist sie bis 1952 zur Schule gegangen. Ihre Ausreise aus der DDR genehmigt das Zentralkomitee der SED am 12. Dezember, ihre Überfahrt nach Argentinien mit einem polnischen Überseedampfer ist schon geregelt, als sie Ché Guevara trifft.

Sie bittet ihn, mit nach Kuba reisen zu dürfen, erfolglos. Erst fünf Monate später schafft sie den Sprung nach Havanna, weil sie dem kubanischen Nationalballett

* „Tanja, la Guerrillera“. Berlin 1973, Übersetzung der kubanischen Originalausgabe „Tania la guerrillera inolvidable“. Havanna 1970; „Der Weg zum Río Grande“. Berlin 1973.

„Es gibt nichts Schöneres, als dort zu sein, wo es brennt“, schreibt sie ihren Eltern aus Kuba.



Untergrundkämpferin Bunke als Tania, als Haydée Bidel González, als Laura Gutiérrez: Eine staatlich geprüfte Ulrike Meinhof



F. BILLHARD

Guerrillera Bunke im kubanischen Rebellenlager 1961: Nachts Marx und Engels, sonntags Zuckerrohrrente

während einer Europareise als Dolmetscherin dient und das Rückflugticket einer Tänzerin geschenkt bekommt, die sich in Prag von der Gruppe abgesetzt hat. Am 12. April wird sie aus der DDR-Staatsbürgerschaft entlassen. „Es gibt nichts Schöneres, als dort zu sein, wo es brennt“, schreibt sie ihren Eltern aus Kuba, und das wird zum Lebensziel in den sechs Jahren, die ihr noch bleiben. Sie lebt so hastig, als ahne sie, daß sie nicht mehr viel Zeit hat, so wild, so schnell, daß sie sich oft selbst überholt und auf zwei, drei oder vier Bahnen nebeneinanderher rast.

Als Dolmetscherin arbeitet sie im Ministerium für Erziehung, an der Universität studiert sie Journalistik, in der Frauenföderation ist sie Agitatorin, für die Miliz steht sie Wache, nachts übersetzt sie Marx und Engels, sonntags hilft sie bei der Zuckerrohrrente.

Ché trifft sie bei Arbeitseinsätzen oder wenn ihre argentinische Freundin es ein-

fädelt, oder wenn sie ihm Mate-Teeblätter ins Ministerium bringt, oder wenn er sie als Dolmetscherin anfordert.

Sie steht mitten unter Hunderttausenden und hört Fidel; sie beneidet ihre Kommilitoninnen um ihre tschechischen Maschinenpistolen; sie wird beim Wett-schießen Zweite. Sie inhaliert diesen Tropensozialismus, der nach Rebellion und Sieg riecht und nicht nach Trauer und Langeweile.

Zwei DDR-Schriftsteller, die sie durch Kuba begleitet, wundern sich, wen von den mächtigen Zehntausend Havannas sie schon nach kurzer Zeit kennt. In der DDR-Handelsvertretung hat sie den Ruf eines Republikflüchtlings.

Sie sei illegal nach Kuba ausgereist, schreibt ein Offizier der Ost-Berliner Staatssicherheit in einer Beurteilung. Sie habe ihre Bereitschaft erklärt, als Agentin zunächst in Argentinien zu arbeiten und dann in den USA, sei aber nach Kuba

geflogen und habe nichts mehr von sich hören lassen.

Ihren Eltern in Berlin schreibt sie kurze schwärmerische Briefe über ihre neue revolutionäre Heimat, über explodierende Bomben, über mitternächtliche Besuche in Ministerien, über die organisierte Desorganisation, über das Meer und die Palmen.

Nach zwei Jahren bei Fidel und Ché wird ihre Post düsterer und konspirativer. Sie kündigt ihren Eltern an, zukünftig drei Typen von Briefen zu schreiben: allgemeine, intime, interne.

Ein Jahr später erwähnt sie eine „Aufgabe militärischer Art“ und einen „Speziallehrgang“ und verspricht, die Eltern bald zu besuchen. Zu dieser Zeit ist sie bereits in ein schwieriges Doppelleben verstrickt, wird von den kubanischen Geheimdienstleuten „Rotbart“, „Ariel“ und „Papi“ auf eine Karriere als Agentin vorbereitet. Sie erhält Unterricht in Guerri-

Werbeseite

Werbeseite



Revolutionär Guevara mit DDR-Funktionären in Ost-Berlin 1960: Sie dolmetschte für ihn

Ilakunde, wird körperlich trainiert und lernt, mit zwei und drei Identitäten zu leben. Ihr, der Tochter eines Turnlehrers, wird beigebracht, bourgeois zu sein, sich bourgeois zu kleiden und sich bourgeois aufzuführen.

Ihren engsten kubanischen Freunden erzählt sie, sie werde als Dolmetscherin nach Afrika gehen; ihren Eltern schreibt sie, sie wolle bald heiraten; tatsächlich erledigt sie unter dem Tarnnamen Tamara Lorenzo den ersten Geheimdienstjob: Installation einer Funkanlage in der kubanischen Stadt Cienfuegos, Schaffung von toten Briefkästen, Kontaktaufnahme mit Subversiven, Planung eines Anschlags auf ein Industriegebiet der Stadt.

Es ist eine fiktive Sabotageaktion, die Ché Guevara und „Rotbart“ zeigen soll, ob diese clevere, sprachgewandte Deutsche mehr hat als revolutionäre Begeisterung und konspirative Begabung und eine ruhige Hand beim Schießen. In der Beurteilung dieses ersten Einsatzes schreibt Tamara über sich, sie müsse lernen, „mit größerer Schnelligkeit zu arbeiten und zu reagieren“; doch Ché ist zufrieden mit ihr und macht sie Ende März 1964 offiziell zur Guerrillera. Sie soll sich in Bolivien in die obersten Kreise der Militärs und der Bourgeoisie hocharbeiten, soll Informationen sammeln über die Lage der Bauern und der Minenarbeiter und darauf warten, möglicherweise jahrelang, daß ein Kontaktmann kommt und sie aus dem Dornröschenschlaf weckt.

Tamara, die jetzt den Kampfnamen „Tania“ trägt, beginnt, ihre Biographie auszulöschen. Sie reist am 9. April 1964 nach Westeuropa, um eine andere Frau zu werden. In ihrem Paß wird sie Haydée Bidel González genannt. Fünf Wochen lang

erreist sie sich die Biographie dieser Frau, um sich dann zusammen mit Ché und „Rotbart“ eine andere Person auszu-denken: Laura Gutiérrez Bauer, geboren in Buenos Aires, zeitweise aufgewachsen in der Bundesrepublik, zukünftig Studentin der Ethnologie in Bolivien.

Das bisherige Leben dieser neuen Frau entwerfen ihre Schöpfer auf 15 engbeschriebenen Seiten, erfinden ihre Großväter und ihre Freundinnen, ihre Reisen und ihre Vorlieben, ihre Krankheiten und ihre Liebhaber, ihre tote Mutter und ihre Erbschaft.

Zwei Monate lang hat Tamara Zeit, in die neue Haut zu schlüpfen; sie schleicht sich in das Hirn von Laura, kleidet sich wie sie, redet, wie sie reden würde, reist den Orten ihres Lebens hinterher, sieht Rom, Zürich, München und trifft in Ost-Berlin auf ihre Vorvergangenheit. Sie nähert sich den Häusern, in denen Tamara Bunke gelebt hat. Keiner ihrer Bekannten erkennt die blondgefärbte Frau im eleganten Regenmantel.

Dreimal ruft sie ihre Eltern an, beobachtet die Wohnung, in der sie leben, und die Gebäude, in denen sie arbeiten. „Es wäre interessant, ob sie mich mit einem künstlichen Köpfchen erkennen würden“, schreibt sie in einem der Berichte an ihren Führungsoffizier in Havanna.

In Gesprächen mit den Männern, die ihr hinterherlaufen, erprobt sie ihre neue Biographie, baut sie aus zu einem dichten Gespinnst und übt, den Kommunismus zu beleidigen. Die Männer beginnen sie

schnell anzuekeln, besonders „jene Studenten und jungen Menschen ohne Beschäftigung“, die sie „in der Nähe der Agenturen für Stadtrundfahrten umkreisen“, wie sie nach Kuba meldet.

Am gefährlichsten scheinen ihr Männer „linksgerichteter oder gar prokommunistischer Tendenzen“, da sie es „nicht vorteilhaft“ findet, Verbindungen zu solchen Personen zu haben. „Für eine Frau, die allein als Touristin in Europa unterwegs ist“, macht die frische Undercover-Agentin den kubanischen Geheimdienstlern klar, „wird die Frage der Bekanntschaften zu einem schwer lösbaren Problem.“

Am 5. November 1964 um 23 Uhr verläßt sie Europa für immer, mit neun

Kilo Übergepäck. Sie sitzt in der Air-France-Maschine von Paris nach Lima, soll nach La Paz weiterfliegen, reist aber vorsichtshalber auf dem Landweg in das Land ihrer Untergrundarbeit.

Das Hotel La Paz ist das erste Basislager der Guerrillera, und der Maler Moisés Chile Barrientos ist der erste Mann, der ihr hilft, in die bolivianische Bourgeoisie einzudringen. Er spricht sie im Museum für Archäologie an, zeigt ihr in seinem VW-Käfer die Stadt und das Hochland und schleust sie in die wichtigen Partys der Feinen und Mächtigen.

Abends im Hotelzimmer sitzt sie auf dem Bett und schreibt alles akribisch auf; in ihr Tagebuch, wie er denkt, doch sie verfaßt ihre Tagesberichte an Ariel und „Rotbart“. Mit „Bolívar“ unterzeichnet sie die geheimen Depeschen, in denen sie meldet, daß ihr dieser Maler „den Hof macht und so weiter“, daß er ihr im Ministerium für Erziehung einen Job verschafft habe als Mitarbei-

terin des Komitees zur Erforschung der Folklore.

Sie zieht durch die Hotelbars, bietet seine Bilder zum Kauf an und knüpft so Beziehungen zu wohlhabenden Ausländern und einflußreichen Bolivianern. Deren Kindern gibt sie Deutschunterricht und kommt so in die Häuser der oberen Zehntausend. Mit Hilfe eines Rechtsanwalts und 10000 Pesos Bestechungsgebühr verschafft sie sich ein Führungszeugnis und einen bolivianischen Personalausweis. Drei Monate nach ihrer An-

Sie schleicht sich in das Hirn von Laura, kleidet sich wie sie, redet, wie sie reden würde, reist den Orten ihres Lebens hinterher.

Werbeseite

Werbeseite

kunft ist Tania, la Guerrillera, eine unter dem Namen Laura Gutiérrez in der besseren Gesellschaft von La Paz weithin bekannte, umschwärmte Frau.

Sie lebt in drei Wohnungen, und die nützlichste ist das Appartement des Ex-Diplomaten Alfredo Sanjinés. Sie hat bei dem angesehenen Anwalt ein Zimmer gemietet und nutzt seine Reputation, um Beziehungen zu knüpfen.

Ihr wichtigster Kontakt wird Gonzalo López Muñoz, der Chef des Informationsbüros im Präsidentenpalast. Auch seinen Kindern bringt sie bei, wie man auf deutsch richtig schreibt: „Die Mutter ist leise. Kasperle ist laut.“ Er beschäftigt die lehrende Guerrillera als Journalistin und Abonnentenwerberin für sein Wochenblatt *IPE*, eine Art Informationsdienst der bolivianischen Elite.

Später wird Tania sein Geschäftspapier und seinen Stempel nutzen, um Ché Guevara und anderen Guerrilleros Legitimationsschreiben als „Spezialisten für anthropologische Studien“ auszustellen.

Dem Maler Barrientos macht sie das Leben schwer; einerseits ist sie herzlich zu ihm und sorgt für gute Laune; andererseits versetzt sie ihn gern, ist tagelang unauffindbar und nimmt Einladungen anderer Männer an. Sie sei ihm zu selbständig gewesen, sagt Barrientos heute über sie, sie habe gewirkt „wie von der Panik getrieben, immer zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein zu wollen“.

Der argentinische Botschaftssekretär schleust sie als Begleiterin in ein Fest mit dem Präsidenten. „Wir unterhielten uns mit General Barrientos und anderen Regierungsmitgliedern“, berichtet sie dem Geheimdienst nach Havanna, „sowie mit einigen von der Protokollabteilung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten, mit denen ich Verbindung aufrechterhalte, die mir bereits von Nutzen sind.“ Fortan gibt sie auch den Kindern des Präsidenten René Barrientos Deutschunterricht in dessen Villa.

Den Diplomaten trifft sie in einer Karnevalsnacht wieder, im „Klub von La Paz“, gegen 4 Uhr morgens. „Er war ziemlich betrunken, führte mich durch den ganzen Saal und stellte mich allen Leuten als eine Mitarbeiterin der argentinischen Botschaft vor, was einige Bekanntschaften, die ich später ausbaute, geglaubt haben.“

Nach ihrem Tod und dem Fund vieler Fotos in ihren Wohnungen wird der bolivianische Geheimdienstchef zunächst den Befehl geben, alle Menschen zu verhaften, mit denen sie auf den Fotos posiert. Vom Präsidenten abwärts hätte man die halbe Elite des Landes einlochen müssen, erzählt der damalige Innenminister Antonio Arguedas noch heute mit Vergnügen.

Für die einen ist sie eine unpolitische Partymaus, für andere eine sorgfältige Ethnologin oder eine männermordende



Guerrilleros Tania (5. v. l.) und Ché (2. v. r.) beim Arbeitseinsatz in Havanna 1961: „Fräulein, geben Sie Unterricht?“

Deutsche oder eine fanatische Folkloresammlerin oder eine geheimnisvolle Frau mit gefärbten Haaren. Auf jeden Fall reist sie viel im Land herum, was man muß, wenn man das Leben der Indios erforscht, was man muß, wenn man Informationen für Guerrillalager sucht.

Die bourgeoisen Männer benutzt sie, die bourgeoisen Frauen belächelt sie. Es reize sie manchmal, berichtet sie nach Havanna, die „austauschbaren Püppchen“ zu fragen: „Wie stumpfsinnig seid ihr? Wie stark seid ihr?“ Sie genießt es, unter diesen Leuten zu kreisen, während „mein verstecktes Ich alles notiert wie ein Journalist in einem Mantel, der ihn unsichtbar macht“.

Über ein Jahre lang durchstreift sie die feine Gesellschaft und wartet auf den Mann aus Havanna, der ihr das Signal geben soll zum bewaffneten Kampf gegen ihre neuen Freunde. Als dieser „Mercy“ am 1. Januar 1966 nach La Paz kommt, beobachtet er sie eine Woche lang, um sicher zu sein, daß sie nicht beobachtet wird.

Er ruft sie an und fragt: „Fräulein, geben Sie Unterricht in Wirtschaftsdeutsch?“

Tania weiß nun, daß der Bote aus Kuba da ist; sie

weiß, daß sie am nächsten Tag um 19.30 Uhr an dem Kiosk vor der Markthalle Lanza sein muß; daß sie dort etwas trinken und dann die Straße zur Bibliothek hinuntergehen muß.

Mercy folgt ihr, überholt sie, läßt sie passieren und fragt: „Fräulein, können Sie mir sagen, wo sich das Kino Bolívar befindet?“ – „Das befindet sich in der Straße Simón.“ – „In der Nähe von Sucre?“ Sie lächelt und reicht Chés Gesandtem die Hand.

Im Gartenhäuschen einer Freundin zerlegt Mercy seine Schuhe und übergibt ihr neue Instruktionen aus Kuba. Sie habe

manchmal gedacht, man habe sie bereits vergessen, sagt sie dem Kurier. „Ihr Gemütszustand ist auf die Isolierung, in der sie lebt, zurückzuführen“, berichtet Mercy nach Havanna.

Außerhalb der Stadt, auf der 4000 Meter hohen Ebene rund um La Paz, zeigt Tania dem Geheimdienstmann, wo sie ihre Codes zum Dechiffrieren der Botschaften aus Havanna aufbewahrt: in einem vergrabenen Knochen nahe einer Wegbiegung.

Sechs Wochen lang zeigt Mercy ihr die neuesten Tricks der Konspiration, läßt sie den Bau toter Briefkästen üben, bringt ihr

bei, wie sie gekleidet sein muß, um als Guerrillera unter Bourgeois nicht aufzufallen, und bleut ihr ein, lieber Taxen zu benutzen und in guten Hotels abzusteigen.

In einem Strandappartement im brasilianischen Badeort São Vicente übt er mit ihr alles, was ein moderner Revolutionär braucht. 8 Uhr bis 10 Uhr: Überwachung, Gegenüberwachung, Karate; 10 Uhr bis 12 Uhr: unsichtbare Schrift, Kartographie, Umgang mit Spezialwerkzeugen; Mittagspause; 15 Uhr bis 17 Uhr: Sammeln von Informationen, Mikro-

Tania-Freund Barrientos: 8 Uhr bis 10 Uhr – Überwachung



T. MÜLLER / TAFOS

Werbeseite

Werbeseite

fonübungen, Chiffrieren; 17 Uhr bis 20 Uhr Sicherheitsmaßnahmen, Wiederholungen; Abendessen; 22 Uhr bis 24 Uhr: Radio Habana hören.

Am 31. März 1966 fliegt Tania mit der brasilianischen Linie Varig von São Paulo nach Mexiko-Stadt. Sie bekommt einen neuen gefälschten argentinischen Paß, in dem nun ihre eigenen Fingerabdrücke sind. Sie gibt dem kubanischen Agenten einen Brief an ihre Eltern mit, den letzten: „Wie Ihr seht, geht es mir sehr gut, ich arbeite und studiere außerdem; wie Mama immer sagt: indem ich alles lerne, was man lernen kann. Ich weiß, daß Ihr etwas Geduld haben werdet und daß in diesem Fall Ihr sie mit großer Freude haben werdet, weil Ihr wißt, daß ich meine Pflicht erfülle.“

Ihr Dasein in La Paz, in dieser Stadt, die dem Himmel sehr nah ist und deshalb das Atmen so schwer macht, wird um ein weiteres Leben komplizierter: Nun lebt sie auch noch als Stadtguerrillera, hat Kontakt mit „Papi“, dem kubanischen Geheimdienstorganisator für Bolivien, mit „Iván“, mit „Rodolfo“, mit „Loyola“, der Buchhalterin der Guerrilla.

Auf diese Loyola Guzmán wartet sie gewöhnlich vor der Universität. Wenn die junge Studentin der Philosophie mit der Zeitung unter dem linken Arm an ihr vorbeigeht, heißt das: Folge mir. Auf einer Bank im Zoo tauschen sie Informationen, Einschätzungen und Aufträge. Tania weiß nur, daß die 22jährige seit dem 12. Lebensjahr in der Kommunistischen Jugend ist. Loyola weiß nur, daß Tania in Argentinien geboren ist und seit über einem Jahr irgendwo in La Paz lebt.

Sie weiß nicht, wo Tania arbeitet. Sie weiß auch nicht, daß Tania verheiratet ist, aber sie bekommt den Auftrag, einen verheirateten Ingenieurstudenten namens Mario Martínez, Tanias Mann, davon zu überzeugen, kostenfrei in Bulgarien zu studieren. Der soll außer Landes, damit seine Frau ungestörter Guerrillera sein kann.

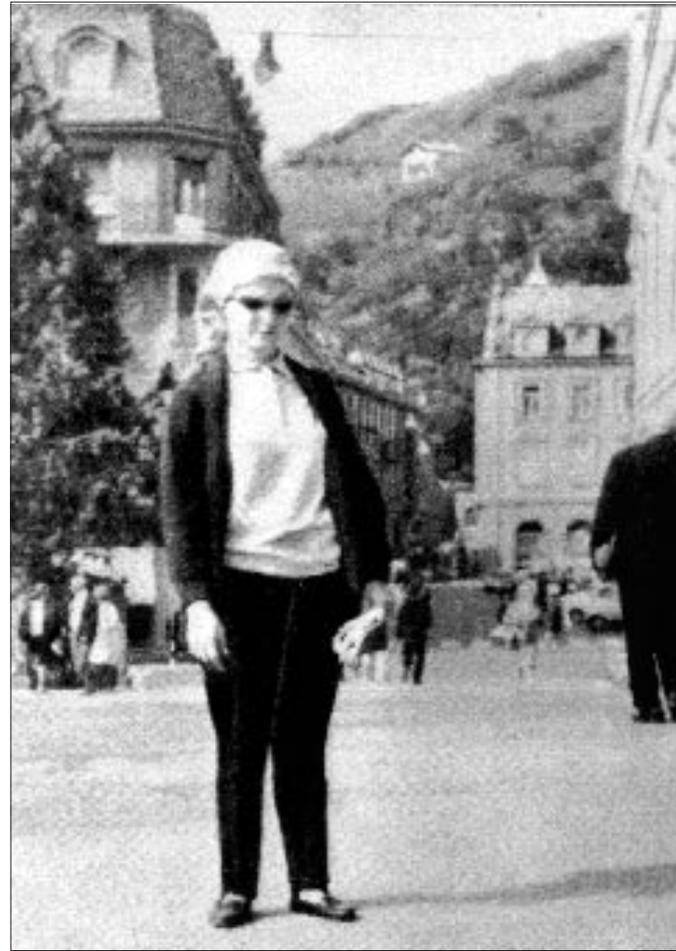
Man solle ihren Ehemann bald zum Studium ins Ausland locken, schlug sie ihren Offizieren in Havanna vor.

Tania hatte den verliebten jungen Mann geheiratet, um schneller bolivianische Staatsangehörige zu werden, hatte sich aber öffentlich nur mit ihm blicken lassen, wenn in ihrer Folkloregruppe mal ein Tänzer mehr gebraucht wurde. Man solle ihn bald zum Studium ins Ausland locken, schlug sie ihren Offizieren in Havanna vor. Loyola erledigt die Abwerbung. Am 7. Oktober 1966 läßt sich Tania von ihm scheiden.

Sie verfüge über große „Schauspieler-Fähigkeiten“, berichtet Tania über sich selbst nach Kuba, sie interpretiere ihre Rollen „ausgezeichnet“, manchmal sehe sie ihr Leben als „Filmprodukt“. Mal Ehefrau, mal Präsidentenbedienstete, mal Deutschlehrerin, mal Untergrundkämpferin – „zuweilen denke ich, daß ich bald selbst meine Geschichte glaube, und wenn jemand an mich herantritt und mir das Gegenteil sagt, werde ich ihn für verrückt halten“.

Ihre Vorgesetzte im Ministerium für Erziehung wird sich nach Tanias Enttarnung darüber wundern, daß eine Frau, die zu unordentlich ist, um ihr Leben zu organisieren, die schon mal ihr Portemonnaie im Zug liegenläßt oder ihre Ausweismappe in Buenos Aires, daß diese Frau mehrere Leben nebeneinander führen konnte.

In den letzten Monaten, bevor sie in den Untergrund verschwindet, geraten ihr die Leben gelegentlich durcheinander. Drei frisch eingetroffene Guerrilleros, für die sie in La Paz eine konspirative Wohnung gemietet hat, nimmt sie mit ins Museum für Folklore und stellt



Argentin Tania im Europa-Einsatz 1964
Große „Schauspieler-Fähigkeiten“

sie dem jungen Vize-Direktor Luis Ruiz vor. „Drei Freunde aus Kuba.“

Sie fragt ihn, ob er Lust habe, für eine Woche mit ins Alto Beni zu kommen, ins Dschungelgebiet nahe der Grenze zu Peru. Beide kennen sich länger, beide mögen sich; er ist der einzige, der mit in ihre Wohnung darf. Er gilt als links, als Revolutionär, was nicht viel heißt, weil in Bolivien zu der Zeit kaum einer für einen Rechten gehalten werden möchte.

Ihm hat sich Tania von ihren beiden Seiten gezeigt: charmant und weich, verschlossen und bitter. Ihm hat sie auch irgendwann gesagt, daß da ein Ehemann herumläuft. Und ihn wollte sie wohl aus ihrem offiziellen Leben hinüberziehen in ihr illegales Leben, mitnehmen ins Dschungellager. Doch die Museumsleiterin gibt ihm nicht frei.

Mit Ché Guevaras Ankunft Anfang November in Bolivien ändert sich das Leben von Tania. Sie soll alle gefährlichen Aktionen einstellen und sich darauf beschränken, politische und militärische Informationen aus der Staatsführung zu sammeln.

Bei einer Radiostation in der Stadt Camiri, 60 Kilometer vom Hauptlager der Guerrilla entfernt, arbeitet sie nun gelegentlich als Moderatorin einer Ratgeber-sendung für Frauen. Ihre Zuhörerinnen



Ex-Innenminister Arguedas in La Paz: Die halbe Elite Boliviens einlocken

T. MÜLLER / TAFOS

wundern sich manchmal über seltsame Wortwendungen und Sätze in der ansonsten sehr beliebten Sendung. Chiffrierte Botschaften an die Bergkämpfer gehen dann hinaus.

Nur zweimal besucht Tania das 49-Männer-Lager nahe des Flusses Nancahnazú. Das erstmal, Ende Dezember, wird sie von Ché wie eine alte Freundin begrüßt und hat für alle Guerrilleros kleine Geschenke dabei, Halstücher, Blendlampen oder

Pralinen. Die Silvesterfeier lockert sie auf mit kubanischen Liedern vom Band und fotografiert die feiernden Compañeros leidenschaftlich gern, wenn sie nicht gerade mit Ché plaudert.

Tania soll in den nächsten Wochen nach Argentinien, um dort für Guevara den Kontakt zu Guerrilleros herzustellen, die unter seiner Anleitung in den Kampf ziehen wollen.

Das zweitemal, Anfang März, gerät Tania unfreiwillig in das Hauptlager am Fluß. Sie muß den französischen Philosophen Régis Debray zu Guevara



Ex-Guerrillera Loyola in La Paz 1996: Buchhalterin der Rebellen

T. MÜLLER / TAFOS

führen, weil der in La Paz den Kontaktmann der Guerrilla verfehlt hat und Tania die einzige ist, die den 400 Kilometer langen Weg kennt und weg kann.

Guevara ist nicht im Lager, als sie mit Debray und einem argentinischen Maler im Hauptquartier eintrifft. Erst nach 15 Tagen kommt er von einem Erkundungsmarsch zurück und ist erbost darüber, seine Top-Agentin in Dschungeluniform zwischen seinen Männern zu finden. Sie hat seinen Stellvertreter so lange angebettelt, bis der sie zum Wachdienst einteilte und ihr eine Waffe gab.

Eigentlich habe sie nur einen Tag bleiben wollen, erklärt sie Ché, aber weil er nicht dagewesen sei, habe sie eben zwei Wochen lang gewartet.

Nicht nur Tania verdirbt dem Comandante die Laune. Das ganze Lager „macht den Eindruck eines entsetzlichen Chaos“, notiert er abends in sein Tagebuch. Zwei Leute sind desertiert. Und der Philosoph Debray will unbedingt mal mitkämpfen, obwohl Ché den Franzosen lieber als Postboten zweier wichtiger

Briefe an Jean-Paul Sartre und Bertrand Russell wieder loswerden möchte.

Nicht genug, der argentinische Maler Ciro Bustos, den Tania hergeführt hat, damit er im Nachbarland die Revolution lostritt, „weist wenig Voraussetzungen und Charakter als Partisanenführer auf“, wie Ché an Fidel in Havanna meldet. Aber er wolle 60 000 Dollar als Vorschuß. „Werde ihm wohl 30 000 geben und den Rest aufheben bis zu seinem Aufstand.“ Auch der peruanische Rebellenführer ist angereist, um 50 000 Dollar einzufordern für zehn Monate Guerrillakampf.

Chés Ärger über Tania wird noch größer, als er durch Radio Habana die chiffrierte Mitteilung erhält, sie sei offensichtlich enttarnt worden. Die beiden Deserteure haben den Militärs erzählt, eine Frau namens „Tania“ arbeite für die Guerrilla. Und in dem Jeep, den sie in Camiri zurückgelassen hat, haben Geheimdienstleute Frauenkleider und Notizbücher voller Telefonnummern aus allen möglichen Ministerien gefunden. „Damit gehen zwei Jahre guter und geduldiger Arbeit verloren“, schreibt Ché sauer in sein Tagebuch.

Tania sei nun der Rückweg abgeschnitten, meldet er Fidel nach Kuba, „da sie die Anweisungen mißachtet hat“. Die Armee hat das Hauptlager angegriffen, die Guerrilleros sind auf der Flucht und sehen keinen Weg, Tania aus der Kampfzone zu lotsen.

Der französische Philosoph und der argentinische Maler versuchen trotzdem, abzuhaufen, weil Debray nicht kämpfen will und lieber so schnell wie möglich ein Kind auf Kuba zeugen möchte, wie Ché Fidel chiffriert übermittelt. Beide Flüchtlinge werden von den Militärs ge-



Ché, Loyola 1967: 50 000 Dollar für zehn Monate

schnappt, gefoltert und verhört und erzählen einem CIA-Agenten, daß sie Tania unter dem Namen Laura Gutiérrez kennen. Der Maler zeichnet seinen Folterern obendrein schöne Porträts von den meisten Guerrilleros.

Die Geheimpolizei durchwühlt eine von Tanias Wohnungen, findet aber nur ein paar harmlose Fotos und einen Brief ihres geschiedenen Mannes: „Wen kommandierst du jetzt gerade, mein Sergeant?“ Viele seltsame Tonbänder entdecken die CIA-Spezialisten und müssen sich anderthalb Tage lang Volkslieder aus

dem bolivianischen Hochland anhören.

Tania wird von Ché zum Annähen von Knöpfen eingeteilt, zur Ausgabe von Lebensmitteln und zum Abhören von Nachrichtensendungen. Die langen Märsche entzünden ihre Füße, weil ihre geliebten Stiefel zu groß sind und sich Würmer in die aufgeschuerte Haut bohren.

„Wir liefen gut bis zum Río Ikira“, schreibt Ché ins Tagebuch, „aber Tania und Alejandro blieben zurück. Als man die Temperatur maß, hatte Tania über 39 Grad.“ 40 bis 60 Kilometer lau-

fen sie am Tag, klettern Berge hinauf, seilen sich ab, kriechen durch Unterholz, schlagen sich durch Gestrüpp. Ihre Rucksäcke wiegen zwischen 15 und 25 Kilo. „Die Umzingelung wird immer enger und von Napalmbomben unterstützt.“

Ché läßt Tania mit einer Gruppe von 14 Männern zurück. Er ernannt Joaquín, einen erfahrenen Offizier aus Castros Rebellenarmee, zum Führer und befiehlt ihm, seine Leute im Kreis zu führen, keine Gefechte mit der Armee zu suchen und darauf zu warten, daß er mit der Hauptgruppe zurückkehre, in etwa drei



Guerrillera Tania in Chés bolivianischem Rebellenlager 1967: „Mein ganzes Leben habe ich dem Kampf um die Befreiung der

Tagen. Sie sehen sich nie wieder, sie laufen monatelang aneinander vorbei.

Die Armee vertreibt Joaquíns Gruppe aus der Zone, Hubschrauber scheuchen die Guerrilleros durch die Berge, Flugzeuge werfen Napalm auf sie. Vier Tote bleiben zurück, und zwischen den Flüchtenden bricht Streit aus darüber, wohin man laufen soll. Tania, nach zwei Gefechten mit der Armee als gute Schützin anerkannt, kritisiert Joaquín als zu entscheidungsschwach. Sie brüllt herum, mal aus Wut, mal vor Angst. Der 42jährige stellt ihr einen Aufpasser zur Seite und schnauzt die Männer zusammen, die sich anbieten, ihren Rucksack zu tragen. Er verbietet ihr zu fotografieren.

Tania hält in einem Notizbuch die Verfehlungen des Befehlshabers fest. Er habe die Erschießung verdient, sagt sie zu Eusebio, einem 18jährigen Guerrillero, mit dem sie gelegentlich redet. Sie sehnt die Stunde herbei, in der Ché aus dem Dschungel tritt und sie ihm die Abrechnung präsentieren kann.

Eusebio vermisst ihn nicht, den strengen Comandante, der ihn verstoßen hat, weil er angeblich zwei Dosen Milch geklaut hatte. Ihm wurde sein Gewehr abgenommen, und bei nächster Gelegenheit sollte er aus der

Guerrilla entlassen werden. Die Angriffe der Armee machten ihn zu einem Gefangenen der Rebellen.

Auch Tania hat ihn anfangs so angeschwiegen wie die anderen, doch je länger der verzweifelte Marsch dauert, desto mehr erzählt sie ihm von Argentinien und Europa, nie jedoch von Kuba oder der DDR oder ihren Eltern. Sie ist eine Staatenlose, denkt sich der Bauernsohn, eine Heimatlose.

Und sie ist für ihn eine, die wie er gegen Leid und Unrecht angeht bis zur Selbstaufgabe. „Mein ganzes Leben habe ich dem Kampf um die Befreiung der Menschheit gewidmet“, hat sie auf der ersten Seite ihres Tagebuches geschrie-

ben, dessen weitere Seiten leer blieben vor lauter Kampf.

Um das Ende von Hunger und Elend herbeizuschießen, hat sich Eusebio den Guerrilleros angeschlossen, doch je zielloser sie durch die Anden stolpern, desto sinnloser kommt ihm die Safari vor. Nach einem Gefecht wird er zusammen mit dem ebenso jungen Chingolo gefangen genommen, tagelang gefoltert und immer wieder von seinen Bewachern beschossen. Eine Kugel durchschlägt seine Schulter.

Er sitzt vier Jahre im Gefängnis und nimmt ihn danach wieder auf, den Kampf gegen Hunger und Elend, diesmal als Bauernführer. Nur der Tod könne ihn davon abhalten, sagt der Vater von sieben Kindern bis heute.

Er schwört noch immer, keine Dosenmilch geklaut zu haben, kein Deserteur zu sein und auch Tania und die Guerrilleros nicht verraten zu haben; sein Mitgefangener Chingolo habe die Soldaten zu den Höhlen geführt, in denen Waffen, Medikamente und Lebensmittel lagerten.

Abgeschnitten von diesem Nachschub, von Ché seit vier Monaten getrennt, ziehen die Guerrilleros wie hungrige, herrenlose Hunde durch die Berge. Sie fressen Pferde



Ex-Guerrillero Eusebio in La Paz: Keine Dosenmilch geklaut

T. MÜLLER / TAFOS



Menschheit gewidmet“

und Schweine, sie haben Durchfall. Tania läuft hinter der Gruppe her, mit einem Abstand von bis zu drei Stunden. Wenn Paco, ein junger bolivianischer Kommunist, sie anspricht, weicht sie aus; sie will nicht über sich reden, „wir haben schon genügend Probleme in der Gruppe“.

Die anderen Guerrilleros sprechen viel über ihre Vergangenheit, aber nicht mehr über ihre Zukunft. Tania trägt ein Gedicht mit sich herum, das sie sich im Mai geschrieben hat: „Wird mein Name eines Tages nichts sein? Werde ich nichts zurücklassen auf dieser Erde? Vielleicht sind wir umsonst zum Leben, zum Sprießen auf diese Welt gekommen?“

Als sie den Río Grande erreichen, verbietet Joaquín seinen Kämpfern, sich im Fluß zu waschen. Er hat Angst, der Seifenschaum könnte sie verraten.

Ein Bauer, dem sie ein Schwein abkaufen, bietet sich ihnen als Führer an. Er soll sie über den Río Grande geleiten, an einer schmalen Stelle. Sie habe ein schlechtes Gefühl, sagt Tania zu Paco, als sie am Ufer des schnellen Stromes stehen.

Einer nach dem anderen steigt ins Wasser, das Gewehr über dem Kopf. Der Bauer winkt ihnen zum Abschied hinterher; es ist das Signal für die Soldaten, die rund um der Furt in Deckung liegen.

Nur Paco überlebt den Hinterhalt, weil er sich blitzschnell von der Strömung mitreißen läßt. El Negro macht es auch, aber er wird als Gefangener erschossen.

Sechs Tage später wird flußabwärts ein Rucksack entdeckt, vom Soldaten José Salazar Villarroel. Er will ihn aus dem

Wasser ziehen und merkt, daß eine Leiche an dem Sack hängt. Der Frau baumelt eine Kamera vor der Brust.

Am 3. November 1967 erscheint im *Neuen Deutschland* eine Todesanzeige, in der mitgeteilt wird, die „tapfere Tochter, Schwester, Tante, Nichte und Schwägerin Genossin Tamara Bunke, Guerrillera Tania“ sei am 31. August am Río Grande gefallen.

Die Leiche löst im Staatsapparat der DDR eilige Ermittlungen aus, „ob es sich hier um eine Patriotin handelt, deren revolutionäre Tätigkeit in memoriam gewürdigt werden sollte“. Die Stasi wird in Bewegung gesetzt, um bei den Eltern „in deren Besitz befindliche Dokumente einzusehen“. Erst als sich herausstellt, daß Erich Honecker die Todesanzeige genehmigt hatte, kommt der Apparat zur Ruhe.

Ein halbes Jahr später zittert die Stasi wieder vor Aufregung: Um die Welt jagt die Enthüllung, Tamara Bunke habe im Auftrag der Stasi und des KGB den undurchsichtigen Revolutionär Ché Guevara bespitzelt. Ein Überläufer namens Günter Männel behauptet: „Ich habe selbst Tamara Bunke als Agentin auf Guevara angesetzt.“

„Wir haben kein Interesse an Dementis“, befiehlt Markus Wolf seinen Leuten schriftlich. Er habe sich Bunkes schmale Akte kommen lassen, sagt Wolf heute, darin die Hinweise auf ihre losen Verbindungen zur Stasi gefunden und weltweites Theater gefürchtet.

Männel war in Wolfs Hauptverwaltung Aufklärung für Südamerika zuständig und hatte sich bereits 1961 in den Westen abgesetzt, nach zwei Disziplinarverfahren wegen Trunkenheit und sexueller Nötigung. Er kannte Tamara Bunke, weil er mit der Ausreisewilligen darüber gesprochen hatte, daß sie aus Argentinien für die Stasi berichten sollte.

Männel floh einige Wochen, bevor sie auf eigene Faust nach Kuba flog und den Kontakt zur Stasi abbrach. Er bekam eine neue Identität und spionierte für den Bundesnachrichtendienst und die CIA in Afrika und Südamerika.

Nicht nur die Legende von der Doppelagentin Tamara ließ die CIA verbreiten, sondern auch, daß die Frau, die angeblich auf Ché angesetzt war, von ihm geschwängert worden sei: In ihrer Leiche habe man einen Dreimonatsfötus gefunden.

Der Soldat und Sanitäter Salazar Villarroel, der die Tote aus dem Río Grande fischte und untersuchte, war allerdings auf eine blutige Monatsbinde gestoßen. Er ließ ihre Unterwäsche verbrennen, damit kein Soldat einen Damenslip als Kriegstrophäe mit nach Hause nehmen konnte.

Die Kompaßtasche der Guerrillera steckte sich Salazar Villarroel ein; drei belichtete Filme bekam sein Oberst als Souvenir; ein Fläschchen mit Geheimtin-

te verschenkten die Soldaten als Parfüm; ihre Kamera, ihre Pässe, ihr Code-Buch und alles, was sonst in ihrem Rucksack zu finden war, wurde feierlich dem bolivianischen Staatspräsidenten überreicht. Er hatte sich den 38er Colt umgeschlallt, den John F. Kennedy ihm geschenkt haben soll, und war mit einem Hubschrauber zur Leiche geflogen.

Zwischen den Überresten von Tantias Sachen lag, wasserdicht verpackt, ein unvollendeter Brief an ihre Mutter: „Ich weiß nicht, was aus mir werden soll. Wahrscheinlich nichts. Ich versuche mich daran zu erinnern, wie es ist, wenn man Courage hat. Ich bin ein Nichts. Ich bin nicht einmal mehr eine Frau, kein Mädchen, nur noch ein Kind.“

Viele der Mädchen, die nach Tamaras Tod in Vallegrande zur Welt kamen, wurden auf den Namen Tania getauft. □

„Wir haben kein Interesse an Dementis“, befiehlt Stasi-Generalleutnant Markus Wolf seinen Leuten schriftlich.



Erschossene Tania in Vallegrande: „Sind wir umsonst auf diese Welt gekommen?“



R. FALCO / SIPA

Jobsuchende in einem New Yorker Arbeitsamt

USA

Wachstumsmarkt Sozialhilfe

Seit ein neues Gesetz die Sozialhilfe weitgehend auf die Bundesstaaten abgewälzt hat, wetteifern private Servicefirmen darum, die Verwaltung der Wohlfahrtsprogramme gegen Entgelt zu übernehmen. Den Staaten droht die Kürzung von Bundesmitteln, wenn es ihnen nicht innerhalb festgelegter Zeiten gelingt, Armen und Obdachlosen

wieder neue Anstellungen zu verschaffen. Deshalb geben sie die Aufgabe gern an Unternehmen weiter, die ihnen Erfolg garantieren. Firmen wie Lockheed Information Services, eine Tochter des Rüstungsmultis Lockheed, wollen nicht nur Daten prüfen und Schecks ausstellen, sondern ebenso die Eignungskriterien für staatliche Zahlungen festlegen und kontrollieren. Überdies bieten sie Ausbildungs- und Umschulungsseminare an. Vor allem liberale Demokraten,

die Präsident Bill Clinton vorwerfen, er habe mit dem Gesetz sozialstaatliche Grundsätze verraten, fürchten nun, daß die Hilfszahlungen noch weiter schrumpfen, weil die Firmen primär auf ihren Gewinn bedacht sein müssen. Die Multis lockt das Geschäft: Um den 563-Millionen-Dollar-Sozialetat des Bundesstaats Texas bewirbt sich neben Lockheed auch die Electronic Data Systems, ein Konzern für elektronische Informationsverarbeitung (Umsatz 1995: 12,4 Milliarden Dollar), den der unabhängige Präsidentschaftskandidat Ross Perot gegründet hat.

Uno

Hilfe für Ghali

Im Gerangel um Uno-Generalsekretär Butros Butros Ghali, 73, dessen Wiederwahl die USA blockieren wollen, bemüht sich Bonn im Verein mit europäischen Partnern um einen Kompromiß. Der Vorschlag, der es allen Beteiligten gestatten soll, das Gesicht zu wahren, sieht die Verlängerung der fünfjährigen Amtszeit des Uno-Chefs auf generell sieben Jahre ohne Möglichkeit einer Wiederwahl vor. Damit könnte der Ägypter Ghali noch weitere zwei Jahre amtieren, und den Amerikanern böte sich die Chance, wegen der Reorganisation an der Spitze der Weltorganisation von ihrem Veto im Sicherheitsrat abzurücken. Die USA halten Ghali, so ihre Botschafterin Madeleine Albright, für einen „Buchhalter“. Dagegen treten mit Rußland, Frankreich und China drei der fünf ständigen Mitglieder des Sicherheitsrats für eine zweite Amtsperiode des Ägypters ein, der von Außenminister Klaus Kinkel „hoch geschätzt“ wird. Er will diese Woche bei der Uno in New York versuchen, die Europäer auf eine „einheitliche Haltung“ festzulegen.

INTERVIEW

Kurden

„Die CIA kann Saddam nicht stürzen“

Massud Barsani über sein Bündnis mit Bagdad und die Reaktion der USA

SPIEGEL: Wann haben Sie Saddam Hussein das letztmal gesehen?

Barsani: Wir haben 1992 in Bagdad über eine Autonomie für den Nordirak verhandelt. Damals war Dschalal Talabani noch an meiner Seite ...

SPIEGEL: ... den Sie jetzt mit Iraks Hilfe davongejagt haben. Wie kam Ihr Bündnis mit Saddam zustande?

Barsani: Wir haben ihm schriftliche Botschaften zukommen lassen und hatten unsere Kanäle. Mehr gab es da nicht. Wir haben auch jetzt kein Bündnis mit Bagdad.

SPIEGEL: Warum haben Sie die USA nicht vorab über Ihren Seitenwechsel informiert?

Barsani: Wir haben den Amerikanern nicht direkt gesagt, was passieren würde, aber eigentlich hätten sie sich das denken können. Wir haben sie so oft darauf hingewiesen, daß Iran auf unser Gebiet vordringt, haben ihnen sogar Dokumente über den geplanten Ein-



M. GULBIZ / AGENTUR FOCUS

Kurdenführer Barsani

marsch Teherans in einen nordirakischen Grenzstreifen vorgelegt. Doch bewirkt hat das nichts. Schließlich haben wir Washington mitgeteilt: Wenn ihr uns nicht helft, rufen wir andere Kräfte. Wer hätte das schon sein sollen?

SPIEGEL: Wie erklären Sie dann die amerikanische Aufregung?

Barsani: Um ehrlich zu sein – wir haben uns gewundert.

SPIEGEL: Die CIA hatte Agenten im Nordirak, die am Sturz Saddams arbeiteten. Sind die Iraker mit ihrer Intervention einem Putsch zuvorgekommen?

Barsani: Tatsache ist, daß bisher keinem CIA-Agenten im Kurdengebiet etwas passiert ist. Ich habe nie geglaubt, daß die CIA Saddam durch ein Komplott stürzen könne. Das ist lächerlich.

SPIEGEL: Dem Irakischen Nationalkongreß, den die USA als Oppositionsbewegung gegen Saddam aufbauten, trauen Sie dergleichen auch nicht zu?

Barsani: Als der Nationalkongreß 1992 gegründet wurde, dachten wir, diese Sammelbewegung schaffe gute Rahmenbedingungen für eine demokratische Ordnung im Irak. Doch der Nationalkongreß wurde mißbraucht für persönliche Eitelkeiten. Alles, was kam, waren hohle Worte, Lügen, Propaganda. Außerdem war die Organisation mit Agenten Bagdads durchsetzt.

SPIEGEL: Die USA bringen jetzt 2500 kurdische Mitarbeiter über die Türkei nach Guam und weiter nach Amerika. Konnten Sie nicht für die Sicherheit dieser Menschen garantieren?

Barsani: Das sind Wirtschaftsflüchtlinge, die ihre Chance auf ein wesentlich besseres Leben nutzen wollen. Wir haben nichts dagegen. Die Amerikaner spielen diese Aktion so hoch, weil sie über ihre außenpolitische Niederlage hinwegtäuschen möchten.

SPIEGEL: Sie verhandeln mit der türkischen Außenministerin Tansu Çiller. Werden Sie Ankaras Wunsch nach einer Sicherheitszone im Nordirak erfüllen?

Barsani: Wir haben niemals mit solchen Gedanken gespielt und werden uns gegen eine solche Aggression wehren.

Großbritannien

Schlachtstopp für Parteifrieden

Britanniens neueste Provokation gegenüber der EU soll die Einheit der zutiefst zerstrittenen Konservativen retten. Mit der Weigerung, vereinbarungsgemäß 147000 BSE-gefährdete Tiere zu schlachten, will der glücklose Premier John Major den friedlichen Ablauf des



Schlachthaus in Großbritannien

Parteitags Anfang Oktober im Seebad Bournemouth sicherstellen. Dort drohte der verbissene Zwist zwischen dem immer mächtiger werdenden Anti-Europa-Flügel und den EU-Anhängern um den Regierungschef die Tories zu spalten. Hauptvorwurf der Kritiker: Major habe sich dem Diktat Brüssels unterworfen. Mit dem jetzt beschlossenen Schlachtstopp riskierte der Premier zwar neue Konflikte mit der EU, aber die Parteirebellen waren erst mal ruhiggestellt. Euro-Skeptiker Bill Cash: „Endlich hat Major wieder Muskeln gezeigt.“

Zaire

Wer folgt Mobutu?

Götterdämmerung im Herzen Afrikas: Mobutu Sese Seko, 65, seit über drei Jahrzehnten despotisch regierender Staatschef von Zaire, hält sich nach einer Prostataoperation in Lausanne auf. Zwar ist der Präsident seinem Sprecher zufolge „noch im Vollbesitz seiner Kräfte“; aber Mobutu bekannte in einem Interview mit dem Rundfunk in Kinshasa, daß er nicht wisse, wann er zurückkehren könne. Die Nachricht hat in Zaire Bestürzung ausgelöst. Denn obwohl Staat und Verwaltung unter der Mißwirtschaft des Diktators zunehmend verfielen, gab Mobutu dem 40-Millionen-Einwohner-Land – und darüber hinaus der Region – einen gewissen Halt. „Was uns jetzt droht, ist ein neues Jugoslawien“, fürchtet Bernardin Mungul Diaka, Ex-Gouverneur von Kinshasa und prominenter Mobutu-Kritiker.

Israel

„Ich trickse nicht herum“

Auch nach 100 Tagen im Amt ist der neue Ministerpräsident Benjamin Netanjahu für Israelis und Araber ein Rätsel. Entscheidungsschwäche werfen Gegner ihm vor – mit fatalen Folgen für den nahöstlichen Friedensprozeß. Die Syrer könnten ihn jetzt auf die Probe stellen, auch Arafat warnt vor Kriegsgefahr.



Regierungschef Netanjahu am New Yorker Grab des „Lubawitscher Rebbe“: „Du wirst gewinnen“

In New York hatte Benjamin Netanjahu eine Verabredung mit dem Messias. Weil der israelische Ministerpräsident mit großer Begleitung anreiste und nicht wenige Gläubige dem Ereignis beiwohnen wollten, brach im Stadtteil Queens für einige Zeit der Verkehr zusammen.

Zwei volle Stunden weilte Netanjahu am Grab des „Lubawitscher Rebbe“ Menachem Mendel Schneerson, las Psalmen, pries den Toten als Lehrer und Propheten. Zwar teilt nur eine kleine Minderheit der Juden die Überzeugung ihrer chassidischen Glaubensbrüder, daß es sich bei Schneerson, der vor zwei Jahren starb, tatsächlich um den Welterlöser handelt.

Aber Netanjahu glaubt an ihn. „Du wirst gegen 119 Leute zu kämpfen haben“, soll ihm der Lubawitscher Wunder-

rabbi bei ihrer letzten Begegnung mit auf den Weg gegeben haben, „aber du wirst gewinnen.“ 120 Abgeordnete sitzen in der Knesset, und Netanjahu hatte den weisen Mann vor fünf Jahren gefragt, ob er sich um einen Sitz im israelischen Parlament bewerben sollte.

Meint es „Bibi“, wie Netanjahu – gegen seinen Wunsch – halb spöttisch, halb liebevoll genannt wird, ernst mit seiner Frömmigkeit? Oder handelt es sich bei dem Besuch am Grab des verehrten Alten nur um eine Verbeugung vor der einflußreichen Lubawitscher Gemeinde, die entscheidenden Anteil an seinem knappen Wahlsieg vom 29. Mai hatte?

Solange die Sache im ungewissen bleibt, hat der Premier Israels nur Vorteile: Die Frommen wie die Weltlichen können weiter hoffen, daß er einer der Ihren ist.

So liebt es Netanjahu, der diese Woche London, Paris und Bonn besucht: Dinge im ungefähren zu belassen ist, nach 100 Tagen im Amt, zum bestimmenden Prinzip seiner Politik geworden. Vor unmißverständlichen Worten und eindeutigen Entscheidungen schreckt er zurück.

Klare Auskunft erwarten indes seine Gesprächspartner in Europa, die sich Sorgen um die Zukunft des nahöstlichen Friedensprozesses machen. Beunruhigt sind vor allem die Deutschen; sie spendieren in der Europäischen Union das meiste Geld für die Palästinenser. Der Vorsitzende des Autonomierates, Jassir Arafat, warnte die Bonner Regierung vorige Woche vor einer „Erosion“ des Friedensprozesses, wenn sich die israelische „Politik des Verzögerns“ fortsetze.



Eliteoffizier Netanjahu (r.): „Opferbereit gedient“

Netanjahu weiß, daß er Mißtrauen überwinden und Sympathien gewinnen muß. Doch für Gefälligkeiten ist er nicht zu haben, und festlegen möchte er sich schon gar nicht.

Schon erntet er daheim für sein Zaudern Spott: Sein größtes Verdienst, höhnt der *Jerusalem Report*, bestehe darin, daß er „bisher den größten Teil seiner Zeit mit Untätigkeit verbracht“ habe. Unter seinen Anhängern wächst die Enttäuschung, weil er Zusagen nicht einhält.

„Eine Revolution“ hatte er den Israelis im Wahlkampf versprochen, mit der Bestellung eines Kabinetts glänzender Experten sollte die Wende beginnen. Am Ende ergab er sich, wie seine Vorgänger, kleinlichem Koalitionsgezerre.

Die israelische Wirtschaft wollte der konservative Likud-Chef von ihren halbsozialistischen Fesseln aus der Frühzeit des Zionismus befreien. Doch die Privatisierung staatlicher Firmen stellte er nach den ersten Streiks gleich wieder ein.

Wankelmüt werfen dem Regierungschef nun seine Gegner vor – ein seltsamer Kontrast zu der Zielstrebigkeit, mit der er nach der Macht gegriffen hatte. Die kraftlose, von Intrigen gelähmte Likud-Partei eroberte er vor vier Jahren wie ein Börsianer in einer Art feindlicher Übernahme: Zunächst brachte er heimlich die Mehrheit hinter sich, schloß

dann ein Bündnis mit einigen Schlüsselfiguren und wirbelte schließlich Struktur und Personal so lange durcheinander, bis vom alten Apparat nicht mehr viel übrigblieb.

Nach dem Wahlkampf erlahmte die Energie. Netanjahus Entscheidungsschwäche beschwöre ein gefährliches „Machtvakuum“ herauf, das den Judenstaat schon bald in eine „sehr, sehr ernsthafte Krise“ stürzen könne, befand die *New York Times*.

Denn solange es geht, möchte der Regierungschef den Friedensprozeß mit den Palästinensern in der Schwebe halten. Und die Verhandlungen über einen Friedensvertrag mit Syrien versucht er zu verzögern, bis Entscheidungen unumgänglich sind.

Sein hinhaltendes Taktieren führte nun zu einer gefährlichen Machtdemonstration des syrischen Präsidenten Hafis el-Assad. Seit Wochen verlegen die Syrer Truppen in die Nähe der seit 1967 israelisch besetzten Golanhöhen. Entsprechend nervös reagierten Israels Militärs – sie fürchteten einen Handstreich gegen den Berg Hermon, auf dem sie eine elektronische Abhörstation unterhalten.

Der Aufmarsch, kurz vor dem jüdischen Jom-Kippur-Feiertag, weckte böse Erinnerungen an den Überraschungsan-

griff von Syrien und Ägyptern, der Israel zur gleichen Zeit vor 13 Jahren völlig unvorbereitet traf.

An der Eskalation ist Netanjahu nicht unschuldig. Unter seinen Vorgängern Schimon Peres und Jizchak Rabin waren die Geheimverhandlungen über eine Rückgabe des Golan weit gediehen; Assad, frustriert durch die Härte der neuen Regierung in Jerusalem, könnte versucht sein, den festgefahrenen Friedensprozeß durch Gewalt zu ersetzen.

Beunruhigt stellen viele Israelis fest, daß ihr Ministerpräsident ihnen noch immer ein Rätsel ist. „Wohl kaum jemals hat eine Demokratie einen Mann zum Regierungschef gewählt, über dessen Charakter man so gut wie nichts wußte“, sagt der Publizist Uri Avnery.

Erst nach den Wahlen fing die Presse an, sich für die Vergangenheit des 46jährigen zu interessieren. Rätselhaftes und Widersprüchliches kam zutage, das Bild eines Menschen, der in zwei grundverschiedenen Welten zu Hause ist, ohne einer von beiden wirklich anzugehören. Alle, die ihn schon als Kind kannten, haben dafür nur eine Erklärung: den Vater.

Professor Benzion (Sohn Zions) Netanjahu (Gott hat gegeben), 1910 in Warschau geboren, gehörte zu den Ideologen der rechtsextremen „revisionistischen“ jüdischen Bewegung von Wladimir Jabotinsky, so genannt, weil sie die Abtrennung des Ostjordanlandes von Palästina durch die britische Mandatsmacht revidieren wollte.

Seine Kinder lehrte er, wie Familienmitglieder berichten, „das Gefühl, ein Teil der 4000 Jahre alten jüdischen Geschichte“ zu sein. Für Bibi Netanjahus



Israelische Panzer auf den Golanhöhen: Erinnerung an Jom Kippur

* Anfang der siebziger Jahre.

„Niemals volle Souveränität“

Interview mit Israels Premier Benjamin Netanjahu über die Verhandlungen mit den Palästinensern

SPIEGEL: Herr Ministerpräsident, die Araber werfen Ihnen vor, sich nicht an geschlossene Verträge zu halten. Wollen Sie es zum Bruch mit der PLO kommen lassen?

Netanjahu: Nur zur Erinnerung: Vor meiner Wahl hatte es eine Terrorwelle mit mehr als 200 israelischen Opfern gegeben, im Libanon haben wir sogar Krieg gegen die Hisb Allah geführt. Seit einigen Monaten ist nun Ruhe, und wir arbeiten zügig daran, den Friedensprozeß fortzusetzen. Ich habe mich bereits mit Arafat getroffen – früher als viele erwarteten.

SPIEGEL: In Syrien verstärkt Präsident Assad seine Grenztruppen. Ägypten hält Manöver am Suezkanal ab. Arafat warnt vor Kriegsgefahr.

Netanjahu: Da haben wir das Problem. Kaum kommen wir den arabischen Staaten nicht so entgegen, wie sie sich das wünschen, scheinen sie sich plötzlich wieder an den Krieg als politische Option zu erinnern. So geht es doch nicht. Ich halte mich an Anwar el-Sadat, der als ägyptischer Staatschef nach Jerusalem kam. Da waren längst noch nicht alle

Probleme gelöst, dennoch stellte er klipp und klar fest: kein Krieg mehr.

SPIEGEL: Sie sagen, daß Sie sich an die Verträge von Oslo halten wollen. Fühlen Sie sich auch dem Geist des Friedensprozesses verpflichtet, der gegenseitiges Vertrauen voraussetzt?

Netanjahu: Es ist kein Geheimnis, daß meine Partei und ich strikt gegen das Oslo-Abkommen waren, weil wir glaubten, daß es die Sicherheitsinteressen Israels vernachlässigt. Doch nun kann es überhaupt kein Mißverständnis geben: Wir halten die Verträge ein. Die wichtigsten Probleme liegen freilich noch vor uns: die Zukunft Jerusalems und der jüdischen Siedlungen sowie die Frage, ob es einen palästinensischen Staat geben soll. Unsere Antworten werden mit Si-

cherheit anders ausfallen als die meiner Vorgänger.

SPIEGEL: Worauf dürfen die Palästinenser denn hoffen?

Netanjahu: Wir müssen uns etwas einfallen lassen, was es bisher noch nicht gegeben hat, einen völlig neuen Typ von politischem Gebilde. Ein Staat im klassischen Sinn wird der Hoheitsbereich der Palästinenser nicht sein können. Es wird eine Reihe von Beschränkungen der Souveränität geben.

SPIEGEL: Auf was soll Arafat verzichten?

Netanjahu: Es ist völlig unvorstellbar, daß ein palästinensischer Herrscher

Vertreter frei, regieren sich selbst, bestimmen über die Entwicklung ihrer Wirtschaft und Kultur. Ich nenne das Autonomie. Aber: Sie werden nie wieder die Macht haben, die Existenz Israels zu bedrohen.

SPIEGEL: Bei den europäischen Regierungen werden Sie für solche Pläne nicht viel Unterstützung finden.

Netanjahu: Ich werde meine Kollegen in London, Paris und Bonn davon zu überzeugen versuchen, sich mit Vorschlägen für die Lösung gerade dieser Frage zurückzuhalten. Nicht zuletzt deswegen, weil eine volle Souveränität für ein arabisches Palästina weit über

den Nahen Osten hinaus Gefahren heraufbeschwören würde.

SPIEGEL: Wo sollen die Grenzen dieses autonomen Palästina liegen?

Netanjahu: Die Abmachung von Oslo unterscheidet zwischen Autonomiegebieten und Sicherheitszonen. Die Autonomiegebiete sollten da liegen, wo die Palästinenser wohnen; für die Sicherheitszonen verbleiben die eher unbesiedelten Gebiete – nicht zufällig liegen genau dort die jüdischen Siedlungen.

SPIEGEL: Sie sind der erste israelische Regierungschef, der nach dem Holocaust geboren wurde, und zugleich der erste Likud-Premier, der Deutschland besucht. Repräsentieren Sie eine neue Generation von Israelis?

Netanjahu: Ja, ich stehe für eine neue Generation, aber ich löse mich nicht von den Erfahrungen meiner Vorfahren. Die Beziehung zwischen Israel und Deutschland basiert auf dem größten Trauma des jüdischen Volkes in den letzten 2000 Jahren. Daran werden wir uns auch in einigen tausend Jahren erinnern. Gleichzeitig ist dadurch eine einzigartige Beziehung entstanden. Alle deutschen Kanzler seit Adenauer haben die besondere Verantwortung Deutschlands gegenüber Israel anerkannt.



Partner Arafat, Netanjahu: „Plötzlich wieder Krieg als Option“

eine Armee mit Panzern, Raketen und Flugzeugen befehligt. Er wird keine Militärbündnisse etwa mit Iran oder dem Irak schließen dürfen. Die Palästinenser werden nicht die alleinige Hoheit über ihre Grenzen haben: Das würde im Nu dazu führen, daß sie Millionen von Flüchtlingen hereinlassen. Und wir werden ihnen nicht erlauben können, die unterirdischen Wasserreserven im Westjordanland für sich zu nutzen.

SPIEGEL: Arafat kann sich doch nicht mit einem Palästina von Israels Gnaden abfinden.

Netanjahu: Die Palästinenser sollen einen eigenen politischen Verantwortungsbereich haben, in dem sie alle Elemente einer zivilen Gesellschaft selbst regeln können: Sie wählen ihre

Vater hörte „Erez Israel“ keineswegs am Jordan auf. Um die Araber aus Palästina zu vertreiben, wollte er notfalls „200 Jahre Krieg“ in Kauf nehmen.

Weil er sich vom – damals überwiegend linken – jüdischen Establishment verstoßen fühlte, verließ der radikale Zionist zusammen mit seiner Familie 1963 Israel, Benjamin war 13 Jahre alt. Und obwohl Benzion Netanjahu an einem College in Philadelphia Leiter der Abteilung für semitische Sprachen wurde, sprach man zu Hause fortan englisch.

In den USA besuchte Benjamin Netanjahu nicht etwa eine jüdische Schule, sondern eine US-High-School. Der American Way of Life wurde zum Ideal des jungen Mannes. Die Sommerferien je-

In den Sommerferien Zionist, sonst ein amerikanischer Teenager

doch verbrachte er stets in Israel, und hier erwies er sich im Freundeskreis und im Pfadfinderlager als der pflichtbewußte Sohn seines verbitterten Vaters. Seine Altersgenossen haben ihn als „ernst und strebsam“ in Erinnerung, als strammen Patrioten mit „sehr weit rechts stehenden Ansichten“.

Über Jahre pendelte Netanjahu so zwischen verschiedenen Identitäten – im Sommer glühender Zionist, für den Rest des Jahres ein amerikanischer Teenager. Offenbar hat Netanjahu dabei seine politische Doppelnatur entwickelt: Israels Regierungschef ist Ideologe und Pragmatiker zugleich.

Während seine amerikanischen Altersgenossen nach Woodstock pilgerten, wurde Netanjahu Soldat der israelischen Eliteeinheit Sajeret Matkal. Aus dem Sechstagekrieg 1967 und fünf Jahren Wehrdienst ging er als hochdekoriertes Soldat hervor. Dennoch kehrte er wieder in die USA zurück. Um dort besser voranzukommen, nahm er die amerikanische Staatsbürgerschaft an und benutzte einen neuen Namen: Benjamin Nitai.

Netanjahu reagiert gereizt, wenn er als der „erste amerikanische Regierungschef Israels“ bezeichnet wird. Wohl vernimmt er gern, daß er das Medium Fernsehen beherrsche wie kein zweiter israelischer Politiker. Doch stets hört er dabei den Vorwurf heraus, er habe aus eigennützigen Motiven dem bedrängten Staat über lange Jahre den Rücken gekehrt.

Als israelische Journalisten ihm nach der Wahl einige undurchsichtige Punkte seines amerikanischen Lebensabschnitts vorhielten, etwa eine Tätigkeit für die CIA vermuteten, sorgte er nicht für Aufklärung, sondern verbat sich anrühige Unterstellungen – als Mitglied einer Familie, „deren Söhne dem Staat treu und opferbereit auf dem Schlachtfeld, im Öf-

fentlichen Dienst und an der politischen Front gedient haben“.

Ginge es allein nach ihm, käme das Oslo-Abkommen keinen Millimeter voran. Die Zugeständnisse seiner Vorgänger Peres und Rabin gehen ihm viel zu weit. Wo er kann, versucht Netanjahu zu bremsen: Der Teilabzug der israelischen Truppen aus dem palästinensischen Hebron – längst beschlossene Sache – soll neu verhandelt werden. Der weitere Rückzug der Armee aus unbewohnten Gebieten des Westjordanlandes, der laut Vertrag am 7. September beginnen sollte, wurde erst mal gestoppt.

Wenn Netanjahu auch keinen Plan zur Befriedung des Nahostkonflikts hat, wie ihm oft unterstellt wird, so folgt sein Vorgehen doch einem System. Er ist überzeugt, daß nur Härte die Basis für eine Friedenslösung schaffen kann: Je weniger Israel zu geben bereit sei, desto weniger würden die Araber fordern.

Doch anders als alte Likud-Chauvinisten weiß Netanjahu, wann er ideologische Vorgaben vergessen muß. Mehrmals hatte der junge Likud-Chef, damals noch in der Opposition, erklärt, er werde das Osloer „Abkommen mit der PLO nicht anerkennen“ – mittlerweile hat er es als Grundlage seiner Außenpolitik akzeptiert. Mit dem „notorischen Lügner Arafat“ werde er sich „nicht treffen“, hatte er noch im Februar dieses Jahres getönt. Seit dem 4. September, als er Arafat traf, ist auch dieser Schwur gebrochen.

Soviel Wendigkeit hat bei Palästinensern und Israelis schon den Verdacht genährt, Netanjahu müsse nur kräftig unter Druck gesetzt werden, dann sei mit ihm jeder Handel zu machen.

Aber welcher Druck wird stärker sein? Der, den die Siedler und die Extremisten in seiner Regierung ausüben? Oder das Bedürfnis so vieler Israelis, nach sechs Kriegen endlich Ruhe zu haben?

Weil er heute dieses und bei nächster Gelegenheit das Gegenteil sage, stecke Netanjahu mitten in einer „Glaubwürdigkeitskrise“, glaubt das Tel Aviver Blatt *Maariv*. Auch dem Premier selbst ist aufgegangen, daß kleine Zugeständnisse und Gesten nicht reichen, um die Welt zu beruhigen. So mußte er nach dem Handschlag mit Arafat seine Ernsthaftigkeit eigens unterstreichen: „Ich trickse nicht herum.“

Die PLO versucht derweil, ihrem Widerpart positive Seiten abzugewinnen. Abkommen der Palästinenser mit Netanjahu hätten „größeren Wert“ als die Verträge mit Peres und Rabin, die nur mit den Stimmen der arabischen Minderheit in Israel regieren konnten, meint ein enger Arafat-Vertrauter. Wenn Netanjahu Frieden schließe, dann stehe auch die Mehrheit der Juden dazu.

Nur: Niemand weiß, ob Netanjahu jemals ein Abkommen mit Arafat schließen wird.

„Die zweite Mutter aller Pleiten“

Ägyptens Präsident Husni Mubarak über den Frieden im Nahen Osten



Mubarak, SPIEGEL-Redakteur*: „Bagdad lügt sich selbst in die Tasche“

SPIEGEL: Herr Präsident, vor fünf Jahren machte fast die ganze Welt unter amerikanischer Führung geschlossen Front gegen den irakischen Präsidenten Saddam Hussein. Heute gehen fast alle ehemaligen Koalitionspartner zu den Amerikanern in ihrem Konflikt mit dem Irak auf Distanz, auch Ägypten. Warum ist die Allianz zerbrochen?

Mubarak: Was 1990 geschah, läßt sich mit der jetzigen Situation nicht vergleichen. Damals hatte der Irak ein arabisches Nachbarland – Kuwait – besetzt und gewaltsam annektiert. Das war ein brutaler Verstoß gegen die Uno-Charta und die Prinzipien der Arabischen Liga. Die arabischen Staaten waren geradezu gezwungen, aufgrund des gemeinsamen

Verteidigungsabkommens sofort einzuschreiten, um Kuwait seine uneingeschränkte Souveränität zurückzugeben.

SPIEGEL: Diesmal hat Saddam militärisch in der internationalen Kurden-Schutzzone interveniert – kein Verstoß gegen Uno-Resolutionen?

Mubarak: Saddam Hussein sollte die Uno-Resolutionen strikt beachten, wenn ihm am Wohlergehen seines Volkes liegt. Den Irak jetzt anzugreifen führt aber zu einer weiteren Verschlechterung der Lebensbedingungen des irakischen Volkes, das unter den Uno-Sanktionen schon schwer genug zu leiden hat. Nein, so etwas können wir nicht unterstützen.

SPIEGEL: Die USA haben nur rein militärische Ziele angegriffen. Sie haben offensichtlich Saddam, dessen Gewaltherrschaft sich in den letzten fünf Jahren kaum geändert hat, eine Lektion erteilen wollen.

* Volkhard Windfuhr in der Sommerresidenz Burg el-Arab.

Mubarak: Obwohl der Irak das reichste Land, vielleicht sogar der Brotkorb der arabischen Welt sein könnte, geht es den Menschen im Irak seit dem Golfkrieg unglaublich schlecht. Wenn Saddam sich nicht an die internationalen Auflagen hält, setzt er sich selbst, vor allem aber sein Volk, weiteren Entbehrungen und Sanktionen aus.

SPIEGEL: Was hat der Einsatz amerikanischer Marschflugkörper bewirkt?

Mubarak: Gestern besuchte mich der Informationsminister Kuweits und teilte mir mit, daß der Irak Truppenverbände in der Nähe der Grenze zusammengezogen habe. Wen wundert es, daß unsere Brüder in Kuwait es gleich mit der Angst zu tun bekamen? Die Erinnerung an den Einfall der irakischen Armee ist noch frisch. Die Amerikaner weiteten deshalb die Flugverbotszone über dem Südirak bis an den Stadtrand von Bagdad aus, um sicherzustellen, daß die Iraker keine Kampfverbände mit Luftunterstützung gegen Kuwait in Marsch setzen.

SPIEGEL: War denn Kuwait ernsthaft bedroht? Für die Kurden im Norden des Irak haben die USA nichts getan.

Mubarak: Tja, die Amerikaner sagten, sie hätten im Süden zugeschlagen, um eine Gefahr für den Norden abzuwenden – ich sehe da auch nicht ganz klar.

SPIEGEL: Hatten die USA Sie gebeten, sich an ihren jüngsten Aktionen gegen den Irak zu beteiligen?

Mubarak: Nein, in keiner Weise.

SPIEGEL: Auch nicht mit logistischer Unterstützung oder dem Erteilen von Überflugrechten?

Mubarak: Nichts, gar nichts.

SPIEGEL: Präsident Clinton hat die US-Truppen in der Region verstärkt. Wenn sie den Irak wieder angreifen, wie werden Sie sich verhalten?

Mubarak: Wir und mit uns die ganze Welt wenden uns dagegen, daß das irakische Volk noch mehr zu leiden hat.

SPIEGEL: Im Alleingang, ohne arabische Rückenbedeckung, können die USA den Konflikt mit dem Irak schwerlich weiter verschärfen. Kann sich Saddam Hussein da nicht zu Recht rühmen, sich gegen die Supermacht Amerika behauptet zu haben? Nicht nur in den Augen vieler Araber scheint er aus dem Schlagabtausch gestärkt hervorgegangen zu sein.

Mubarak: Inwiefern gestärkt? Worin besteht sein vermeintlicher Sieg? Schauen Sie doch mal genau hin: Amerika hat die Flugverbotszone ausgedehnt, was der Irak hinnehmen mußte. Darüber hinaus zerstörten die amerikanischen Geschosse Einrichtungen der irakischen Luftverteidigung. Wenn Bagdad das einen Sieg nennt, lügt es sich in die eigene Tasche.

SPIEGEL: Saddam hat den jüngsten Zusammenstoß mit den USA die „zweite Mutter aller Schlachten“ genannt ...

Mubarak: ... na ja, die „zweite Mutter aller Pleiten“ wäre passender.



C. LEROY / GAMMA / STUDIO X

Diktator Saddam Hussein

Sie aus Ihrem Haus vertreibt, Sie auf die Straße wirft und, nachdem er schließlich zum Rückzug gezwungen worden ist, all Ihre Ölfelder in Brand steckt?

SPIEGEL: Es wäre also möglich, daß Saddam Hussein ein zweites Kuwait-Abenteuer riskieren würde, sobald sich eine passende Gelegenheit böte?

Mubarak: Er ist unberechenbar, leider.

SPIEGEL: Im Norden des Irak hat sich das Vorgehen Saddams offenbar ausgezahlt. Das autonome Kurdengebiet, das seit über fünf Jahren keine festen Bindungen mit der Zentralregierung in Bagdad mehr unterhielt, steht wieder unter seiner Kontrolle.

Mubarak: Die Kurden sind in einen Bürgerkrieg verstrickt, da wollte Washington nicht eingreifen. Aber es sollte allen klar

sein, daß weder Ägypten noch irgendein anderes arabisches Land eine Teilung des Irak hinnehmen wird. Auch die Vereinigten Staaten haben sich für den Fortbestand eines ungeteilten Irak ausgesprochen. Eine Zersplitterung des Irak in Zonen und Einflußsphären würde das Gleichgewicht im gesamten Nahen Osten stören, damit wäre niemandem gedient.

SPIEGEL: Haben Sie Verständnis für den Wunsch der Kurden, Herr über ihre eigenen Geschicke zu sein wie alle Völker in der Region?

Mubarak: Es gibt Prinzipien, die für alle Völker gelten. Wenn die Kurden Probleme mit den Regierungen der Staaten haben, auf deren Territorium sie leben, sollten sie sich



AFP / DPA

US-Soldat in Kuwait: „Unsere Brüder bekamen es mit der Angst zu tun“

bemühen, ihre Anliegen auf dem Verhandlungsweg zu lösen. Das hat auch anderswo auf der Welt zum Erfolg geführt.

SPIEGEL: Die Amerikaner scheinen entschlossen, den Irak so lange in Acht und Bann zu halten, wie Saddam Hussein an der Macht ist. Muß er erst zurücktreten, bevor Ruhe einkehren kann?

Mubarak: Wissen Sie, die Spielregeln im Irak folgen eigenen Gesetzen. Präsidenten treten dort nicht zurück.

SPIEGEL: Unter welchen Voraussetzungen kann der Irak denn wieder in die arabische und in die internationale Völkergemeinschaft aufgenommen werden?

Mubarak: Was soll ich da sagen? Niemand in der arabischen Welt hat Vertrauen in Saddam Hussein.

SPIEGEL: Wäre es besser, wenn Washington den Irak sich selbst überließe, statt sich als eine Art Weltgondarm aufzuführen?

Mubarak: Die Vereinigten Staaten sind gegenwärtig die einzige Supermacht, deshalb kommt auf sie jetzt besonders viel Verantwortung zu. Das ist die neue Weltordnung, die allerdings auch eine Menge Feingefühl erfordert. Worauf es ankommt, ist das Gebot, nicht mit zweierlei Maß zu messen. Wer sich ungerecht behandelt fühlt, bäumt sich auf, es kommt zu Turbulenzen und Terror.

SPIEGEL: Davon gibt es im Nahen Osten ja mehr als genug. Die Palästinenser sind verbittert, der Friedensprozeß mit Israel ist blockiert, seit der nationalistische Ministerpräsident Benjamin Netanjahu in Jerusalem regiert.

Mubarak: Israel hätte sich beispielsweise vom 7. September an aus den als „Zone C“ ausgewiesenen Gebieten im Westjordanland weiter zurückziehen müssen, aus der Großstadt Hebron sogar schon vor mehreren Monaten.

SPIEGEL: Netanjahu konfrontierte die Palästinenser mit einem klaren Nein zum vereinbarten Siedlungsstopp und zur Schaffung eines palästinensischen Staates ...

Mubarak: ... und genau dieses Nein wiederholte er auch in Washington. Dann kam er nach Kairo und versprach mir, sich an alle Abmachungen halten zu wollen, die seine Vorgänger Jizchak Rabin und Schimon Peres mit der PLO ausgehandelt hatten. Doch er hielt sein Versprechen nicht.

SPIEGEL: Will er die Aussöhnung mit den Palästinensern nicht, oder braucht er nur Zeit, bis der Widerstand gegen den Friedensprozeß in seinen eigenen Reihen nachläßt?

Mubarak: Wir beschwichtigten die Heißsporne und hofften, Netanjahu werde das vorgezeichnete Friedensprozedere einhalten. Aber er tat es nicht, im Gegenteil: Kaum aus Kairo zurück, posaunte er in die Welt hinaus, daß Israel die mit den Palästinensern erzielten und von seinen Vorgängern gebilligten Verhandlungser-

gebnisse nicht übernehmen könne; er wolle alles neu verhandeln – stellen Sie sich die Tragweite solch wilder Erklärungen vor.

SPIEGEL: Immerhin hat er Syrien Gespräche angeboten, ohne Vorbedingungen.

Mubarak: Moment mal: Netanjahu fordert die Syrer zu Friedensverhandlungen auf, läßt sie aber gleichzeitig wissen, daß die Rückgabe der Golanhöhen nicht zur Debatte stehe. Worüber, in Gottes Namen, sollen die Syrer dann noch verhandeln?

SPIEGEL: Wer kann den Karren wieder flottmachen? Die Amerikaner?

Mubarak: Die haben Wahlkampf und im Augenblick andere Sorgen. Israel und

„Netanjahu riskiert den Ausbruch einer neuen Intifada“

Amerika könnten viel tun, um den Frieden zu retten. Sie sollten zum Beispiel dazu beitragen, daß der Nahost-Wirtschaftsgipfel, der im November in Kairo stattfindet und den Völkern dieses Raums neue Hoffnung auf eine bessere Zukunft vermitteln soll, ein Erfolg wird. Vor allem aber rufe ich Netanjahu dazu auf, die in Washington und Kairo unterschriebenen Verträge mit den Palästinensern zu respektieren und das Prinzip „Land für Frieden“ einzuhalten.

SPIEGEL: Wie soll es weitergehen, wenn die Regierung in Jerusalem sich weiterhin vor den Verpflichtungen drückt, die sich aus den israelisch-palästinensischen Verträgen ergeben?

Mubarak: Ich fürchte, daß der Friedensprozeß zusammenbricht, wenn Netanjahu nicht Vernunft walten läßt. Die Ansammlung von Zeitbomben wie der ungebremste Bau jüdischer Siedlungen im Westjordanland und das Ignorieren von Verträgen wird über kurz oder lang zum Ausbruch einer neuen Intifada führen. Und diesmal wird es nicht beim Werfen von Steinen bleiben.

SPIEGEL: Sondern?

Mubarak: Dann geht alles drunter und drüber, Terror wird um sich greifen, und der Nahe Osten wird vor einer Katastrophe stehen. Die im wesentlichen von iranischen und sudanesischen Hintermännern ausgehaltenen Terroristen erhalten unweigerlich Auftrieb, je weiter die Friedenshoffnungen in die Ferne rücken und je unnachgiebiger sich die israelische Regierung verhält.

SPIEGEL: Ein düsteres Zukunftsbild. Gibt es keinen Schlüssel zum Frieden im Nahen Osten?

Mubarak: Der Schlüssel zum Frieden ist die öffentliche Meinung in Israel.

SPIEGEL: Herr Präsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Siegesgewisse Moslems: Die im Krieg gezogenen Grenzen mit der Wahl besiegelt

Bosnien

Ins Ehebett

Bei den Wahlen triumphierten die Nationalisten, im Staatspräsidium sitzen drei Todfeinde. Die Einheit des Landes bleibt eine Fiktion.

Momčilo Krajišnik, fanatischer Moslemhasser und radikaler Verfechter der großserbischen Idee, hatte gleich nach seiner Wahl zum Vizepräsidenten eine bizarre Idee: Er verlangte die Verlegung der wichtigsten Regierungsgebäude aus der Hauptstadt Sarajevo, die ihm als reines Moslemterrain gilt.

„Da wir nicht mehr zusammenleben können“, begründete er seinen Plan, „darf ein Volksvertreter auch nicht gezwungen werden, im Feindesland seinen Amtsgeschäften nachzugehen.“ Deshalb sollten das Staatspräsidium, das Parlament, das Verfassungsgericht und die Zentralbank in neue Gebäude umziehen – die müßten direkt an der Waffenstillstandslinie

zwischen Serben und Moslems errichtet werden.

Den Soldaten der internationalen Friedenstruppe will der Serbenführer dabei eine besondere Rolle zuweisen: Sie könnten sich als Maurer betätigen und dafür sorgen, daß die Gebäude zwei getrennte Eingänge bekämen: einen für Moslems und Kroaten, einen für Serben.

Solche Apartheid wäre die Folge jener vermeintlich korrekten Wahl, die auch sonst noch allerlei Ungereimtheiten zeitigte. So waren bei der Präsidentenwahl am vorletzten Wochenende 3,9 Prozent mehr Stimmen abgegeben worden, als es Stimmberechtigte gab. Die gesamtbosnische Volksbefragung, von der internationalen Gemeinschaft als Meilenstein auf dem Weg zum Frieden gedacht, endete mit einem politischen Fiasko. Denn sie zwingt zusammen, was nicht mehr zusammengehört: drei verfeindete Völker,

die vier Jahre lang unter schrecklichen Opfern Krieg gegen die Zivilbevölkerung führten, um sich voneinander zu trennen.

Den Wahlkampf hatten Serben, Moslems und Kroaten gleichermaßen mit Erinnerungen an Haß und Gewalt geführt. Radio Pale, der Sender der Serben, strahlte pausenlos Aufrufe aller serbischen Parteien aus, die Wähler sollten nicht an der Urne gefährden, was sie zuvor mit Blut gewonnen hätten.

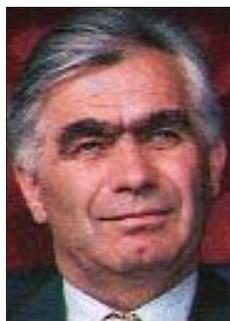
Moslemführer Alija Izetbegović, 71, der sich am Ende knapp vor Krajišnik, 51, als erster gesamtbosnischer Präsident behauptete, pries die Verdienste seiner Partei um die Bewaffnung der Moslems, entgegen allen Embargo-Bestimmungen.

Und der Kroat Kresimir Zubak, 47, dritter Mann im neugewählten Staatspräsidium, warf der Izetbegović-Partei Fundamentalismus vor: „Die moslemischen Führer sollten aufhören, von ihrem

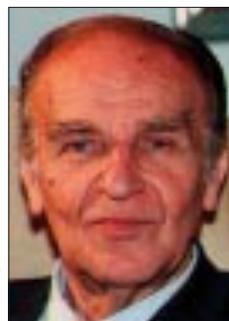
Dschihad zu träumen, von einer grünen Achse durch Bosnien und einem Zugang zum Meer.“

Dieses Triumvirat, das nur im Konsens entscheiden kann und dabei lediglich für Außenpolitik, Außenhandel und den Haushaltsentwurf zuständig ist, soll nun Bosnien regieren.

Nach dem Dayton-Vertrag ist Izetbegović für



KOKOVIC / SIPA



S. SPIEGEL



F. DÄRCHINGER

Führungstriumvirat Krajišnik, Izetbegović, Zubak

zwei Jahre gewählt. Dagegen beruft sich der Serbe Krajišnik auf die ebenfalls geltende bosnische Verfassung, die eine Rotation im Vorsitz des Staatspräsidiums vorsieht. Schon im Mai 1997 will er den Moslem ablösen, im Winter darauf solle der Drittplazierte, der Kroat Zubač, das Gremium leiten. Spätestens dann könnten der Kroat und der Serbe sich gegen Izetbegović verbrüdern und längst ausgeheckten Sezessionsplänen nachgehen – um mit politischen Mitteln zu erreichen, was ihnen im Krieg versagt blieb.

So haben die Wahlen, die eigentlich die Einheit Bosniens wiederherstellen sollten, nur die im Krieg gezogenen Grenzen besiegelt. Dabei hatte im vergangenen November alles so erfolgversprechend begonnen. Feierlich verpflichteten sich damals die drei Konfliktparteien auf dem US-Luftwaffenstützpunkt Dayton, aus dem zerrissenen Land einen demokratischen Vielvölkerstaat mit gleichen Rechten für Moslems, Serben und Kroaten erstehen zu lassen.

Sie wollten sich dafür einsetzen, heuchelten die Bosnien-Vertreter Krajišnik und Zubač den internationalen Balkanvermittlern vor, das Entstehen stabiler gesamtstaatlicher Institutionen durch die Wahlen vom 14. September zu sichern.

Doch vor heimischem Publikum klangen die Töne anders. Seine Landsleute wußten, was sie nicht wollten, erklärte Krajišnik kürzlich – „ein Zusammenleben mit Kroaten und Moslems“. Sein Endziel beschrieb er mit einem blumigen Vergleich: „Unser Land ist wie ein 16jähriges Mädchen mit hübschen Locken, das sich wie ein widerspenstiger Teenager aufführt. Doch wir werden es so schnell wie möglich auf die Ehe vorbereiten, auf die Vereinigung der serbischen Länder.“

Krajišnik, ehemals Finanzdirektor der Firma Energoinvest, war 1992 zum Parlamentspräsidenten der „Republika Srpska“ in Bosnien ernannt worden, seitdem führte er sich als militanter Kriegstreiber auf. Er und Radovan Karadžić, der mit internationalem Haftbefehl gesuchte bosnische Serbenführer, gelten als unzertrennlich. Krajišnik soll seinem Freund ein Wochenendhaus in Pale mit öffentlichen Mitteln finanziert haben; Ermittlungen wegen Veruntreuung wurden aus Mangel an Beweisen eingestellt.

Auch der Kroat Zubač ließ im Wahlkampf keine Gelegenheit aus, seine Landsleute von der „schicksalhaften Notwendigkeit“ zu überzeugen, den südlichen Landesteil Bosniens, die traditionell kroatisch besiedelte Herzegowina, dem Mutterland zuzuschlagen. „Seit dem Mittelalter wollen diese Bergtürken uns vernichten“, hetzte Zubač vor jubelnden Anhängern gegen die Moslems, „doch unser Land geben wir niemals her.“

Für das Mehrheitsvolk Bosniens bleibt in Zubačs Balkanvision nur ein Zwerg-

staat Sarajevo – eingeklemmt zwischen Großkroatien und Großserbien. „Mit Kroatien im Rücken werden wir diese blutrünstigen Horden abschütteln, das wünscht auch Europa“, versprach der Mann, der nun gleichberechtigt im Staatspräsidium sitzt.

Zweifel an Dayton sind längst auch den internationalen Vermittlern gekommen. Michael Steiner, deutscher Vertreter des EU-Koordinators Carl Bildt: „Wenn alle drei Völker auseinanderstreben, haben wir keine Chance mehr.“

Die moslemischen Bosnier fühlen sich von Europa im Stich gelassen und rücken deshalb immer deutlicher von ihrer Zusa-

Im Parlament bleiben Chauvinisten und Scharfmacher unter sich

ge ab, eine multi-ethnische Gesellschaft zu tolerieren: Wer mutmaßliche Kriegsverbrecher unbehelligt lasse, wer Flucht und Vertreibung akzeptiere und wer es so eilig habe wie die Amerikaner, seine Truppen aus Bosnien wieder abzuziehen, dem sei die Zukunft des Landes letztlich egal.

So haben auch die Moslems – daheim, als Flüchtlinge in Deutschland oder versprengt im eigenen Land – für das Naheliegende gestimmt: die Nationalisten. EU-Emissär Bildt hat längst festgestellt, daß Kroaten und Serben aus Sarajevo vergrault werden. Die gemischte Polizei, zum Schutz der verbliebenen Minderheiten geschaffen, hat sich aufgelöst – sie bestand zuletzt nur noch aus Moslems.

In allen Landesteilen stimmte lediglich eine winzige Minderheit, in manchen Kreisen nicht mehr als ein bis drei Prozent, für bürgerliche und liberale Parteien. Von den Chauvinisten verdrängt, ist das Häuflein aufrechter Demokraten und liberaler Reformen im Parlament so gut wie nicht mehr vertreten – die Krieger bleiben unter sich. Eine Ausnahme bilden nur die Stadtparlamente von Sarajevo, Tuzla und Banja Luka.

Selbst in Mostar, das schon vor zwei Jahren in einem Modellversuch unter EU-Verwaltung gestellt wurde und üppigere Wiederaufbauhilfen als alle anderen Regionen erhielt, stehen sich Moslems und Kroaten unversöhnlich gegenüber.

Auf der kroatischen Westseite der geteilten Stadt wurden mit über 95 Prozent der Stimmen jene Scharfmacher ins Kantonsparlament gewählt, die sich gewalttätig gegen jeden Versuch stemmen, das moslemische Ghetto im Ostteil zu öffnen. Die Freizügigkeit im gesamten Stadtgebiet, von der EU im Prinzip garantiert, ist eine Fiktion.

Im Siegesrausch brüllten die Zubač-Anhänger am Tag nach der Wahl: „Kommt nur rüber, ihr neuen Volksvertreter, wir knallen euch ab.“ □

Korea

Gestrandete Helden

Befanden sich an Bord des havarierten nordkoreanischen U-Boots tatsächlich Agenten? Oder war es nur ein Unfall?

Wenn es um das Aufspüren feindlicher Agenten geht, hat sich Südkoreas Regierung schon immer großzügig gezeigt, nie zuvor jedoch dermaßen spendabel: 150 Millionen Won, fast 290 000 Mark, wird der Taxifahrer Lee Jin Gyu einstreichen können, ein Vermögen als Kopfgeld. Er verschaffte den Politikern seines Landes dafür allerdings auch einen Propaganda-Coup, wie ihn Seoul gegen den verfeindeten Bruderstaat im Norden seit Jahren nicht mehr vorzuweisen hatte.

Kurz nach Mitternacht vergangenen Mittwoch hatte Lee, 37, eine Überlandtour zu fahren. In der Nähe der Stadt Kangnung, etwa hundert Kilometer südlich der demilitarisierten Zone, die das kapitalistische Südkorea vom kommunistischen Nordkorea trennt, sah er im Lichtkegel seines Wagens plötzlich „eine Gruppe junger Männer mit kurzgeschnittenen Haaren; sie waren irgendwie militärisch gekleidet“. Lee stutzte. Deshalb kehrte er gut eine Stunde später zurück

und fuhr die Küstenstraße langsam ab: „Ich ging runter zum Meer und sah etwas in der Form wie ein Delphin. Ich sah Lichter und hörte Schreie.“ Lee alarmierte die Polizei.

Der vermeintliche Delphin erwies sich als „Hai“: ein 325-Tonnen-U-Boot der Sang-O(Hai)-Klasse, 34 Meter lang, fast 4 Meter breit. Das Boot war 30 Meter vor der Küste auf Felsen gelaufen und dümpelte hilflos in der Dünung.

Die Besatzung hatte offenbar, so ergaben spätere Untersuchungen, noch Feuer an Bord gelegt, um geheimes Material zu vernichten, und sich dann überstürzt an Land abgesetzt.

Wann genau das Schiff gestrandet war, blieb unklar: Ein militärischer Küstenwachposten nur etwa hundert Meter entfernt war in der fraglichen Nacht nicht besetzt. Die Nationalität des mit einer Tarnschicht gegen Radar-Ortung überzogenen U-Boots aber konnte sofort bestimmt werden: An Bord fand sich Kaugummi aus der Demokratischen Volksrepublik Korea; das Boot ist eine Eigenkonstruktion Pjöngjangs.

An der Ostküste Südkoreas, dessen Bevölkerung in ständiger Furcht vor Provokateuren, Spionen und Terroristen aus dem stalinistischen Norden des geteilten Landes lebt, begann die große Agentenjagd. Dorfbewohner meldeten mal hier „zwei Fremde in Uniform“, mal dort einen „Verdächtigen, der sich als Karatelehrer ausgab“ und mit einem Baseballschläger um sich schlug.

Der telefonische Tip einer Frau, ein Unbekannter mit nordkoreanischem Akzent unterhalte sich mit einem Bauern auf dem Feld, brachte Erfolg: Die Dorfpolizei verhaftete Lee Kwang Su, 31, Be-



Erschossene Nordkoreaner: „Kaum kaschierte Hinrichtungen“

FOTOS: AP

satzungsmitglied des Havaristen. Die Denunziantin darf auf eine Belohnung von 100 Millionen Won hoffen.

Der Gefangene habe anfangs nicht reden wollen, weil er Repressalien gegen seine Familie im Norden befürchtete, berichtete General Shin Sang Kil vom Verteidigungsministerium in Seoul über die Verhöre, „aber nachdem wir ihn vier Flaschen Schnaps hatten trinken lassen, machte er den Mund auf“.

Lees Aussagen zufolge war das U-Boot am Montag im nordkoreanischen Wonsan ausgelaufen. Ab Dienstag nachmittag sei es wegen eines Maschinenschadens manövrierunfähig auf die Küste zugetrieben, wo es schließlich in der Nacht strandete. An Bord seien 26 Personen gewesen – 21 Mann Besatzung und 5 „Spezialisten“, mit Sturmgewehren sowie Handgranaten bewaffnet und zur Tar-

sigen Fund: Zehn junge Nordkoreaner, anscheinend alle erst knapp 20 Jahre alt, ihren Turnschuhen nach Angehörige der Bootscrew, lagen wie aufgereiht tot da – jeder mit Kopfschuß von hinten getötet; etwas abseits ein Älterer, wahrscheinlich Offizier, auch tot durch Kopfschuß, eine Pistole neben sich.

War dies, wie die Militärführung in Seoul es zunächst bezeichnete, ein „kollektiver Selbstmord“ – der Offizier erschießt seine Mannschaft mit deren Einwilligung, dann sich selbst in auswegloser Lage?

Zwei Tage später berichtete der staatliche Fernsehsender KBS in Seoul dann, alle elf Nordkoreaner seien mit einem AK-47-Sturmgewehr exekutiert worden, entsprechende Geschobhülsen lagen auf der Leichtung verstreut. Die Tatwaffe selbst wurde nicht gefunden. Das AK-47

oder auf Friedhöfen zu verstecken, gingen sie offen auf Dorfbewohner zu und bettelten um Nahrung.

Möglicherweise, mutmaßen die Experten, hatten die Männer an Bord unterschiedliche Aufgaben; vielleicht waren einige Auszubildende darunter; ein Teil der Mission könnte auch der Erkundung militärischer Objekte an Südkoreas Nordostküste gedient haben. Daß jedoch tatsächlich Agenten unter ihnen waren, ergab sich aus einem Zettel, der an Bord gefunden wurde: „Wir Helden werden niemals sterben und mit triumphalen Ergebnissen ins Heimatland zurückkehren“, stand handschriftlich darauf.

„Dies ist ein klarer und ernster Bruch des Waffenstillstandsabkommens“, urteilte der Sprecher des Verteidigungsministeriums Yoon Chang Ro in Seoul und erklärte, bei dem Hai auf dem Felsen handele es sich nach der Statistik seines Hauses um den „310. nordkoreanischen Versuch seit 1970, Spione oder bewaffnete Agenten in den Süden einzuschleusen“.

Beim letzten Versuch, so viele Männer auf einmal so tief in Feindesland zu bringen, war das 31-Mann-Team einer Spezialeinheit bis zu 800 Meter an den Präsidentenpalast herangekommen – auch damals, 1968, trugen die Nordkoreaner Uniformen des südkoreanischen Klassenfeindes.

Für Südkoreas Präsidenten Kim Young Sam war alles ein Beweis, daß „Pjöngjang seine Illusion noch nicht aufgegeben hat, die Halbinsel unter dem Zeichen des Kommunismus zwangszuvereinigen“.

Hunderte militärisch geschulter Spione und

Saboteure sollen in Pjöngjangs Auftrag ständig im Süden operieren. Der Überläufer Ahn Myong Jin, ehemals Mitglied eines nordkoreanischen Spezialkommandos, bekräftigt: „Sechs Einheiten im Norden schicken jährlich mindestens 70 Agenten los.“ Doch üblicherweise würden Eindringlinge weit vor der Küste ausgesetzt. Diesmal „haben sie einfach Pech gehabt“, meinte ein ausländischer Diplomat in Seoul. Das Regime in Pjöngjang verweigerte jeden Kommentar zu dem mysteriösen Vorfall.

Seouls Botschafter bei den Vereinten Nationen will den Weltsicherheitsrat auffordern, sich mit der seltsamen Invasion aus dem Meer zu befassen. Doch Pjöngjang ist nicht einmal bereit, eine Protestnote der Uno entgegenzunehmen.



Aufgegebenes koreanisches U-Boot: Zum Schluß noch Feuer gelegt

nung in Uniformen der südkoreanischen Armee gekleidet. Die Agenten-Story à la James Bond variierte der Verhaftete allerdings mehrmals: Mal sollen auch nur 20 Mann an Bord gewesen sein, ohne Spionageauftrag.

Im Umkreis von 50 Kilometern um das lecke Boot sperrte das Militär wenige Stunden nach der Entdeckung alle Straßen und Wege; bis zu 40 000 Soldaten mit Hunderten von Spürhunden begannen das gebirgige Terrain zu durchkämmen. Die Hysterie der Behörden ging so weit, von abends um sieben bis morgens um sechs Uhr eine Ausgangssperre zu verhängen.

In einer Waldlichtung auf einer Anhöhe rund fünf Kilometer vom Boot entfernt machten die Suchtrupps einen grau-

ist Standard in der nordkoreanischen Armee. Wollten die „Spezialisten“ womöglich die gestrandete Crew ausschalten, die ihnen bei der „Infiltration“ nur lästig gefallen wäre?

Bis zum vorigen Freitag abend hatten Seouls Soldaten sieben flüchtige nordkoreanische Eindringlinge gestellt – und, da keiner sich ergeben wollte, wie es hieß, allesamt erschossen. Kritiker in Seoul sprachen von „kaum kaschierten Hinrichtungen“; Uniformierte befanden sich nicht unter den Toten.

Die Infiltrationstheorie scheint fragwürdig: Ein Trupp von 20 Mann sei zu groß für eine Spionageaktion, sagen Geheimdienstexperten. Im übrigen hätten sich die Flüchtigen für Agenten untypisch verhalten: Statt sich in Berghöhlen

Führer der Slawen

Der Präsident regiert wie ein Diktator, das Parlament will ihn absetzen, Moskau ist der lachende Dritte.

Genüßlich zog Kanzler Helmut Kohl nach seinem Treffen mit dem kranken Freund Boris Jelzin die Pressekonferenz auf dem Moskauer Regierungsflughafen Wnukowo 2 in die Länge. Russische Sicherheitsbeamte schauten nervös auf die Uhr. Denn über den Regenwolken kreiste bereits ein Jet mit dem Präsidenten Alexander Lukaschenko aus Minsk und wartete auf die Freigabe der für Kohls Start reservierten Bahn.

Lukaschenko, 42, hatte sich selbst eingeladen, er suchte Jelzins Rücken- deckung vor drohendem Ungemach in seiner westslawischen Republik: Belorußlands Oberster Rat, das Parlament, sperrt sich gegen eine neue Verfassung, die dem Präsidenten noch mehr Voll- machten und eine auf sieben Jahre ver- längerte Amtszeit geben würde. Das widerborstige Parlament könnte er dann nach Belieben auflösen. Den Volkstent- scheid darüber hat Lukaschenko für den 7. November geplant, den Jahrestag der kommunistischen Revolution.

Die Parlamentarier sehen in dem Vor- haben einen weiteren Schritt zu einem absoluten Präsidialregime: „Unser Land befindet sich am Rande einer faschisti- schen Diktatur“, erregt sich Ratsvorsit- zender Semjon Scharezki. Am liebsten würden die Abgeordneten ihren macht- lüsterne Präsidenten ganz loswerden. Gin- ge es nach ihnen, müßte am 24. Novem- ber das Volk über einen Verfassungsent- wurf abstimmen, der den Posten des Prä- sidenten überhaupt nicht mehr vorsieht.

Bei den Moskowitern ist Lukaschenko dagegen willkommen: Bis 1991, als sich das Land unter dem Namen „Belarus“ für unabhängig erklärte, war es ihr Glacis gegen den Westen; demnächst könnte es die erste abtrünnige Republik werden, die ins Russische Reich zurückkehrt.

Wieder daheim in Minsk, drohte Luka- schenko den aufsässigen Abgeordneten eine „angemessene Handlung“ an. Sein vom Schicksal geschlagenes Land, von deutschen Invasoren im Zweiten Welt- krieg verheert und von Tschernobyl zu einem Fünftel verstrahlt, soll erneut Sperr- zone werden. Im Juni verordnete der auf Isolation bedachte Lukaschenko wie weiland die DDR-Oberen: „Kein Bürger unseres Staates darf ohne Wissen



Präsident Lukaschenko
„Zar, Gott und oberster Kriegsherr“

der Behörden die Staatsgrenze über- schreiten.“

Um von der politischen und wirtschaft- lichen Misere abzulenken, beschwört Lukaschenko den äußeren Feind: Die Republik, dreimal so groß wie Bayern, sei „von einem Ring ausländischer Geheimdienste umgeben“.

Solche Hysterie hatte schon einmal fa- tale Folgen: Vor einem Jahr schoß ein belorussischer Militärhubschrauber einen Gasballon trotz Flugerlaubnis ab. Zwei Amerikaner kamen dabei ums Leben. Eine genaue Identifizierung des Ballons war nicht für nötig befunden worden, der Hubschrauber befand sich bei der Attacke über einen Kilometer vom Ziel entfernt und flog zudem gegen die Sonne.

Dann schürte der Moskauer Kommu- nist Wiktor Iljuchin, Staatsanwalt und Vorsitzender des Sicherheitsausschusses der russischen Duma, die Furcht vor feindlicher Einkreisung. Er sei einem un- mittelbar bevorstehenden CIA-Anschlag gegen Belorußland auf die Spur gekom- men, behauptete er. Und im August er- hielt Parlamentschef Scharezki einen Brief, in dem ihm zwei Millionen US- Dollar für die Beseitigung Lukaschenkos

versprochen wurden – das verfängliche Schriftstück entpupp- te sich als Fälschung.

Der Machtkampf belastet das Investitionsklima im Land, das nach Einschätzung des briti- schen *Economist* „eines der schwierigsten in Osteuropa“ ist. Wo einst in den Montage- hallen aus allen Teilen der UdSSR gelieferte Aggregate zu Werkzeugmaschinen, Fernseh- geräten und kompletten Indus- trieanlagen zusammengebaut wurden, herrscht heute mangels Aufträgen Agonie.

In der Pro-Kopf-Produktion lag Belorußland 1990 vor Ruß- land, doch voriges Jahr verrin- gerte sich das Bruttoinlands- produkt noch einmal um zehn Prozent. Jetzt reicht es nicht einmal mehr, um Pflichtbeiträ- ge bei internationalen Organi- sationen zu bezahlen: Wegen 10000 Dollar Schulden verlor Belorußland sein Stimmrecht bei der Organisation für Sicher- heit und Zusammenarbeit in Europa.

Im März fror der Internatio- nale Währungsfonds (IWF) die zweite Hälfte eines Stand-by- Kredits von 300 Millionen US-Dollar ein, immerhin ein Siebtel der gesamten Auslands- verschuldung des Landes. Vor- sicht schien dem IWF geboten, als der ökonomische Laie Luka- schenko dekretierte: „Kei- ner hat das Recht, zu handeln und zu spekulieren“ – Marktwirtschaft adieu.

Lukaschenko, einstmals auch Polit-In- spekteur der KGB-Grenztruppen, dann Vorsitzender einer Sowchose und rhetori- sch hochbegabt, hatte mit populären Law-and-Order-Parolen bei der Präsi- dentenwahl vor zwei Jahren 81,7 Prozent der Wählerstimmen gewonnen. Seitdem geriet die Volkswirtschaft in den freien Fall – obwohl die Deutsche Bank ihr ein „mittleres Potential“ für die Zukunft atte- stiert hatte.

Kritik verträgt Lukaschenko nicht. Von der Presse verlangt er „konstruktive Beiträge über den arbeitenden Men- schen“. An seiner Weisheit zweifelnde Blätter wurden verboten oder verstaat- licht, unlängst die *Narodnaja gaseta*. Fünf anderen Zeitungen ließ Lukaschen- ko die Konten sperren, fünf weitere ver- trieb er aus dem Land. Sie erscheinen nun im benachbarten Litauen und werden über die Grenze geschmuggelt. Der Ra- diosender „101,2“ mußte verstummen – er hatte Programme von BBC und Deut- scher Welle übertragen.

Den Gewerkschaften untersagte der cholerische Autokrat Streiks in „wirt-

S. GRITS / TRANSPARENT

Werbeseite

Werbeseite



Krawall in Minsk*: „Harte Hand“ und „straffe Ordnung“

schaftlich wichtigen Betrieben“; Entscheidungen des Minsker Verfassungsgerichts ignoriert er nicht nur – er ließ dessen Vorsitzenden Tichinja sogar vom Geheimdienst abhören. Den Ratsabgeordneten unterstellte er Vorbereitungen zum Staatsstreich und zum illegalen Waffenkauf.

Gegen die oppositionelle Belorussische Volksfront hetzte Lukaschenko: „Morgen werden sie durch eure Wohnungsfenster einsteigen und eure Töchter und Frauen vergewaltigen.“

Dem Volksfront-Vorsitzenden Senjon Posnjak und dessen Sprecher Sergej Naumtschik drohte er die „Neutralisierung“ an. Als erste Dissidenten seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion baten beide daraufhin in den USA um politisches Asyl; dem Gesuch wurde im August stattgegeben.

Lukaschenko hat sich zwei Vorbilder erwählt: den Gründer der sowjetischen Geheimpolizei Felix Dserschinski und Adolf Hitler, dessen „harte Hand“ und „straffe Ordnung“ er gegenüber dem *Handelsblatt* bewunderte. „Er ist Zar, Gott und oberster Kriegsherr“, beschreibt der Kommunist und stellvertretende Parlamentsvorsitzende Wassilij Nowikow die belorussische Dreifaltigkeit.

Die übergroße Mehrheit der zehn Millionen Einwohner verharrt in Apathie. Seine Unabhängigkeit hatte das belorussische Volk 1991 weder gefordert noch gar erstritten, sie fiel ihm einfach zu. Immer hatten mächtige Nachbarn über das Land bestimmt, zuerst das Königreich Polen-Litauen, dann Rußlands Zaren. Moskauer Historiker sehen in dem Sprengel rund um Minsk ohnehin nur den einst zur Tataren-Zeit abgefallenen westlichen Teil des Reichs – mit ähnlicher Sprache und Kultur, ohne eigene nationale Idee.

An die vermeintlich bessere Sowjetvergangenheit knüpft Lukaschenko an: Ihre „Errungenschaften“ hätten dem „Test der Zeit standgehalten“. Er hat die

schon aus dem Verkehr gezogenen Lehrbücher der Sowjetzeit wieder an die Schüler ausgegeben, läßt in der Hauptstadt Minsk die alte sowjetische Republikflagge über dem Regierungssitz flattern und bei Staatsempfängen die Hymne der Sowjetunion spielen, die offiziell sonst nirgendwo mehr erklingt.

Folgerichtig unterschrieb die „Marionette Moskaus“ (so Lukaschenko-Gegner) am 2. April im prunkvollen Georgsaal des Kreml einen Unionsvertrag mit Rußland. Der Patriarch der Russisch-Orthodoxen Kirche, Alexij II., gab dem Bruderbund seinen Segen.

Vorgesehen sind eine gemeinsame Verfassung, gemeinsame Wirtschaftsplanung und eine gemeinsame Währung. Die Initialen der neuen Staatengemeinschaft lauten „SSR“ (Gemeinschaft Souveräner Republiken) – schon fast identisch mit dem russischen Kürzel

für die frühere Sowjetunion: „SSSR“. Deren Zerfall hält Lukaschenko für „absurd und ein Verbrechen“.

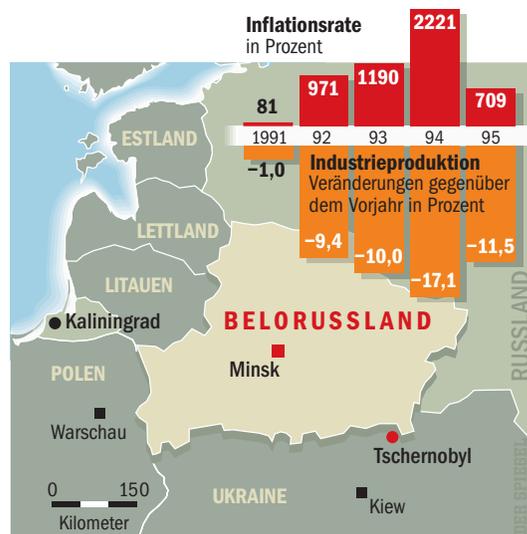
Ein „un glaubliches Ereignis“ nennt der belorussische Schriftsteller Wassilij Bykow „die freiwillige Übergabe der Souveränität eines Staates an einen anderen“: Damit wolle sich Lukaschenko aus der Verantwortung für den Ruin des Landes stehlen.

Moskau kommt die slawische Union gelegen, zumal die Initiative vom kleinen Bruder ausging. Sergej Karaganow, ehemaliger Berater Jelzins, sieht in dem Verbund nur Vorteile: Rußland nähert sich der strategisch wichtigen Ostsee-Exklave Kaliningrad bis auf 60 Kilometer, seine Truppen rücken wieder an die Grenze zu Polen vor; der Kreml zahlt die Hälfte der Kosten für neue Sperranlagen.

Flüge von Moskau nach Minsk werden auf dem Moskauer Flughafen Scheremetjewo 1 wieder wie Inlandsflüge abgefertigt: mit Paßkontrolle, aber ohne Zollklärung.

Belorußland als 22. autonome Republik in die Russische Föderation zu führen würde allerdings Lukaschenkos Ehrgeiz nicht befriedigen. Der Mann will nach ganz oben – auf den allrussischen Thron.

Dem Journalisten Jurij Swirko vertraute er an, daß die russische Präsidentschaftswahl mit einem Kandidaten Lukaschenko anders ausgegangen wäre: „75 Prozent Lukaschenko, 25 Prozent Jelzin.“ Das russische Chauvinistenblatt *Sawtra* bejubelte ihn schon: „Lukaschenko, der Führer der Slawen.“



* Zum 10. Jahrestag des Tschernobyl-GAU am 26. April.



G. DUSSART / RAPHO / AGENTUR FOCUS

Männer-Idol Brigitte Bardot: „Wenn die Kleine Hure werden will, dann wird sie es, mit oder ohne den Film“

Memoiren

„Ich wollte nichts als leben“

Ex-Filmschauspielerin Brigitte Bardot über Lust und Leid ihrer Jahre als Pionierin des Sex-Zeitalters

Ich wuchs mit meiner jüngeren Schwester Mijanou in einer großbürgerlichen Umgebung auf. Mein Vater besaß eine Fabrik für Flüssiggas. Er haßte die Deutschen. Während des Zweiten Weltkrieges zogen wir in ein Palais in der Pariser Rue de la Pompe Nr. 1. Ich besuchte die angesehene Privatschule Hattemer Prignet. Drei Tage pro Woche war Unterricht, an den anderen drei Tagen ging ich zur Ballettschule.

Einer jener Tage im Krieg wird mir unvergessen bleiben. Meine Eltern waren ausgegangen. Mijanou und ich spielten Indianer, und dabei ging eine kostbare chinesische Porzellanvase, die Maman wie ihren Augapfel hütete, zu Bruch. Als Papa und Maman heimkehrten, bekamen wir von Papa mit der Reitpeitsche zwan-

zig Hiebe aufs Hinterteil. Und Maman sagte mit eiskalter Stimme: „Von jetzt an seid ihr nicht mehr unsere Kinder, sondern Fremde. Und wie Fremde werdet ihr uns von jetzt an siezen!“

Ich war siebeneinhalb, Mijanou vier. Damals empfand ich zum erstenmal Verlassenheit, Verzweiflung und auch Todessehnsucht, Gefühle, die mich mein Leben lang nicht mehr verlassen sollten.

Wenn ich in den Spiegel schaute, mußte ich weinen: Ich war häßlich. Eine kurz-sichtige Brillenschlange mit vorstehenden Zähnen – ich hatte zu lange am Daumen gelutscht. Zum Glück nützte die Zahnsperre nichts, und ich behielt meine Hasenzähne, sonst hätte es den weltberühmten Schmolmund nie gegeben.

Zu Beginn des Jahres 1949 – ich war gerade vierzehn – bot sich mir die Gelegenheit, in einer Jugendmode-Zeitschrift

abgebildet zu werden. Als „junges Mädchen aus gutem Hause“ wurde ich nicht bezahlt. Ich war stolz. Ohne Brille und Zahnsperre sah ich hübsch aus. Hélène Lazareff, die Herausgeberin von *Elle*, sah die Fotos und nahm mich 1949 und 1950 auf eine Titelseite.

Mein Gesicht prangte an allen Zeitungskiosken. Das Schicksal nahm seinen Lauf. Marc Allégret, damals einer der führenden französischen Filmregisseure, hatte die Fotos gesehen und bat mich um ein Treffen.

Eine Katastrophe. Eine Schauspielerin in der Familie – unmöglich. Der Familienrat tagte unter Vorsitz meines Großvaters. Der schlug schließlich mit der Faust auf den Tisch und rief: „Wenn die Kleine Hure werden will, dann wird sie es, mit oder ohne den Film. Wenn sie keine Hure werden will, dann wird sie's auch nicht

durch den Film. Geben wir ihr diese Chance.“

Die Weichen waren gestellt. Als ich mit Maman Allégret aufsuchte, wurde ich von seinem Assistenten Roger Vadim empfangen. Ich war furchtbar schüchtern, aber auch stolz und zugleich in Panik. Allégret erklärte Maman, was er mit mir vorhatte. Vadim sagte nichts, er kam mir vor wie ein wilder Wolf. Er beäugte mich, er verwirrte mich und zog mich gleichzeitig an. Vadim, bürgerlich Wladimir Plemjannikow, galt zwar als linker Bohemien, war aber immerhin der Sohn des russischen Konsuls in Frankreich.

Bei den Probeaufnahmen spürte ich Hunderte von Augenpaaren auf mir ruhen. Mir war zum Heulen zumute, ich fand mich völlig fehl am Platz.

Als die Scheinwerfer erloschen waren, bot sich Vadim an, mich nach Hause zu begleiten. Meine Eltern saßen bereits zu Tisch. Zunächst Befremden. Doch ihre guten Manieren gewannen die Oberhand, und sie luden Vadim, der in seinem ausgeleierten Rollkragenpull-over und den langen Haaren wie ein Zigeuner aussah, zu unserem herrschaftlichen Essen mit Silberbesteck, Kerzen und Butler ein. Als wir beim Kaffee saßen, hörte ich, wie Maman dem Butler zuraunte, er solle das Besteck nachzählen.

Allégrets Film wurde zwar nicht gedreht, aber Vadim und ich trafen uns weiter bei mir zu Hause, denn mit meinen fünfzehneinhalb Jahren konnte ich unmöglich allein ausgehen. Eines Tages beschloß ich, die Schule zu schwänzen, um „ihn“ in seiner Junggesellenbude zu besuchen. Ich hatte noch nie richtig geflirtet, noch nie richtig geküßt und wußte nichts von der Liebe. Ob es Champagner geben würde?

Ich erschrak über mein Spiegelbild in einer Schaufenstervitrine: Mein Gott, sah ich spießig aus mit meinen Kniestrümpfen, meinem Faltenrock, meinem Strickpullover und meinem Pferdeschwanz.

Die Tür zu seiner Wohnung ließ sich leicht aufdrücken. Es war stockfinster in dem kleinen Zimmer, das nur mit zwei riesigen Betten möbliert war. Vadim lag im ersten Bett und schlief tief und fest, ebenso wie der junge Mann im anderen Bett. Ein schöner Reinfluss für ein Liebesrendezvous! In die Schule konnte ich

Jägerin und Beute

Von der Ikone des schönen Scheins zur heiligen Franziska der Tiere

B blond wehte die Mähne, golden leuchtete die Haut, und die lichte Höhe ihrer Beine schien unermesslich. Wo sie hintrat, barfuß oft, wuchs Begehren, und wo sie sich hinlegte, barfuß bis zum Hals, schwelgte die Kamera.

Im Jahr des Muffs 1956, im Film „Und immer lockt das Weib“, brach die Pariser Göre Brigitte Bardot wie ein Irrlicht in das Dunkel der Kinos und des Lebens ein. Unbekümmert ließ sie ihre Reize spielen und nahm sich, was sie reizte. Fanfare der neuen französischen Revolution: „Liberté, égalité, sexualité.“

Just zur gleichen Zeit brach eine andere Göre in die bürgerliche Ordnung ein, lockte einen reifen Herrn namens Humbert Humbert in ein sexuelles Minenfeld und trug einen Namen, der zum Programm wurde: „Lolita“ im zensurverfolgten Roman des Exilrussen Vladimir Nabokov.

„Brigitte Bardot und das Lolita-Syndrom“ hieß dann, folgerichtig, ein Essay, in dem die feministische Urmutter Simone de Beauvoir Signale leuchten sah. Brigitte wie Lolita, schrieb sie, verschmolzen den Typ des „grünen Frücht-

chens“ mit dem der „femme fatale“ zu einer „neuen Eva“, hinter der sich nicht die „furchteinflößende Gestalt der Ehefrau“ abzeichne – vielmehr etwas Schönes.

Denn die neue Frau, „gleichzeitig Jägerin und Beute“, stelle jene Tabus in Frage, „die der Frau eine sexuelle Selbstbestimmung“ verweigern; sie betone „ihre Ähnlichkeit mit dem Mann“ und symbolisiere mithin die „Emanzipation“. B. B. eine frühe Fackel des Feminats?

Weit gefehlt. „Ich galt zwar immer als das Symbol für die ‚befreite‘ Frau“, schreibt Brigitte Bardot nun in

ihren am 2. Oktober erscheinenden Memoiren, aus denen der SPIEGEL einen Auszug abdruckt*. „Doch wenn ich wirklich frei war, fühlte ich mich total vereinsamt.“

Über 20 Jahre hat Brigitte Bardot mit ihren energischen Kuller-Lettern an ihren deprimierenden Lebenserinnerungen geschrieben – Erinnerungen an einen Teil ihres Lebens, den vor der Kamera. Mit dem Jahre 1973, mit ihrem letzten Film „Colinot Trousse-Chemise“, brechen sie ab; dann wird aus der Ikone des schönen Scheins die Johanna der Schlachthöfe, die heilige Franziska der Tiere.

Die Memoiren, mit ihren Affären, Ehen, Abtreibungen, Selbstmordversuchen, lesen sich wie die Geschichte einer verlorenen Seele. „Wie sah mein Leben denn aus? Eine einzige Abfolge von Skandalen, Liebhabern und Filmen.“ Sie fühlte sich „wie ein seltenes, gejagtes Tier“ – kein großer Sprung: Sie schwor sich, „für sämtliche Tiere der Welt zu kämpfen“.

Mit einer spektakulären Arktis-Tournee für Robbenbabys fing sie 1977 an. 1980 setzte sie durch, daß im Großlabor Bron bei Lyon Verkehrsexperimente mit Schweinen und Affen gestoppt wurden; ein Gesetz zum Schutz der Zootiere entsprang ihrer Initiative, das Kinderbuch „Nonnah, der kleine weiße Seehund“ ihrer Feder.

Im Sommer 1987 gab sie für ihre Tierschutz-Stiftung alles dahin, was vom Glanz der frühen Jahre geblieben war: Zur Versteigerung kam das Hochzeitskleid aus der Ehe mit ihrem Entdecker Roger Vadim („Schleppe und Faltenwurf an der Hüfte“) wie ein Diamant-Klunker von Gunter Sachs, auch ein Ex-Gatte („Navette-Schliff, hochfeines Weiß plus, lupenrein“).

Im vierten Gatten, einem Vertrauten des Rechtsradikalen Jean-Marie Le Pen, fand sie den ideologischen Überbau für die Abkehr von den wilden Zeiten. Simone de Beauvoir hatte in ihrem Essay schon etwas geahnt: „Die Liebe zu Kühen“, schrieb sie, „gilt in Frankreich als Unterpfund hochstehender Moral.“

* Brigitte Bardot: „B. B.-Memoiren“. Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach; 848 Seiten; 54 Mark.



Jungstar Bardot (1956)

E. QUINN / SIPA

nicht mehr, dazu war es zu spät. Nach Hause konnte ich auch nicht, dazu war es zu früh. Ich wußte nicht wohin, hockte mich auf Vadims Bett und begann zu jammern. Schließlich fand ich mich vollständig bekleidet unter der Bettdecke wieder.

Bekleidet bin ich an diesem Tag geblieben, auch unberührt. Doch ich entdeckte, daß sich ein schlafender Mann ganz anders anfühlt als ein wacher, denn ich erkundete seinen Körper, während er schlief, und stellte den Unterschied fest, als Vadim aufwachte.

Am nächsten Tag war das Nachbarbett leer, und diesmal fand ich mich nackt in seinem Bett wieder und wurde von der lästigen Jungfernschaft befreit. Ich fühlte mich überlegen und stark und fragte mich, wofür man leben könne, wenn nicht für die Liebe. Systematisch schwänzte ich die Schule.

Natürlich kam mir mein Vater auf die Schliche und kündigte an, mich bis zu meiner Volljährigkeit nach England auf ein Internat zu schicken. Mich erfaßte ein eiskalter Haß. An diesem Abend verabschiedeten sich meine Eltern und Schwester ins Theater. Als sie heimkehrten, fanden sie mich besinnungslos auf dem Küchenboden liegen, neben mir einen Abschiedsbrief. Ich hatte mit meinen sechzehn Jahren das Gas aufgedreht und den Kopf in den Backofen gesteckt.



Ballettschülerin Bardot (1942)
Schmollmund vom Daumenlutschen

FOTOS: GUSTAV LUBBE VERLAG

An den Folgen dieses Eingriffs wäre ich beinahe gestorben. Seither habe ich eine Schwangerschaft stets als Strafe des Himmels betrachtet.

Es dauerte fast drei Jahre, bis meine Eltern meiner Heirat endlich zustimmten. Am 21. Dezember 1952 wurden wir getraut, und ich besaß fortan das Recht, mit Vadim zu schlafen.

Die Kritiken zu meinen beiden ersten Filmen fielen so vernichtend aus, daß es schon reichte, meinen Namen zu erwähnen, um die Türen der Produktionsfirmen zuknallen zu lassen. Ich mußte einen Agenten finden, der diesen Namen verdiente. So kam ich zu Olga Horstig, die mich nach kurzem Taxieren in ihren Stall aufnahm. „Mama Olga“ wurde meine zweite Mutter. Sie hat meine Karriere nach besten Kräften gefördert.

Freilich, bis ich zum Inbegriff des ewig lockenden Weibes wurde, hatte ich noch so manche Prüfung zu bestehen. Die Pille gab es noch nicht, die Knaus-Ogino-Methode war bekanntlich nicht unfehlbar. Ich verbrachte mein Leben damit, die Tage des Monats vorwärts und rückwärts zu zählen, und in der Nacht grübelte ich nach, ob es möglich sei, meine „ehelichen Pflichten“, die ich nie als Pflicht empfunden habe, zu erfüllen. Da ich im Kopfrechnen nie eine Leuchte war und immer schon so schwach, die Liebe zu lieben, mußte ich feststellen, daß ich wieder schwanger war.

Da ich verheiratet war, wäre das eigentlich keine Katastrophe gewesen. Aber ich habe nie im Leben Lust gehabt, Mutter zu werden. Ich wollte kein Kind, lieber würde ich mich umbringen. Außerdem mußte ich arbeiten. Wenn ich jetzt aufhörte, konnte ich gleich einpacken.

Ich war mir mit Vadim einig, daß ich abtreiben würde. Doch damals stand auf Abtreibung noch die Gefängnisstrafe. Ich fand jemanden in der schmutzigen Wohnung eines Arbeiterviertels. Dort ließ ich mich ohne die geringsten Hygienevorkehrungen „behandeln“. Mit Blaulicht mußte ich in die Klinik gefahren und unverzüglich operiert werden.

Für unseren Film „Und immer lockt das Weib“ hatte Vadim Raoul Lévy als Produzenten gewonnen. Ich fühlte mich damals nur wohl, wenn ich das Haar offen trug, barfuß herumliefe und ansonsten so aussah, als wäre ich gerade aus dem Bett geklettert. Eines schönen Tages beschloß ich, daß die anderen mich so akzeptieren müßten, sonst würde *ich* sie nicht mehr akzeptieren. Da ich fortan durch kein „Das tut man nicht!“ gezügelt wurde, tat ich genau das, was „man nicht tut“.

Bei den Filmfestspielen in Cannes im April 1956 hofften wir, Geld für unseren Film aufzutreiben, den wir gern in Farbe drehen wollten. Curd Jürgens war zu jener Zeit ein berühmter Star, mit seinem Namen auf der Besetzungsliste würde jeder Film genug Geldgeber finden. Da es



Hochzeit Vadim-Bardot 1952*: „Immer so schwach, die Liebe zu lieben“

So blieb mir die englische Hölle erspart, doch ich sollte Vadim erst heiraten dürfen, wenn ich achtzehn war. Meine Eltern haben nicht eine Sekunde geargwöhnt, daß ich seine Geliebte sein könnte. Dabei liebten wir uns sogar mitten im Salon der Wohnung meiner Eltern, wenn die ausgegangen waren, denn von

dort aus hörten wir den Aufzug kommen.

Einen Monat nach Drehbeginn für meinen ersten Film stellte ich mit Schrecken fest, daß ich schwanger war. Ich fühlte mich sehr krank. Meine Eltern ließen mich zur Erholung nach Megève reisen. Dort traf ich Vadim, fuhr in die Schweiz, wo ich auf einer Tischkante abtrieb, und kehrte nach Megève zurück.

* Mit Brauteltern und Vadims Mutter (l.).

uns nicht gelungen war, das nötige Kapital zu beschaffen, schrieben Vadim und Raoul in nur einer Nacht eine Rolle für Curd. Beide verfügten über eine ungeheure Überzeugungskraft. Der Star verkaufte ihnen für viel Geld zehn Drehtage zwischen seinen Terminen. Der Name Curd Jürgens öffnete uns alle Türen und Portemonnaies. Dieser Film gab meinem Leben eine entscheidende Wendung.

Gedreht wurde in Saint-Tropez, wo ich später mein Haus „La Madrague“ fand und das meine zweite Heimat werden sollte. Da ich mich in den Liebeszenen mit meinem Partner Jean-Louis Trintignant so natürlich wie möglich geben sollte, war es auch nur natürlich, daß ich mich in ihn verliebte.

Nach der Premiere waren die Reaktionen in Frankreich sehr verhalten. François Truffaut bemängelte die Auswahl der Schauspieler, Jürgens ausgenommen. Der Kritiker Paul Reboux fand, ich sähe wie ein Dienstmädchen aus und spräche wie eine Analphabetin. In den Premierenkinos an den Champs-Élysées lief der Film nur halb so lange wie im Verleihvertrag vorgesehen. blieb nur die Hoffnung auf das Ausland.

Die Hoffnung hatte nicht getrogen. In den Vereinigten Staaten übertraf der Film alle Erwartungen. Es war ein Riesenerfolg, die Kritiken waren überschwänglich, und ich war auf einmal die bekannteste Französin in ganz Amerika. Der Film spielte etwa acht Millionen Dollar ein. Vadim, von dem ich mittlerweile geschieden war, wurde zum besten Regisseur des letzten Jahrzehnts gekürt, und ich war von heute auf morgen der „star number one“, das „French sex kitten“.

Trotz des unvorhergesehenen Ruhms dachte ich nur an Jean-Louis, der zum Militär eingezogen worden war. Frankreich führte Krieg in Algerien. Ich war zu Tode geängstigt und trug mich mit Selbstmordgedanken, da ich ohne ihn nicht leben konnte. Ich habe immer jemanden gebraucht, für oder durch den ich leben konnte. Ich galt zwar immer als das Symbol für die „befreite“ Frau, doch wenn ich wirklich frei war, fühlte ich mich total vereinsamt.

Man riß sich jetzt um mich. Olga und Raoul Lévy legten mir jede Menge Filmprojekte vor. Durch das Filmen kam ich langsam zu Geld und konnte mir erlauben, zehn Millionen alte Francs für eine Wohnung in der Avenue Paul-Doumer Nr. 71 auszugeben. Doch ich war nie mit Leib und Seele Schauspielerin.

Bei dem Film „Mit den Waffen einer Frau“ nach einem Roman von Georges Simenon führte Claude Autant-Lara Regie. Allein der Gedanke, mit Jean Gabin zu drehen, versetzte mich in Panik. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich eine wichtige Rolle in einem ernsthaften Film, dazu einen unnachgiebigen Regisseur

und international erfahrene Schauspieler als Partner. Ich hatte Angst.

Etwa zu jener Zeit rief Gilbert Bécaud an. Er wollte, daß ich eine kleine Fernsehshow mit ihm drehte, die Silvester 1957 ausgestrahlt werden sollte. Ich sagte zu. Als wir uns trafen, war es Liebe auf den ersten Blick. Ich war jung und verspürte einen Lebenshunger, der keine Grenzen und Zugeständnisse duldet. Ständige Zugeständnisse sind der Tod, ich aber wollte nichts als leben.

Gil war verheiratet. Als ich ihn einmal auf einer Tournee von Genf aus begleitete, mußte ich mich mit Kapuze und Brille „unsichtbar“ machen. In Gils Garderobe schob man mich in eine winzige Toilette und sagte mir, ich solle dort warten, bis nach Ende des Konzerts die Journalisten, Fotografen und alle möglichen Freunde wieder verschwunden seien. Dann ging das Licht aus. Das Theater war geschlossen und ich darin gefangen. Ich



Film-Soldatin Bardot (1959)*: „Ich gehörte

weinte vor Wut, Ohnmacht, Verzweiflung und Müdigkeit und schwor mir, daß ich nie wieder die Geliebte eines verheirateten Mannes werden würde. Nie wieder wollte ich mich in ein Scheißhaus sperren lassen.

Fairerweise muß ich sagen, daß ich befreit wurde. Aber am nächsten Tag fuhr ich mit dem Zug nach Paris zurück und verließ Gilbert Bécaud für immer. Napoleon hatte recht: „In der Liebe gibt es nur einen einzigen Sieg, die Flucht.“

Anfang des Jahres 1959 sprach man erstmals von der „Nouvelle Vague“ und den jungen Regisseuren und Schauspielern, die diesen neuen Stil entwickelt hatten. Obwohl ich erst 24 Jahre alt war, fühlte ich mich zum alten Eisen gehörig. Jean-Luc Godard, François Truffaut und

* Oben: mit Jean-Louis Trintignant in „Und immer lockt das Weib“; Mitte: mit Jacques Charrier in „Babette zieht in den Krieg“; unten: mit Jean Gabin in „Mit den Waffen einer Frau“.



FOTOS: WINDARCHIV ENGELMEIER

Film-Liebhaberin Bardot (1956)*
„So natürlich wie möglich“



FOTOS: WINDARCHIV ENGELMEIER

schon zum alten Eisen“



Film-Verführerin Bardot (1956)*
„Zum erstmal eine wichtige Rolle“

Claude Chabrol machten Filme, die ganz anders waren. Junge Schauspieler wie Jean-Claude Brialy, Jacques Charrier oder Pascale Petit waren die Musen dieser neuen Richtung.

Erfreulicherweise wurde einer der Neuen, Jacques Charrier, mein Partner in „Babette zieht in den Krieg“. Er war romantisch, schön, wohlherzogen und dazu Sohn eines Obersten. Was wollte man mehr für die Rolle eines jungen Offiziers, der in Babette verliebt war?

Den ganzen Tag lang sah ich Jacques im Studio, redete, probte und aß mit ihm, spielte mit ihm Verliebtsein. Ihm war es Ernst, er liebte mich, wollte mich heiraten und nicht länger teilen. Schon brachten die Skandalblätter auf den Titelseiten meine neue Liebesgeschichte.

Es erschien auch ein Foto von Jacques' Vorgänger Sacha Distel mit eingefallener Miene: der verschmähte, verhöhnte Liebhaber, der dennoch Würde wahrte. Und ich galt natürlich als Schlampe und niederträchtige Hure, als eine, die sich bedient und wegwirft, als eine Gottesanbeterin, eine männerverschlingende, selbstsüchtige Bestie.

Im April 1959 erklärte mir Jacques sehr ernst, sehr feierlich und bedeutungsvoll, alles, was mir fehle, sei ein Kind. Ein Kind? Er war wohl verrückt geworden! Doch er überzeugte mich, und so schenkte er mir mit aller Liebe dieser Welt ein Kind. Als ich wieder bei Sinnen war, machte ich mich von ihm frei und wollte ins Bad stürmen, doch er hielt mich zurück. Ich wollte kein Kind. Ich schlug um mich wie der Teufel im Weihwasserbecken. Ich war in der Mitte meines Zyklus, alles war zu spät.

Ich ließ nichts unversucht, die Schwangerschaft abzubrechen, alles war vergeblich. Also mußte ich, um die Familienehre zu retten, schleunigst heiraten.

Der Anfang vom Ende meiner Ehe mit Jacques bahnte sich an, als Olga mir für 1960 eine Rolle in einem Film von Raoul Lévy und Henri Georges Clouzot ankündigte. Titel: „Die Wahrheit“. Dieser Film, so Olga, würde aus mir eine ernstzunehmende Schauspielerin machen.

Jacques stand mit versteinertem Gesicht und geballten Fäusten auf und sagte zu Olga: „Ich bin ihr Mann! Künftig werde ich entscheiden, welche Filme meine Frau dreht und welche nicht.“ Eine gigantische Welle des Zorns überwältigte mich. Am liebsten hätte ich diesen Möchtegern-Macho, den ich zu allem Überfluß auch noch aushielt, umgebracht. Und ich mußte sein Kind zur Welt bringen!

Angesichts der Journalisten-Belagerung in der Avenue Paul-Doumer, durch die ich mir ohne Blitzlichtgewitter und andere Greuel am Tage X keinen Weg in die Klinik würde bahnen können, ließ ich

in einer neu angemieteten Wohnung auf demselben Stockwerk einen Kreißsaal einrichten.

Am 10. Januar 1960 war es soweit. Ein anderes Leben in mir, das stärker war als ich, machte mich zu einer nutzlosen Hülle, wie nach dem Schlüpfen eines Insekts. Neun alptraumhafte Monate hatte ich ihn mit mir herumgetragen. Nun wollte ich Nicolas, meinen Sohn, nicht sehen. Schon in der ersten Nacht wurde mein Kind verstoßen, mit einem Kindermädchen ausgestattet und durch einen Flur und zwei verriegelte Türen von mir getrennt. Ich mußte ein Scheusal sein.

Statt Mutterpflichten zu erfüllen, wollte ich mich ganz auf meine Rolle in „Die Wahrheit“ konzentrieren, in dem ein junger Schauspieler namens Sami Frey mein Partner wurde. Sami wirkte zunächst schrecklich einschüchternd auf mich. Er war sehr verschlossen. In den Drehpausen las er Brecht. Er war ein echter Schauspieler, stets bemüht, sich zu verbessern: das genaue Gegenteil von mir. Er war ein einzigartiger Mensch, ein Vulkan an Zärtlichkeit, ein tiefgründiger See. Er war und bleibt der Mann meines Lebens, dem ich leider zehn Jahre zu früh begegnet bin.

In „Die Wahrheit“ hatte ich meinen Liebhaber getötet und stand deshalb vor Gericht. Mir kam es vor, als würde mir

persönlich der Prozeß gemacht. Mein schlechter Ruf wurde angeprangert, mein skandalöses Leben, mein fehlendes Moralbewußtsein. Auch Clouzot zog eine enge Parallele zwischen meinem Leben und der Filmfigur, schließlich hatte auch ich Mann und Kind im Stich gelassen. Ich war der Inbegriff der Verkommenheit.

Ich hatte einen sehr langen und bewegenden Monolog zu sprechen – mein letzter Versuch, die Geschworenen zu rühren. Der ganze Set lauerte darauf, daß ich ins Stottern geraten und meinen Text vergessen würde. Ich erhob die Stimme. Heiser, rau, kräftig sagte ich, was *ich* ihnen zu sagen hatte. Meine Kraft kam aus tiefster Seele, ich zitterte, spielte wie um mein Leben. Ich weinte, schluchzte und war gepackt von echter Verzweiflung. Am Ende weinten viele der Mitspieler.

Mein Ruf als Schauspielerin war gerettet. Dabei bin ich eigentlich nie Schauspielerin gewesen. Entweder war mir der Text gleichgültig, und ich spulte ihn einfach ab, oder ich ging vollkommen auf in dem, was ich spielte, bis an die Grenze der Selbsterstörung. Ich bin nie in die Haut einer Person geschlüpft, sondern habe die Filmfiguren immer in mich hineinversetzt.

In „Die Wahrheit“ mußte ich im Gefängnis einen Selbstmordversuch unter-

nehmen. Clouzot hielt mich bewußt in einem Zustand totaler Depression. Das Leben habe keinen Sinn, erzählte er mir, nur im Tod könne man Frieden finden. In diesem total deprimierten Zustand versuchte ich mir an meinem 26. Geburtstag das Leben zu nehmen.

Im Jahr 1964 hatte Mama Olga die Chance meines Lebens anzubieten. Louis Malle wollte einen üppig ausgestatteten Revolutionsfilm mit Jeanne Moreau und mir in Mexiko drehen: „Viva Maria“. Mama Olga meinte, jetzt könne ich endlich der ganzen Welt beweisen, daß ich mehr als nur hübsch aussähe und es mit Jeanne Moreau aufnehmen könne.

Die Entscheidung fiel mir schwer. Ich hatte noch nie Sinn für Konkurrenzkämpfe, denn ich mochte nicht verlieren. Meine Nonchalance sowie eine gewisse Faulheit stritten mit dem Verlangen zu beweisen, wie vielseitig ich wirklich war. Ich sagte ja.

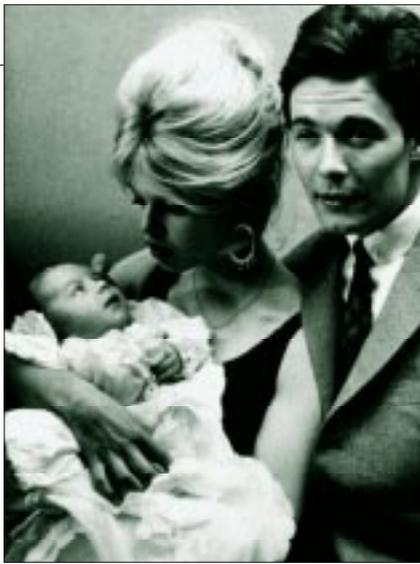
Dann traf ich „sie“, und zwar in der Rue du Cirque (nomen est omen), wo sie mit ihrer Agentin wohnte. Es war die Begegnung zweier heiliger Monster, die miteinander rivalisierten, jedoch äußerst gut erzogen waren. Wir probten ein Lied, indem wir uns wie junge Mädchen um die Taille faßten. Meine Stimme ver-

sagte, die ihre blühte auf. Sie lächelte mich freundlich an. Ich begriff, warum die Männer verrückt nach ihr waren.

Was Alter und Aussehen betraf, war ich Jeanne gegenüber im Vorteil. Ich war jünger, hübscher, besser gebaut, wußte mich zu bewegen und besaß eine angeborene Spontaneität, die mir half, meine Faulheit und Ungeniertheit wieder auszugleichen. Jeanne nutzte ihren scharfen Intellekt, ihr Talent als erfahrene Schauspielerin und ihr schonungsloses, unwiderstehliches Verführungsspiel.

„Viva Maria“ wurde ein großer Kino-Erfolg für mich. Ich leistete mir nun einen Rolls-Royce, ich war auf dem Höhepunkt meiner Schönheit und meines Ruhms. Genau da entdeckte ich, in meinem Lieblingsrestaurant in Saint-Tropez, Gunter Sachs. Er saß an einem Tisch mit lauter tollen Mädchen und sehr hübschen jungen Männern. Er starrte zu mir herüber, dann verließ er seinen Tisch und setzte sich zu uns, das Whiskyglas in der Hand, den stahlblauen Blick unverwandt auf mich gerichtet.

Eine seltsame Faszination ging von ihm aus. Ein echter Seigneur! Seine grau-melierten Schläfen, seine tollen wider-spenstigen und etwas zu langen Haare, sein energisches, gebräuntes Gesicht, sei-



Mutter Bardot, Sohn (1960)*
„Ich mußte ein Scheusal sein“

ne riesige Statur und sein trotz des Akzents äußerst gewandtes und erlesenes Französisch ließen mich schmelzen. Ich war überzeugt, es war auf beiden Seiten Liebe auf den ersten Blick.

An diesem Abend hob ich ab in eine märchenhafte Welt. Er hatte den gleichen Rolls wie ich, gleiche Form, gleiche Farbe. Seite an Seite, wie zwei Herrscher in

* Mit Kindsvater Jacques Charrier.

ihren Staatskarossen, fuhren wir vom Restaurant davon.

Nachdem Gunter förmlich um meine Hand angehalten hatte, nahm er die Planung unserer Zukunft in die Hand. Er entschied, daß unsere Hochzeit am 14. Juli in Las Vegas stattfinden sollte. Sein Sekretär Samir Sibaï kümmerte sich um die notwendigen Papiere, während Gunter mit Ted Kennedy die feierliche Amtshandlung organisierte. Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus über diese deutsche Organisation, die nichts dem Zufall überließ. Jeder in der Clique bekam seinen Platz. Einer sollte filmen, einer alle Fotos machen, einer uns sponsern, einer inszenieren, und Gunter sollte mich heiraten.

Um 1.30 Uhr in der Frühe am 14. Juli 1966 wurden wir in Las Vegas getraut. Gunter bat den Standesbeamten, die Zeremonie zu wiederholen, damit sie auf Bild und Film verewigt werden konnte. Am Morgen desselben Tages waren wir *das* Thema auf den Titelseiten der Zeitungen in aller Welt. Es gab sogar eine Karikatur, die Staatspräsident de Gaulle und Bundeskanzler Ludwig Erhard als unsere Trauzeugen zeigte. Ich, die französische aller Französischen, hatte einen Deutschen geheiratet. Welche Schande!

Für die Flitterwochen flogen wir nach Tahiti. Während die Lagune sich in der

Werbeseite

Werbeseite

Abenddämmerung orange färbte, nahm Gunter mich in die Arme, und sein zum Knipsen abgeordneter Getreuer fotografierte uns. Gunter war schön, er trug den Pareo ebenso ungezwungen wie den Smoking.

Wir machten einen Abstecher nach Bora Bora. Das einzige Bungalow-Hotel der Insel gehörte einem deutschen Landsmann. Durch ihn fand Gunter zur Sprache seiner Vorfahren, der Landsmann durch Gunter zu seinen teutonischen Wurzeln zurück. Sie spielten Schach, tranken Whisky und Bier, redeten sehr laut in dieser gutturalen, wilden und keinen Widerspruch duldenden Sprache. Da habe ich verstanden, daß Gunter ein Mann war, der Kumpel und Tradition brauchte, daß Frauen in seinem Leben nur schmückendes Beiwerk waren.

Wir setzten unseren Honeymoon in Acapulco fort, diesem Mexiko mit amerikanischer Soße. Dort kam mir zu Ohren, daß Gunter mich einzig aufgrund einer Wette unter Freunden geheiratet habe. Da ich Gunters Spieleidenschaft kannte, konnte das durchaus zutreffen.

Die Stimmung bei der Rückkehr nach Paris war düster und mißmutig. Ich wollte nicht zu Gunter in die Avenue Foch ziehen und riet ihm, erst einmal Schränke und Bilderrahmen von Spuren früherer weiblicher Anwesenheit zu befreien.

Mit seiner Clique fiel er statt dessen bei mir in Saint-Tropez ein. Im Grunde hatte ich nicht einen, sondern sechs Männer geheiratet. Dieser Rattenschwanz, der ständig um uns herum-scharwenzelte, ging mir auf die Nerven. Vermutlich bin ich die einzige Frau auf der Welt, die eine Hochzeitsreise zu sieb gemacht hat.

Schon bald lud mich Gunter auf sein Gut Rechenau in Bayern ein, wo ich seiner Familie vorgestellt werden sollte. Seine Frau Mutter hätte man für die leibhaftige Sängerin Bianca Castafiore aus der Comic-Serie „Tim und Struppi“ halten können. So stellte ich mir Gunter im Rock vor, eine alternde Walküre. In ihrer Gegenwart wurde er wieder zu einem kleinen stammelnden Jungen.

Später erfuhr ich, daß sie ihm vorgeworfen hatte, ihr seine Braut nicht im Dirndl vorgestellt zu haben. Tatsächlich fertigte mir eine Schneiderin bis zum Abendessen am nächsten Tag eine bayerische Tracht an.

In drei Jahren Ehe habe ich Gunter Sachs alles in allem wohl drei volle Monate gesehen. Wenn wir in Paris waren, mußte ich ein, zwei Nächte in der Woche in der Avenue Foch verbringen. Dann gab es oft ein Diner mit mehr als einem Dutzend Personen, mit Salvador Dalí, Guy und Marie-Hélène de Rothschild und so weiter. Diese mondänen Abendgesellschaften, bei denen ich eine undefinierbare Rolle spielte, waren nicht ganz uninteressant, aber ich mochte sie nicht.



FOTOS: JAUCH UND SCHEIKOWSKI

Film-Sünderin Bardot (1960)*: „Spiel bis an die Grenze der Selbstzerstörung“



Bardot-Erfolgsfilm „Viva Maria“ (1965)*: „Begegnung zweier heiliger Monster“

Meine Lebensinteressen waren gänzlich andere. Ich hatte erfahren, daß in einem alten, unbeschreiblich verkommenen und dreckigen Tierasyl mit dem einladenden Namen „Zum guten Hort“ Hunderte von verwahrlosten Hunden und Katzen in schier unerträglichem Elend dahinvegetierten und kreppten.

Ich alarmierte Presse, Radio und Fernsehen und fuhr am Sonntag darauf los. Gunter erklärte mich für verrückt. Ein Freund begleitete mich im Rolls. Großer Gott, in welches Todeslager hatte ich mich da begeben? Ich heulte mit den Tieren. Am liebsten hätte ich sie alle mitgenommen aus dieser stinkenden Müllhalde. Meiner Empörung machte ich in einer Presseerklärung Luft.

Bevor ich mich versah, saß ich bereits mit fünf Hündinnen in meinem Rolls,

dazu kamen rasch noch zehn ausgehungrigte Katzen. Wir fuhren umgehend nach Bazoches, zu meinem kleinen Bauerngehöft, das ich 1960 gekauft hatte. Dort entluden wir unseren luxuriösen Rolls von seiner struppigen, dreckigen und doch so glücklichen Fracht.

Wenn Gunter mir die Freude machte, mein Landleben in Bazoches mit mir zu teilen, trug sein Sekretär Samir den „Château Margaux“ und die Kristallgläser mit der passenden Tischwäsche auf. Die Hündinnen wurden natürlich aus dem Zimmer verbannt, ebenso die Katzen, damit sie das weiße Tisch-tuch nicht mit ihren Pfoten beschmutzten.

Zu Beginn des Jahres 1967 fiel Gunter Sachs ein: „Madame, ich wünsche, daß Sie mir ein Kind schenken.“ Ich und brüten – kam gar nicht in Frage! Eher wäre ich ins Kloster gegangen und hätte ein ewiges Keuschheitsgelübde abgelegt, als

* Oben: in „Die Wahrheit“; unten: mit Jeanne Moreau.

Werbeseite

Werbeseite

daß ich noch einmal durch die Hölle einer Kindsgeburt gegangen wäre.

Um mir Zeit zu lassen, meine Weigerung zu überdenken, fuhr Gunter nach Sankt Moritz und kam erst einmal nicht wieder (1969 wurden wir geschieden).

Ich zog mich endgültig in meine Wohnung zurück. Eines Abends klingelte das Telefon. Meine Freundin Monique nahm ab. Es meldete sich der spätere Staatspräsident Valéry Giscard d'Estaing. Ich hörte Moniques dunkle Stimme gurren. Als

Bismarck auf Schloß Friedrichsruh ein großes Fest organisieren. Man empfing uns fürstlich. Mein damaliger Begleiter Patrick und ich bekamen natürlich ein Doppelzimmer. Ich wurde behandelt wie eine Königin. Am Premierenabend wurde „Shalako“ in der Originalfassung mit deutschen Untertiteln gezeigt. Beim Abspann setzte Applaus ein, obwohl der Film ein Flop war.

Am nächsten Tag äußerte ich den Wunsch, die übel beleumdete Herbert-

straße in St. Pauli zu besuchen: Komisch, diese Nutten hinter den großen Fensterscheiben. Sie strickten, lackierten sich die Nägel und stellten sich halbnackt zur Schau. So nett und einladend war es, daß ich fast Lust bekam, ein Täßchen Kaffee mit ihnen zu trinken.

Unbewußt hatte ich 1972 bereits den Rückzug aus dem Filmgeschäft angetreten, es belastete mich mehr, als daß es mich beglückte. Man wollte mir nicht glauben, denn noch warben die Plakate für „Die Rum-Straße“ und die mit Claudia Cardinale gedrehten „Petroleum-Miezen“ um das Kinopublikum.

Richtig wohl fühlte ich mich auf meinem kleinen Landsitz in Bazoches, wo man mich nur mit Gummistiefeln, abgetragener Cordsamthose und zerzaustem Haar durch Schlamm, Kuhfladen und Pferdeäpfel traben sah, um mich herum meine sechs Hündinnen, ein Dutzend Katzen, ein zahmes Kaninchen, zwanzig Enten, ein Esel, ein halbes Dutzend Ziegen und Schafe, die ich vor der Schlachtbank bewahrt hatte.

Roger Vadims Film „Don Juan 73“ machte gegen Ende meiner Karriere die jämmerlichste Schauspielerin aus mir. Ich brach zusammen, leerte zwei Flaschen Champagner und drei Literflaschen Rotwein täglich. Mir war, als verlöre mein Lebensbaum all seine Blätter.

Während der Dreharbeiten zu meinem 49. Film gab ich bekannt: „Ich steige aus,

dieser Film ist mein letzter.“

Ich war 38 Jahre alt. Vorbei war die Zeit, in der ich zwei Leben nebeneinander leben mußte: mein eigenes und das der jeweiligen Heldin des Films, die ich gerade darstellte. Manchmal hatten sich beide so sehr miteinander vermischt, daß ich die Liebesaffären oder die Konflikte der Rolle im wirklichen Leben weiterspielte.

Ich fühlte mich von einer gewaltigen Last befreit. Das letzte Bild in meinem letzten Film zeigt mich mit einer Taube auf der Hand. Dieses Symbol war kein Zufall.

Ich schwor mir, meinen Namen, meinen Ruhm, mein Vermögen, meine noch vorhandene Jugend und meine Kraft fortan für sämtliche Tiere der Welt einzusetzen, ihnen zu helfen, für sie zu kämpfen, sie zu rächen, sie zu lieben und Liebe für sie zu erbetteln – bis zu meinem Tode.

Kurz: Ich trat ein in den Orden der Tiere. □



Ehepaar Sachs-Bardot (1966): „Wette oder Liebe auf den ersten Blick?“

es mir zuviel wurde, schnappte ich mir den Hörer. Valéry säuselte, er müsse unbedingt die Frau zu dieser hypnotisierenden Stimme kennenlernen. Ich schlug ihm vor, am nächsten Tag auf ein Gläschen vorbeizukommen.

Leider mußte Monique Paris verlassen, so daß ich Ersatz für sie brauchte. Mich ritt der Teufel, als ich Claude Deffe anrief, einen engen Freund von Sacha Distel, der für einen Ulk jederzeit zu haben war. Ich stellte ihm meine Perücken, meine Strumpfhosen, meine Miniröcke zur Verfügung, nur mit den Schuhen (ich trug Größe 37 und er grazile 43) haperte es.

Ich hatte ein paar Freunde eingeladen, damit es lustiger zugeht. Es brannten nur Kerzen, der Champagner stand bereit, und Claude war geschminkt und verkleidet. Bei seiner Ankunft küßte Valéry „Monique“ mit formvollendeter Eleganz die Hand, doch sein Blick blieb merkwürdig lange darauf haften. Dann erklärte er brüsk, seine Arbeit rufe, und machte sich auffallend hastig aus dem Staub. Warum, das begriff ich, als ich Claudes behaarte Hände sah.

An meinem 34. Geburtstag, am 28. September 1968, sollte in Hamburg die Premiere von „Shalako“, meinem zuletzt gedrehten Film, stattfinden. Aus dem Doppel-Anlaß wollte die Familie von



Tierschützerin Bardot (1994) „Kämpfen und rächen“

Spanien

Unser Henker

Der Wettbewerb um die Prado-Erweiterung endete mit einem Flop. Die konservative Regierung hat es mit den Künstlern verdorben.

Die neue Herrin versprach großartige Zeiten. Der Prado werde das „Flaggschiff“ ihrer Kulturpolitik sein, erklärte Esperanza Aguirre, 45, als sie ihr Amt als Erziehungs- und Kulturministerin antrat. Der Ausbau des wichtigsten spanischen Kunstmuseums zur größten Bilderschau der Welt sollte der neuen konservativen Mannschaft unter Ministerpräsident José María Aznar etwas internationalen Glanz verleihen.

Von den Sozialisten hatte die Regierung einen Architektenwettbewerb geerbt, der den Prado in ein „Museum des 21. Jahrhunderts“ verwandeln und die Ausstellungsfläche um ein Drittel vergrößern sollte. Vorbild war der Grand Louvre, mit dem sich der französische Präsident François Mitterrand ein Denkmal gesetzt hat.

Doch aus dem Gran Prado wird offenbar nichts. Mit gezwungenem Lächeln verkündete Aguirre, die Jury unter ihrem Vorsitz habe sich nicht für einen der über 500 eingereichten Baupläne entscheiden können, da „kein Vorschlag die Probleme, die das Museum hat“, vollständig löse. Zwei junge Teams wurden immer-

hin mit einem Ankauf gewürdigt: die Madrider Architekten Alberto Martínez und Beatriz Matos, die den billigsten Entwurf vorgelegt hatten, sowie Jean-Pierre Dürig und Philippe Rami aus Zürich.

Die Politiker, die in der Jury mit einer Sperrminorität vertreten waren, haben jetzt wieder freie Hand; sie könnten die gesammelten Ideen für eine Collage verwenden und dann möglichst preisgünstig bauen. „Ein Monster, ein Frankensteinmuseum“ werde da entstehen, fürchtet die Zeitung *El Mundo*.

Das klägliche Ende des Wettbewerbs stellt die bislang größte Pleite aus dem Ministerium der Esperanza Aguirre dar. Die Juristin war dem Volksparteichef Aznar als unnachgiebige Sparerin in der Gemeindeverwaltung von Madrid aufgefallen, wo sie zuletzt als zweite Bürgermeisterin amtierte. Das Rezept der Wirtschaftsliberalen bestand vor allem darin, öffentliche Dienstleistungen unter privates Management zu stellen. Nun soll sie den Künstlern Diät verordnen.

Seit ihrer Machtübernahme vor vier Monaten scheinen die Konservativen entschlossen, in der Kulturpolitik eine Wen-

de einzuleiten. Dabei sind sie schon mehrmals angeeckt. Die knappen Haushaltsmittel des zusammengelegten Erziehungs- und Kulturministeriums will Aguirre, fromme Mutter zweier Kinder, vor allem dazu einsetzen, die meist katholischen Privatschulen zu subventionieren. Die Ministerin, die dem strengen Laienorden Opus Dei nahesteht, möchte katholische Religion und Ethik zu Prüfungsfächern machen.

Erklärermaßen liebt sie die Zarzuela, die spanische Operette; sonst tut sie sich schwer mit den Künsten. „Sara wer?“ fragte sie ihre Umgebung, als der portugiesische Dichter José Saramago erwähnt wurde, der seit Jahren als einer der iberischen Nobelpreisanwärter gilt.

Den Direktor des Madrider Teatro Español verblüffte sie mit der Forderung: „Theaterstücke dürfen nicht länger als eineinhalb Stunden dauern. Das Publikum langweilt sich sonst und kommt nicht rechtzeitig zum Abendessen.“

Den Protest der Filmschaffenden zog Aguirres Ministerium auf sich, als Staatssekretär Miguel Angel Cortés ankündigte, Subventionen fürs Kino nur noch nach dem Publikumserfolg verge-



A. CALIZ / COVER



E. GRAMES / BILDERBERG

Kulturministerin Aguirre, Prado in Madrid: Plastiken vom Sockel gestürzt, Regen im Velázquez-Saal

Werbeseite

Werbeseite

ben zu wollen. „Die vergangenen 13 Jahre“ – die Ära der Sozialisten – „waren die schlechtesten in der Geschichte des spanischen Films“, so Cortés.

Der Regisseur Fernando Trueba, der 1994 den ersten Oscar für einen spanischen Film errang, erwiderte dem Staatssekretär, daß „die ultraliberale Tendenz nur zur Verarmung“ der Filmkunst führen werde. Und sein Kollege Pedro Almodóvar, der mit seinen bizarren Komödien nach dem Tod des Diktators Franco zum Aushängeschild für Spaniens kulturellen Aufbruch wurde, nannte Cortés „unseren Henker“.

Kleinliche Sparwut und parteipolitisches Gezerre könnten nun auch Madrids größte Touristenattraktion, den Prado, entwerten. In den vergangenen fünf Jahren haben sich vier Direktoren bei dem Versuch verschlissen, die weltgrößte Sammlung von Werken der spanischen Meister Velázquez, Goya und El Greco angemessen zu ordnen und zu präsentieren. Wegen Personalknappheit – das Museum beschäftigt bislang nur sechs Kuratoren, für seine 1000 Skulpturen hat es keinen Kustos – waren bis vor kurzem noch nicht einmal alle Ausstellungsstücke katalogisiert.

Einige Plastiken sind so schlecht befestigt, daß sie schon mal vom Sockel stürzten. Weil das Dach mit verschiedenen Materialien, darunter Klebeband, notdürftig geflickt ist, seit Napoleons Besatzungstruppen das Blei aus den Schindeln zu Kugeln einschmolzen, tropfte Regenwasser sogar in den Saal der berühmten „Meninas“ von Velázquez.

Das Gebäude, das Juan de Villanueva, Baumeister des Bourbonenkönigs Karl III., vor 209 Jahren errichtete, bietet nur einem Sechstel der Gemälde und einem Zehntel der Plastiken aus dem immensen Prado-Besitz Raum. Unter den unzugänglichen Werken, die in den modrigen Kellern oder in Hallen am Stadtrand ausgelagert sind, befinden sich mindestens 500 Kunstschätze ersten Ranges.

Mit einem großen Wurf sollten diese Mängel behoben werden. Da im historischen Innenstadt-Viertel keine größeren Neubauten entstehen dürfen, planten die Sozialisten, die angrenzenden Gebäude des Armeemuseums und den Kreuzgang der Hieronymiten-Kirche für die Erweiterung zu nutzen. 240 Millionen Mark waren für den Prestigebau vorgesehen.

Doch die konservative Regierung stellt in ihrem Sparhaushalt diesen Etatposten in Frage. Bis Dezember soll Prado-Direktor Fernando Checa, angeregt von den Modellen der Architekten, alternative Pläne für die Unterbringung der Kunstwerke vorlegen.

Dieser Tage rollt erst mal ein gigantisches Baugerüst, 300 Tonnen schwer, 35 Meter hoch und 75 Meter breit, auf Schienen über den Prado – für ein neues Dach aus Glas und Blei.



Razzia gegen illegales Glücksspiel in Bangkok: Fragwürdige Allianzen

Thailand

Bombe in der Höhle

Korrupte Demokratie: Kaum irgendwo in Asien sind die Kontakte mächtiger Unterweltfiguren zu Politikern so eng wie in Bangkok.

Der Killer kam um drei Uhr nachts. An zwei Leibwächtern vorbei schlüpfte er in das Schlafzimmer seines Opfers und tötete den Mann im Bett mit einer Machete.

Der Tatort war eine vornehme Villa im Norden Bangkoks, der Ermordete hieß Chaisiri Ruangkarnchanaset, 65 – ehemaliger Politiker, Unternehmer und wahrscheinlich einer der zwielichtigsten Bosse des Landes.

Die Art des Todes paßte zu seinem Leben. Denn Chaisiri war ein typischer „Jao Pho“. So nannten die Thailänder einst einen Geist, der Übel abwenden und Glück bringen kann. Heute verstehen sie darunter einen mächtigen Geschäftsmann, der dermaßen einflußreich ist, daß die irdischen Gesetze für ihn außer Kraft zu sein scheinen.

Chaisiri galt wegen seiner Herkunft als „Pate des Nordostens“. Er brannte Schnaps, besaß Hotels und Massagesalons. Vor allem aber engagierte er sich im lukrativen Holzgeschäft mit den Roten Khmer an der kambodschanischen Grenze.

Sein schärfster Konkurrent wurde in Kambodscha erschossen. Daß auch er gefährlich lebte, war ihm bewußt. Nur knapp entging er einem Bombenanschlag in seiner Diskothek „Die Höhle“ in der Stadt Ubon Ratchathani. Chaisiri trug stets zwei Pistolen im Holster, umgab sich mit zwei von der Armee gestellten Militärpolizisten sowie acht weiteren Leibwächtern und fuhr in einem Konvoi aus vier völlig gleich aussehenden Autos, um Attentäter zu verwirren.

Trotz dubioser Geschäfte saß er lange an den Schaltstellen politischer Macht: Er war Minister im Amt des Regierungschefs, dazu in drei Regierungen stellvertretender Handelsminister und über fünf Legislaturperioden Abgeordneter.

Nirgendwo in Südostasien sind die Kontakte von Schattenfiguren aus der Halbwelt mit ihrem oft atemberaubenden Reichtum zu Ministern, Generälen und Parlamentariern so eng und fruchtbar wie in Thailand. Ein mutmaßlicher Pate, Narong Wongwan, hätte es 1992 sogar beinahe zum Premier gebracht – wäre nicht rechtzeitig bekannt geworden, daß er keine Staatsbesuche in Washington hätte machen können; die



Premier Banharn

Werbeseite

Werbeseite

Amerikaner hatten ihm bereits 1991 ein Visum verweigert, weil sie ihn des Drogenhandels verdächtigten.

Mindestens fünf Minister und Vizeminister von über 90 Kabinettsmitgliedern seien zur Zeit entweder selbst Paten oder deren Söhne und Adjutanten, behauptet ein Experte für Wirtschaftskriminalität in Bangkok. Viele Politiker in Parteien und Parlament verfügten zudem über direkte Verbindungen zu den Jao Pho.

Einer von ihnen soll Verteidigungsminister Chavalit Yongchaiyudh sein. Dem Ex-Armeechef und jetzigen Chef der „Partei der Neuen Hoffnung“ wird unbändiger Ehrgeiz nachgesagt, Thailands nächster Regierungschef zu werden.

Chavalit, der die Rolle des Politikers vor allem als „Helfer von Geschäftsleuten“ definiert, pflegte laut thailändischen Veröffentlichungen lange Zeit engen Kontakt zu dem chinesischstämmigen Sia Leng aus Khon Kaen im Nordosten Thailands. Dieser stieg vom Nudelverkäufer zu einem der mächtigsten Tycoons des Landes auf. Das ganz große Geld verdiente der leidenschaftli-

Polizisten kassieren als Nebenverdienst Millionen von Mark

che Spieler vermutlich mit der Organisation illegaler Lotterien. Sia Leng: „Bei allem, was ich tue, muß ich mich auf Freunde und Verbindungen in der Politik verlassen.“

Fragwürdige Allianzen zwischen Politik und Kommerz sind typisch für die jungen Demokratien asiatischer Boomländer, wo weniger Persönlichkeit und Parteiprogramme als Patronage und Portemonnaies die Politik bestimmen. Kritiker nennen Thailand denn auch eine „Geld-Demokratie“.

Chaisiri etwa gründete eine Partei, um in Bangkok mitreden zu können. Andere Geschäftsleute verschaffen sich über großzügige Parteispenden Einfluß und Posten. Premierminister Banharn Silpaarcha, ein vermögender Bauunternehmer, der sich vorige Woche wegen Korruptionsvorwürfen einem Mißtrauensvotum im Parlament stellen mußte, zog sich während seiner politischen Karriere den Spitznamen „Wandelnder Geldautomat“ zu, weil er auftauchende Probleme am liebsten mit Geld löste.

„Die Jao Pho manipulieren die Institutionen der parlamentarischen Demokratie. Sie nutzen die Macht, um ihren übergesetzlichen Status zu erhalten. Sie spielen eine Schlüsselrolle bei Parlamentswahlen“, klagen die Sozialwissenschaftler Pasuk Phongpaichit und Sungsidh Piriyanaransan in einem jüngst erschienenen Buch über „Korruption und Demokratie in Thailand“.

Bei Wahlen kaufen die Paten sich oder ihren Favoriten die nötigen Stimmen. Eine andere Methode wählte der Unternehmer Kamnan Bo aus der Provinz Chonburi: Er ließ einmal jeden seiner Helfer Hunderte Stimmen für seinen Kandidaten abgeben, ohne daß die Polizei eingriff.

Der ehemalige Fischer soll am Anfang seiner Karriere Dollar nach Kambodscha geschmuggelt haben. Später spekulierte er mit Immobilien und investierte in der Vergnügungsbranche. Dabei machte er sich viele Feinde: 1994 mähnten Killer seinen Assistenten mit einer Uzi-Maschinenpistole nieder, im vorigen Jahr starb ein Freund im Kugelhagel.

Mittlerweile hat Kamnan Bo, der sich der Autorin Pasuk Phongpaichit zufolge einmal als „Halb-Geschäftsmann, Halb-Gangster“ beschrieb, einen direkten Draht nach Bangkok: Ein Sohn ist stellvertretender Industrieminister, der andere Sekretär des Ministers im Amt des Ministerpräsidenten.

Ihre Verbindungen zu Bangkoks Schaltstellen nutzen die Jao Pho, um für ihre Branche nützliche Gesetze auf den Weg zu bringen, Verwandte und Geschäftspartner in einflußreiche Ämter zu heben und Subventionen in ihre Heimatprovinzen zu leiten.

Regierungsaufträge fallen fast immer nur Firmen zu, die mit Politikern über Verwandte oder Teilhaber eng verquickt sind. In der Provinzstadt Korat erhielten Ende der achtziger Jahre ausschließlich Bangkoks Parteibonzen den Zuschlag für den Bau von Universität und Autobahn.

Davon profitieren die Bewohner der Provinzen, die in den Paten nicht furchterregende Mafiosi sehen, sondern Helfer in der Not. Sie finanzieren Hochzeiten und Beerdigungen, bezahlen den Armen Operationen und die Ausbildung ihrer Kinder. So ersetzen sie auf dem Land praktisch das Sozialamt.

Meist von chinesischen Einwanderern abstammend, haben die Jao Pho ein dichtes Geflecht von Vetternwirtschaft über Thailand gelegt. Hunderte Politiker, Beamte, Soldaten und Polizisten stehen auf ihren Gehaltslisten. „An der Spitze der Pyramide“, sagt ein Polizeioffizier, „sitzen die sogenannten Männer mit Einfluß. An der linken und rechten Seite des Fundaments sind die Killer und die Regierungsbeamten.“

Besonders eng verbandelt sind Mafia und Polizei inzwischen beim illegalen Glücksspiel. Zwischen 1993 und 1995, ermittelten jüngst Forscher der Chulalongkorn-Universität, wurden mit Untergrundlotterien und Spielhöhlen 117 Milliarden Mark umgesetzt.

Damit Würfel und Roulettekugeln ungestört rollen, spenden die Bosse großzügig an die Polizei. In Bangkok gibt es Offiziere, die jedes Jahr auf einen Nebenverdienst von einer Million Mark kommen. □

Tennis

Köpfe unter den Tisch

Die Steueraffäre Graf versetzt die internationale Tennisszene in Aufregung: Erstmals wurde bewiesen, daß bei den Damenturnieren verbotene Antrittsgagen gezahlt werden. Der Weltverband müßte Turnierdirektoren, Spielerinnen und selbst den Deutschen Tennis Bund bestrafen. Doch wie andere Sportverbände auch, bricht die WTA ihre Regeln.

Die Falle für die feine Welt des weißen Sports ist auf Seite 129 einer Akte mit dem Kennzeichen 616 Js 223/95 versteckt. „V. Turniereinnahmen“ steht da, und dann folgen verschiedene Zahlen und Begriffe aus dem täglichen Tennis-Business.

„Antrittsgeld Leipzig: 250 000 DM“ heißt es beispielsweise an einer Stelle, „Antrittsgeld Zürich: 149 429 DM“ an einer anderen, und dann folgen: „Antrittsgeld Montreal: 88 422 DM“, „Teilnahme an den Turnieren in Hamburg und Berlin: 398 750 DM“ oder auch „Antrittsg. Hilton Head 79 053 DM“.

Die Anklage gegen Peter Graf und seinen Steuerfachgehilfen Joachim Eckardt liegt Anne Person Worcester, 35, nicht vor. Die Dame aus Stamford im US-Bundesstaat Connecticut drängt sich auch nicht gerade danach, einen Einblick in die Akte zu bekommen. Denn das dicke Dokument beschert der Amerikanerin ein Problem, auf das sie durchaus verzichten könnte.

Anne Person Worcester ist Chief Executive Officer, eine Art Generalmanagerin des Weltverbands der Tennisspielerinnen, der WTA. Und die WTA verbietet in ihrem Regelwerk genau das, was in der Graf-Affäre, beinahe nebenbei, erstmals nachgewiesen wurde: Veranstalter zahlen Gagen für das bloße Erscheinen von Spielerinnen bei Turnieren.

Wie die Women's Tennis Association mit dieser Erkenntnis umgeht, ist typisch für so viele Sportverbände, die sich gern Gesetze geben und diese dann ignorieren. Ermittlungen habe sie nicht in Auftrag gegeben, so Worcester „weil niemand offiziell Beschwerde eingelegt hat“. Wo kein Kläger, da eben auch kein Richter.

Die Regel 4.6 im „Code of Conduct“ der WTA ist klar formuliert, Schlupflöcher bietet sie nicht. „Keine Spielerin (oder ihr Manager, Trainer, Familienmitglied)“, heißt es, „darf Geld oder Wertgegenstände annehmen, die, direkt oder indirekt, von einer Quelle stammen, die das Erscheinen bei einem Turnier der WTA-Tour beeinflussen oder garantieren will.“ Mindestens 50 000 Dollar Geldstrafe und bis zu 90 Tage Sperre würden für jeden Verstoß fällig, die

Gagen seien zurückzuzahlen; den Veranstaltern droht der Entzug des Turniers.

Die Familie Graf, das haben Staatsanwälte und Steuerfahnder mit Vernehmungsprotokollen, Verträgen und Quit-tungen penibel belegt, hat dennoch abkassiert, wo immer Steffi den Schläger schwang. 400 000 Dollar sollen es etwa 1990 in Tokio gewesen sein, 300 000 Dollar zahlte Ion Tiriacs Firma World Sport Marketing 1994 in Essen. Peter Graf, sagt der Generalsekretär des Deutschen Tennis Bundes (DTB), Günter Sanders, sei eben „ein äußerst schwieriger Verhandlungspartner“ gewesen, der „den Marktwert seiner Tochter kannte“.

Daß Antrittsgelder gezahlt werden, ist ein offenes Geheimnis im Damentennis. Graf und ihre Gegenspielerin Monica Seles sollen, je nach Größe und Standort des Turniers, zwischen 50 000 Mark und 400 000 Dollar pro Auftritt verlangen können. Die Spanierinnen Arantxa Sánchez-Vicario und Conchita Martínez, jeweils etwa halb so teuer, folgen in der nächsten Kategorie. „Bis hin zur 13. der Weltrangliste sind Veranstalter zu zahlen bereit“, sagt ein deutscher Manager. Die Nummer 13 ist das Schweizer Talent Martina Hingis.

Die Akte Graf müßte nun eigentlich das Damentennis mit lautem Knall in die

Luft jagen. Die weltbeste Tennisspielerin, der DTB, Sportmarketing-Agenturen und Veranstalter sind verstrickt – gegen alle müßte die WTA ermitteln.

Allerorts stecken darum wichtige und zugleich ängstliche Leute ihre Köpfe unter den Schreibtisch und rühren sich nicht. „Ich bin wohl der einzige Veranstalter, der während des Prozesses noch fröhlich ins Bett gehen kann“, sagt Dieter Fischer, Chef des WTA-Turniers von Filderstadt. Fischers beliebte Veranstaltung hatten die Grafts gemieden, weil dort keine Geldscheine, sondern bestenfalls Probefahrten im neuesten Porsche-Modell abzustauben waren. „Alle anderen Organisatoren fürchten nun den großen Skandal“, meint ein DTB-Mann.

Doch nichts passiert, und auch das sagt einiges aus über den Zustand des professionellen Sports im Jahr 1996. Es gehe, meint der Oldenburger Sportsoziologe Bero Rigauer, nicht darum, Steffi Graf für jedes bezahlte Turnier drei Monate und damit insgesamt lebenslanglich sperren zu wollen: „Das wäre ja kindisch“ und die Nummer eins wohl nicht mehr als ein Sündenbock. Es gehe jedoch um Moral und „letztlich um die Frage der Ethik: Kann man Sport so noch wollen“?



Olympiasiegerin Enquist in Atlanta: Drogen ins Essen gemischt?



H. BANGEN / BONGARTS

Tennisprofi Graf beim Grand-Prix-Turnier in Leipzig (1993): „Der Vater kannte ihren Marktwert“

Denn es scheint ein grundsätzliches Phänomen des Sports zu sein, daß Verbände Regeln und Statuten aufstellen, die Sponsoren und Zuschauern den Glauben an einen sauberen Wettkampf erhalten – und daß dieselben Verbände ebendiese Regeln und Statuten ignorieren, sobald sie den Geschäftsgang behindern.

Das kann im Sinne des Sports sein – etwa wenn die WTA Monica Seles beim Comeback nach dem Attentat als Nummer eins einstuft, um ihr die Mühen der Qualifikationsturniere zu ersparen.

Öfter kommt es allerdings vor, daß die Funktionäre von niederen Motiven getrieben werden. Ohne größere Hemmungen nutzen sie alle Möglichkeiten eines Systems aus, in dem es, so der Dortmunder Anwalt Reinhard Rauball, „keine Aufsichtsorgane gibt und die Negierung selbstgesetzten Rechts keine relevanten Folgen hat“. Eben darum, meint Rigauer, sei es „die übliche Praxis von Verbänden, auf einer formellen und einer informellen Ebene zu handeln“. Formell, heißt das, ist wohl jeder Funktionär gegen Doping, denn ein schmutziger Sport fände keine

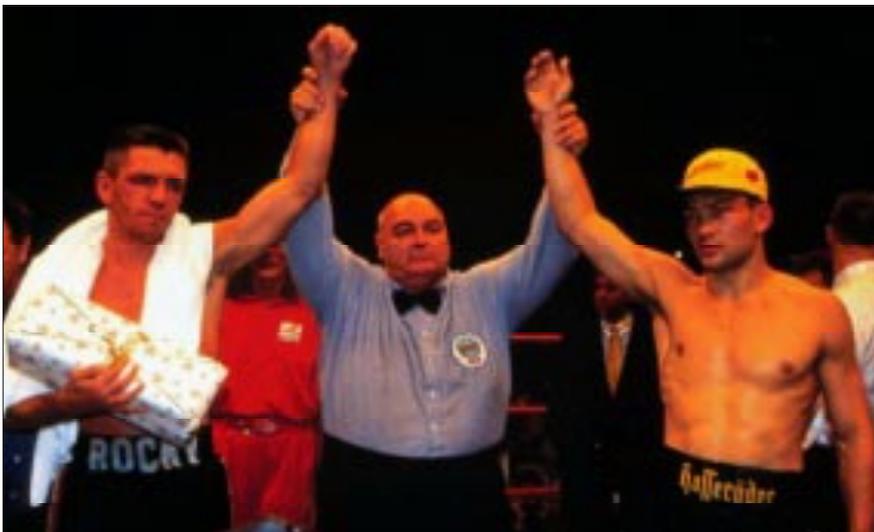
Geldgeber. Informell aber schaut mancher nicht hin, weil auch Rekorde benötigt werden, um die Millionen aufzutreiben. Und darum wird geheuchelt.

Als die australische Schwimmerin Samantha Riley von den Doping-Fahndern erwischt wurde, sperrte der Weltverband Fina nur ihren Trainer – Riley mußte als nationales Idol unangetastet bleiben. Amerikanische Footballspieler schlucken Schmerzmittel, Basketballer putschen sich auf – in den Profiligen wird vieles geduldet, wenn das Spektakel stimmt.

Dehnbar ist jede Regel. Da durfte das Nationale Olympische Komitee Irlands die Schwimmerin Michelle Smith in Atlanta für die 400-Meter-Freistil-Strecke nominieren, obwohl die Anmeldefrist längst abgelaufen war. Smith gewann Gold, und die Zweite, die Magdeburgerin Dagmar Hase, fühlte sich „betrogen“.

Die russische Hürdenläuferin Ludmila Naroschilenko und ihr Landsmann, der Gewichtheber Alexej Petrow, erklärten positive Doping-Befunde damit, daß ihre Lebensgefährten ihnen im Streit Drogen ins Essen gemischt hätten. Das reichte den Funktionären, die Sperren so rechtzeitig aufzuheben, daß Petrow und Naroschilenko, die inzwischen Enquist heißt, in Atlanta Olympiasieger werden durften.

Box-Funktionäre mögen's besonders dreist. Als Graciano Rocchigiani beim Duell um die Halbschwergewichts-Welt-



SVEN SIMON

Boxer Rocchigiani, Michalczewski*: „Kann man Sport so noch wollen?“

* Nach dem WM-Kampf am 10. August in Hamburg.

Werbeseite

Werbeseite

meisterschaft eines Verbandes namens WBO Dariusz Michalczewski niederschlug, obwohl der Ringrichter den Kampf unterbrochen hatte, waren die Regeln eindeutig: Da Rocchigiani in Führung lag, hätte er zum Sieger erklärt werden müssen. Doch die WBO bearbeitete die Paragraphen so lange, bis Michalczewski Titelträger bleiben konnte.

Auch die Women's Tennis Association hatte allen Grund, Antrittsgelder offiziell zu untersagen. Zwei Jahre lang suchten ihre Agenten vergebens einen Hauptsponsor, und die Langeweile war groß: In den ersten Runden spielten oft Untrainierte gegeneinander, und am Ende gewann Steffi Graf. Startgelder hätten da etwas sehr Anrühiges gehabt: Athleten sollen schließlich für den Sieg kämpfen und nicht schon vor dem Finale satt sein.

Im wahren Leben steht dem Mangel an Superstars, die über Profit oder Pleite entscheiden, allerdings ein Überangebot an Turnieren gegenüber. Die Manager bieten um die Wette, und darum sind die fetten Gagen nicht zu verhindern: „Der Selbsterhaltungstrieb siegt fast immer“, hat Fischer erfahren. So formte sich jene Gemengelage, in der das Verbotene so üblich gewesen sein muß, daß kaum noch jemand wußte, daß es verboten war.

WTA-Chefin Worcester hetzt in diesen Tagen von Meeting zu Meeting. „Ich möchte nicht den Eindruck vermitteln, daß wir nur hier sitzen und abwarten, daß uns jemand Informationen bringt“, sagt sie. Genau diesen Eindruck vermittelt unglücklicherweise Joe Favorito, PR-Manager der WTA: „Niemand“, meint er, „hat uns bisher kontaktiert.“

Ein Anruf bei einem Kollegen in Hamburg könnte den WTA-Leuten Klarheit verschaffen. Dort residiert der WTA-Direktor und DTB-Generalsekretär Sanders. Und der hätte ohne Steffi Graf seine Turniere zusperrern können. Also hat er gezahlt, immer wieder.

1990 bekamen die Grafts für Steffis Start in Hamburg und Berlin 425 000 Mark. Ein Jahr später waren es 268 875 Mark und zusätzlich 250 000 Mark Prämie für den Einsatz beim Federationscup. 1992 war der Dreierpack 720 000 Mark Startgeld wert, 1993 880 000 Mark. Peter Graf hat verhandelt, Joachim Eckardt („Betrag erhalten“) hat die Quittungen unterschrieben, und die wurden beim DTB sauber abgeheftet, als würde durch Ordnung aus schwarzem Geld sauberes.

Dieter Fischer hätte Steffi Graf auch gern nach Filderstadt gelockt. Einmal, lange ist es her, hockten er und Peter Graf sogar im Hotel Gloucester in London. Graf sah Fischers edle Uhr, ein Exemplar von Turniersponsor Ebel, und sagte beiläufig: „So eine hätte ich auch gerne.“ Da meinte Fischer: „Du kannst eine Swatch haben.“ Danach verhandelten sie nie wieder.



Wellenreiter Dunkerbeck: „Die Vorstellung, zu verlieren, existiert in seinem Kopf nicht“

Surfen

Big Day auf Hawaii

Weltmeister Björn Dunkerbeck ist zu gut: Die Konkurrenz hat vor seiner Übermacht kapituliert, Sponsoren wenden sich vom Worldcup ab.

Sie nennen ihn „den Chef“. Und wenn er sein Können zur Schau stellt, etwa im Rahmen des Worldcups an der Küste von Pozo, einem kleinen Ort auf Gran Canaria, will keiner der weltbesten Windsurfer diese Gratis-Lektion verpassen; dann stehen sie dicht nebeneinander am Strand und starren anächtig aufs Meer.

Mit 60 Stundenkilometern rauscht Björn Dunkerbeck auf seinem Surfbrett durch die Brandung. Bei 9 Windstärken katapultiert er sich aus 5 Meter hohen Wellen 12 Meter in die Höhe. 20 Meter fliegt er über die See, dann setzt er das Brett scheinbar mühelos aufs Wasser.

Selbst vor rüdester Windsurfakrobatik schreckt Dunkerbeck, 27, nicht zurück.

Mindestens sieben Meter Flughöhe benötigen Profis, um einen doppelten Salto vorwärts drehen zu können. Wem bei der Rotation nicht schon die Fliehkräfte das Segel aus den Händen reißen, dem gibt für gewöhnlich die Landung den Rest: „Entweder dein Brett knallt in zwei Teile“, sagt Ex-Profi Björn Schrader aus Utting am Ammersee, „oder dir brechen beim Aufprall die Knöchel.“ Dunkerbeck übersteht auch diese Übung unbeschadet.

Die professionellen Beobachter am Strand sind fassungslos ob der Performance des Hünen. Mit stehenden Ovationen empfangen sie ihn nach seiner Show.

So hat es Dunkerbeck am liebsten: Den Rest der Surfwelt in regelmäßigen Abständen zu demoralisieren gehört zur Strategie. Seinen Wettstreitern gilt er als eine Art Naturereignis: Man bestaunt ihn ehrfürchtig – aufhalten, darüber sind sich alle einig, kann ihn ohnehin niemand.

Seit acht Jahren ist Dunkerbeck Weltmeister. Seit 1993 hat er alle Einzeldisziplinen (Kursrennen, Slalom, Wellenreiten) des Worldcups gewonnen, was ungefähr so ist, als würde ein Skirennläufer Abfahrt, Slalom und Riesentorlauf dominieren.

„Vier bis fünf Jahre“, schätzt Schrader, selbst elf Jahre lang Profi, werde Dunkerbecks Alleinherrschaft noch währen. Andere Experten befürchten deshalb, daß die Nummer eins bis dahin ihren Sport

kaputtgewonnen haben wird: Dunkerbecks Ausnahmestellung ist nicht gut fürs Geschäft.

„Soll ich jetzt mit Absicht verlieren?“ fragt Dunkerbeck und lacht. Das wäre so, als verlange man vom FC Bayern den freiwilligen Abstieg in die Zweite Liga.

Wenn der gebürtige Däne, der auf Gran Canaria aufwuchs, wie diese Woche beim Worldcup auf Sylt ans Gestade tritt, steht für ihn selbst der Sieger im voraus fest: „Die Vorstellung, zu verlieren, existiert in seinem Kopf nicht“, sagt der französische Profi Patrice Belbeoc'h.

1986 wurde Dunkerbeck Profi. Zwei Jahre später entthronte er den Urvater des Windsurfens, den Hawaiianer Robby Naish, der ein Jahrzehnt lang Weltmeistertitel in Serie abräumte und eigentlich als unschlagbar galt.

Dunkerbeck beendete damals die Ära der feierfreudigen Beachboys, denen der Profi-Zirkus eine schrille Dauerparty war. Seitdem wird die Szene von einem nervenstarken Modellathleten mit Idealmaßen (1,95 Meter, 95 Kilogramm) regiert, der alles im Leben – ob den morgendlichen Strandlauf oder die Siegesfeier an der Bar – als Wettbewerb befreift.

Ausgestattet mit den Ausdauerwerten eines Radprofis sowie einer Muskelkraft, die um 30 Prozent höher liegt als jene seiner Konkurrenten, wirkt Dunkerbeck wie ein Rennboot unter Ruderkähnen. „Wenn

Werbeseite

Werbeseite

man aus lauter Einzelteilen den perfekten Surfer basteln würde, es käme Dunkerbeck heraus“, sagt Ex-Kollege Schrader.

Er hat den Geschwindigkeitsweltrekord für Segelfahrzeuge gebrochen, erreicht bei Langstreckenregatten oft eine Stunde früher als der Zweite das Ziel und stürzte die als Manöver- und Sprung-Avantgarde geltenden Hawaiianer in deren Revier auf Maui in Selbstzweifel: Der Kraftprotz mit dem Grenzbereichstück („Ich möchte so oft wie möglich nahe der Lebensgefahr surfen“) ist talentierter, mutiger, ehrgeiziger.

Anfangs leistete sich der erfolgsbesessene Hasardeur nach Niederlagen mit seinem ärgsten Rivalen, dem Schweden Anders Bringdal, durchaus handfeste Rangeleien. Inzwischen hat er für seine Mitstreiter meist nur noch Spott übrig: „Was, du traust dich noch, gegen mich zu fahren?“ Gern verunglimpft der in sechs Sprachen parlierende Star auch den Worldcup der Frauen: „Es stört mich nicht, wenn die Mädels in den Pausen ein wenig rumfahren.“

Für seine Dominanz gibt es Gründe: Schon als Sechsjähriger erlernte der Sproß einer wassersportbegeisterten Familie seine spätere Profession in der elterlichen Surfschule auf Gran Canaria – genau zu jener Zeit, als sich das Surfen grundsätzlich veränderte.

Gerade hatten kleine, wendige Wellenbretter die voluminösen Funboards vom Markt verdrängt: Die um fast die Hälfte geschrumpften Bretter revolutionierten den Sport ähnlich wie vor Jahren der V-Stil das Skispringen.

Renommierte Windsurfer der alten Schule mußten einen komplett neuen Sport lernen. Dunkerbeck indes wuchs mit den sogenannten Waveboards gleich auf, verinnerlichte deren speziellen Umgang spielerisch.

Auch technisch und organisatorisch ist Dunkerbeck seinen Konkurrenten um Längen voraus – er kann es sich leisten, über eine Million Mark kassiert er von seinen vier Sponsoren. Er läßt die besten Brettbauer und Segelmacher für sich arbeiten, bis zu 100 Tücher testet der Materialfetschist jährlich.

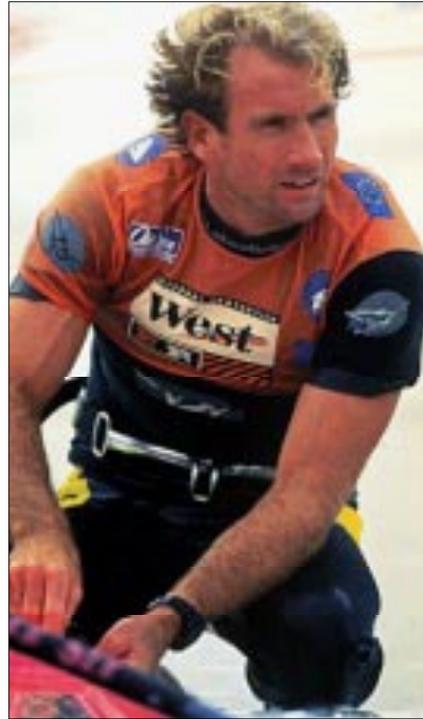
Fehler oder Schlamperei duldet er nicht: Einen Bretthersteller feuerte Dunkerbeck umgehend, als dessen Produkte offenbar nicht mehr für höchste Qualität bürgten. Geben seine Kollegen jährlich 100 000 Mark für Bretter und Riggs aus, investiert Dunkerbeck das Dreifache.

Wer den Weltmeister stürzen will, müßte seine finanziellen Möglichkeiten haben. Doch wer immer in die Surf-Werbung einsteigt, läßt sein Geld bevorzugt bei Dunkerbeck ab. Er verheißt die meisten Erfolge und damit die größte Publizität.

Um Talente auf sein Niveau zu hieven, dazu fehlen der Surfindustrie die Mittel:

Die Absatzzahlen sinken, die Produktion in den vergangenen drei Jahren mußte um 20 Prozent verringert werden. „Niemand ist bereit, Geld für so ein Abenteuer auszugeben“, begründet Dietmar Damith, Werbechef des Brettfabrikanten Mistral, die mangelnde Nachwuchsförderung.

So stabilisiert jeder weitere Dunkerbeck-Sieg die wirtschaftliche Vormacht



Surf-Legende Naish

Komplett neuen Sport gelernt



Worldcupsieger Dunkerbeck: „Wer stürzt, ist tot“

des für Spanien startenden Ausnahmekönners – und treibt den Surfsport in die Pleite.

„Die Spannung ist aus dem Worldcup raus“, mäkelte Marketing-Mann Damith. Fast jährlich ziehen sich Sponsoren zurück und widmen sich aufregenderen Leibesübungen wie Beachvolleyball oder Snowboarden.

Wurden vor zwei Jahren noch über 20 Regatten ausgetragen, konnten aus Geldmangel in dieser Saison nur 12 Worldcups gefahren werden. Zwar hat der neue Weltverband, die Professional Windsurfer Association, für 1997 eine umfangreichere Regatta-Tour angekündigt, doch nutzt die Surfindustrie neuerdings lieber kleine, nationale Veranstaltungen als Werbeplattform: „In Deutschland“, sagt Damith, „werden Surfbretter nämlich auch ohne Worldcup verkauft.“

Anfang dieser Saison schien die Wachablösung für einen Moment möglich: Beim ersten Meeting der Asse vor Almarre in Südfrankreich mußte Dunkerbeck verletzungsbedingt passen. Doch schon nach dem zweiten Wettbewerb im Juni erklärte das Fachbrevier *Surf* den Aufstand für gescheitert. „The Boss is back“, stellte das Blatt genervt fest: Von elf Rennen hatte Dunkerbeck sieben gewonnen.

Noch drastischer endete der nachfolgende Worldcup auf Gran Canaria. Nach drei von sieben Wettkampftagen lag der Grande im heimischen Revier uneinholbar vor seinem zermürbten Gefolge. Auf die Frage, ob er sich nun langweile, antwortete Dunkerbeck trotzig: „Dann fahre ich eben gegen mich selbst.“

Die wahren Spektakel spielen sich ohnehin nicht mehr beim Worldcup ab. In der Planung ist ein Langstreckenrennen über 4000 Seemeilen von Neufundland nach England. Schon zur Jahreswende werden in Jaws auf Maui (Hawaii) die unerschrockensten Gesellen der Zunft auf ihren „Big Day“ (Dunkerbeck) warten.

Drei- bis viermal pro Winter rollen im Dezember und Januar auf den Küstenstreifen turmhohe Brecher zu. An jenem Tag, an dem die Wellen mindestens 15 Meter erreichen, soll der bis dato ultimative Windsurfwettbewerb gestartet werden.

Dunkerbeck gehört zu den 16 Auserwählten, die an der maritimen Brachialsaule teilnehmen werden: „Ich bin schon ganz aufgeregt.“ Denn endlich „geht es an die Grenzen“, und der Ausgang sei ungewiß. Nur soviel, sagt Dunkerbeck, ist klar: „Wer in diesen Wellen stürzt, ist tot.“ □

Kulturgeschichte

Sklaven der Mode

Weit mehr, als sie es je selbst zugeben, seien auch scheinbar nüchterne Wissenschaftler „auf ihr Image bedacht, sie sind Sklaven der Mode wie alle anderen auch“. Mit dieser provozierenden These überraschte Martin Kemp, Kunsthistoriker an der University of Oxford, die britischen Naturwissenschaftler auf ihrem Jahrestreffen in Birmingham. Kemp hatte entdeckt, daß sich in dem Wandel bei der Gestaltung von Forschungsgerät und Büchern über Jahrhunderte die Zeiten und Kulturen ähnlich widerspiegeln wie in Gemälden und Skulpturen. So waren etwa die wissenschaftlichen Instrumente in der Renaissance noch reich mit Figuren und Ornamenten verziert, was dem Luxusbedarf der reichen aristokratischen Auftraggeber und Mäzene entsprach. Im viktorianischen Zeitalter waren die Instrumente meist aus edlen Materialien wie Messing und Mahagoni gefertigt, aber jedes schmückenden Zierats bar. Ebenso, sagt Kemp, käme kein moderner Molekularbiologe „im Traum auf die Idee“, seine wissenschaftliche Arbeit nicht mit der neuesten Moleküldarstellung aus dem Computer zu illustrieren, auch wenn ein althergebrachtes Modell aus Kugeln und Stäbchen genauso deutlich wäre.



Astronomisches Gerät (1648)

Hormone

Gezügelter Lust

Nun schon das dritte Mal innerhalb von 15 Monaten meldeten Wissenschaftler die Entdeckung eines Hirnhormons, das in der Lage sein soll, die Eßlust von Mensch oder Tier zu bremsen. Neben Leptin und dem GLP-1, so haben Neuropharmakologen am Scripps Research Institute in La Jolla, Kalifornien, entdeckt, kann offenbar auch das erst im Herbst letzten Jahres erstmals isolierte Hirnhormon Urocortin jegliches Hungergefühl vergessen lassen. Wie die Wissenschaftler in der Zeitschrift *Science* berichten, reichten schon zehn Milliardstel Gramm des Stoffes aus, um ausgehungerte Ratten vor vollen Freßnapfen stundenlang auf alle Nahrungsaufnahme verzichten zu lassen. Unklar ist noch, ob und gegebenenfalls wie die drei bislang gefundenen Stoffe bei der Steuerung des Eßverhaltens zusammenwirken. Einen Appetitzügler auf Urocortin-Basis erwarten die US-Forscher frühestens in einigen Jahren.



Grille

Verhaltensforschung

Von Menschen und Grillen

Die gleichen Fähigkeiten, die es dem Menschen erlauben, Töne zu unterscheiden und so Sprache zu verstehen, ermöglichen es Grillen, Freund und Feind auseinanderzuhalten. Obwohl beispielsweise „Be“ und „Pe“ fließend ineinander übergehen, zieht das menschliche Gehör eine scharfe Trennung (Sachsen vielleicht ausgenommen). Auch Grillen treffen „kategorische“ Entscheidungen, wie Forscher der Cornell University in Ithaca (US-Staat New York) herausfanden – je nach der Frequenz eines Schallsignals. Von einem Laut mit einer Frequenz unter 16 Kilohertz fühlten sich die Grillen angezogen – sie identifizierten ihn als Grillengesang. Oberhalb der 16-Kilohertz-Schwelle flüchteten sie – weil sie den Ton für den Ultraschall einer Fledermaus hielten.

Freizeit

Schnelle Knochenbrecher

„Viel gefährlicher“ als etwa Radfahren sei die „Trendsportart Inline-Skating“, warnt Karl Heinz Jungbluth vom Universitätskrankenhaus Hamburg-Eppendorf. Unter den Sportverletzungen nehmen die Knochenbrüche und Bänderrisse von Inline-Skatern schon den zweiten Platz hinter Fußball ein, weit vor Basketball oder Tennis. Jungbluth

und seine Mitarbeiter behandelten in den Monaten Juni und Juli allein in ihrer Unfallambulanz 142 Skater, 52 Prozent davon hatten Knochenbrüche erlitten, meist waren Handgelenk- und Unterarmbereich betroffen, aber es waren auch Hüftgelenks-, Becken- und Wirbelsäulenfrakturen dabei. Jeder sechste Patient mußte stationär behandelt werden. Ende nächsten Monats wollen die Eppendorfer Ärzte ihren niedergelassenen Kollegen, bei denen die Mehrzahl der Verletzten Erste Hilfe sucht, in einer Tagung über „Verletzungen beim Inline-Skating“ berichten.



Inline-Skater in Hamburg

Werbeseite

Werbeseite



T. STEPHAN

600-Gramm-Kind im Brutkasten: „Wir haben die Prognose um einen Quantensprung verbessert“

Frühgeborene

Babys im Kabelgewirr

Jährlich werden in Deutschland 7000 Kinder geboren, die weniger als 1500 Gramm wiegen. Das steigende Alter der Mütter, Hormontherapien und der Boom der Reagenzglaszeugung sorgen dafür, daß diese Zahl stetig steigt. Spezialisierte Intensivstationen sollen helfen, das Risiko von Blindheit, Lähmungen und Atemstörungen zu senken.

Ein zartes Quengeln dringt aus dem Brutkasten, in dem vier große Hände an einem winzigen Körper beschäftigt sind: Norbert, zwei Monate alt, 800 Gramm Geburtsgewicht, muß eine Augen Spiegelung über sich ergehen lassen.

Mit stumpfen Häkchen halten die Ärzte die Lider des Frühgeborenen auseinander. Behutsam wird dann, mit einem speziellen Miniatur-Gerät, der Augapfel des Kleinen hin- und herbewegt.

Trotz Schmerzbetäubung mit Kokain-Tropfen wird in dem rötlichen Gesicht-

chen die Unmut deutlich. Die Herzfrequenz, abzulesen auf dem Monitor an Norberts Inkubator, steigt auf 186 Schläge pro Minute. Leichtes Streicheln und Sauerstoff aus einem grünen Röhrchen, das dem Kind vor den Mund gehalten wird, sollen „den nicht ganz normalen Wert ausgleichen“, wie Volker von Loewenich sagt, Chefarzt an der Frankfurter Universitätskinderklinik.

Die für das Frühchen lästige, für die Ärzte „extrem mühselige Untersu-

chung“, so der Spezialist für Neugeborenen-Heilkunde (Neonatologie), kann schicksalsbestimmend sein: Je unreifer ein Kind auf die Welt kommt, desto größer ist die Gefahr, daß seine noch unterentwickelten Augen Schäden erleiden oder gar erblinden.

Vor allem in den Randbereichen des Auges wachsen die Blutgefäße oftmals chaotisch. Die Netzhaut verknäuel sich, der Glaskörper wird trübe. Routinemäßig fahnden die Ärzte deshalb, im Abstand von ein bis zwei Wochen, nach solchen

Veränderungen. Mit Kältesonden oder Laserstrahlen können sie dann die gelöste Netzhaut anlöten und, so von Loewenich, „zumindest in jedem zweiten Fall den katastrophalen Ausgang verhindern“.

Schschwächen und Blindheit, aber auch chronische Atembeschwerden und Behinderungen durch Schlaganfallähnliche Hirnblutungen zählen zu den gefürchteten Spätfolgen, die allzu früh geborene Kinder treffen können. Immerhin ließ sich das Risiko, ebenso wie die Sterblichkeit der Frühchen, seit der Gründung neonatologischer Zentren wie in Frankfurt erheblich senken. Hier richtete Kinderarzt von Loewenich 1972, erstmals in Deutschland, Wand an Wand zur Entbindungsstation eine Intensivstation für Frühgeborene ein.

Zwar habe sich die Prognose für die Kinder seither „um einen Quantensprung verbessert“, hieß es auf einem Symposium in Hamburg, wo jetzt am Allgemeinen Krankenhaus Barmbek das zur Zeit größte dieser Zentren bezogen wurde. Doch zugleich wächst der Bedarf an Intensivbetten für die Kleinen: Die Zahl der Babys, die unreif zur Welt kommen, steigt stetig. Und nur zwei Drittel von ihnen können unmittelbar nach der Geburt in den spezialisierten Zentren versorgt werden. Die übrigen müssen mit dem Notarztwagen vom Kreißsaal in die Intensivstation gebracht werden – ein Transport, der ihre Aussichten drastisch verschlechtert.

Dennoch sei „die Entwicklungsprognose auch sehr kleiner Frühgeborener durchaus optimistisch zu sehen“, erklärte auf dem Symposium die Bonner Kinderärztin Ingeborg Brandt. Sie berichtete über die Ergebnisse einer Studie, in deren 20jährigem Verlauf rund 120 zu früh und zum Teil mit Mangelerscheinungen geborene Kinder regelmäßig nachuntersucht und ins Erwachsenenalter begleitet wurden. Ihre Entwicklung wurde mit der einer reifgeborenen Kontrollgruppe verglichen.

Die Überlebensrate der 1500-Gramm-Kinder habe sich seit Anfang der siebziger Jahre mindestens verdoppelt, resümierte die Ärztin, ohne daß die Behinderungen zugenommen hätten. Vor allem eine frühe energiereiche Nahrung ermögliche den sehr kleinen Frühgeborenen „einen enormen Wachstumssput“. „80 Prozent von ihnen“, so Brandt, „werden größer als ihre Eltern – wie die meisten Reifgeborenen.“

Dennoch blieben die Kleinsten der Kleinen noch immer „eine Herausforderung“. Schwerere Schäden, etwa spasti-

„Bei allen kommt der Moment, wo sie am liebsten abschalten wollen“

sche Lähmungen, tragen nach der Bonner Studie rund 15 Prozent von ihnen davon. In Langzeitstudien des Hamburger Kinderneurologen Norbert Veelken fiel diese Rate sogar noch wesentlich höher aus.

Ein normaler Säugling, der nach 40 Wochen Schwangerschaft geboren wird, wiegt zwischen drei und vier Kilo. Als frühgeboren gelten Kinder, die vor der 38. Schwangerschaftswoche zur Welt kommen. Doch gerade die Zahl der Aller kleinsten, die mit 500 bis 1500 Gramm Geburtsgewicht überleben, steigt enorm: In den alten Bundesländern hat sich, bei allgemeinem Geburtenrückgang, die Rate dieser Frühchen in den vergangenen zehn Jahren fast verdoppelt.

Mehr als 7000 dieser Kinder erblicken alljährlich in Deutschland das Licht des Kreißsaals, fast 6000 von ihnen, etwa ein Prozent aller Lebendgeborenen, überstehen den viel zu frühen Start. Mit den

pfundschweren Babys „sind wir endgültig an der Schallmauer angelangt“, erklärt Veelken. „Die Lunge ist so unterentwickelt, daß man keine Luft reinkriegt.“

Die Zunahme der Frühgeburten führen die Mediziner vor allem auf das höhere Durchschnittsalter der Schwangeren zurück – aber auch auf den Übereifer ihrer Kollegen.

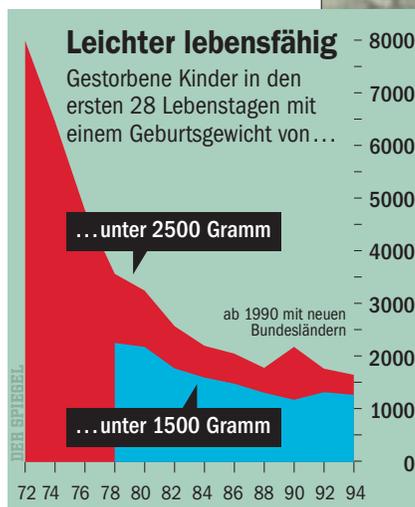
Unter den extremen Leichtgewichten sei eine ungewöhnlich hohe Zahl von Mehrlingen, schimpfte auf der Hamburger Tagung der Gynäkologe Bernhard-Joachim Hackelöer. Und viele von ihnen würden „künstlich erzeugt“: Von den höchstens drei Embryonen, die laut Gesetz bei der Retortenbefruchtung der Mutter eingepflanzt werden dürfen, kämen immer mehr durch. Zudem stimulierten manche Frauenärzte, wie im Fall der englischen Achtlingsschwangerschaft, ihre Patientinnen „auf Teufel komm raus“ mit Hormonen, – „ein ärztliches Fehlverhalten“, so klagte ein anderer Teilnehmer des Hamburger Treffens, „das den Neonatologen riesige Probleme schafft und die Mütter ungeheuer belastet“.

Mittlerweile gelten Babys mit einem Geburtsgewicht um 1500 Gramm, die noch vor 20 Jahren keine Lebenschance hatten, „schon als unsere Starken“, wie von Loewenich sagt. Doch frühgeborene Zwillinge oder gar Drillinge bleiben oft weit unter dieser Grenze.

Ihre Zwillinge Felix, 870 Gramm, und Max, 950 Gramm, das erste Mal auf der Intensivstation besuchen zu müssen, war für die heute 39jährige Kauffrau Christiane Stock „eine furchtbare Erfahrung“ – aber: „Für mich war wichtig, daß die Kinder leben, und sie wollten beide leben.“

Nach dem Kaiserschnitt noch tagelang unbeweglich, hatte die Hamburgerin ihre 1992 in der 26. Schwangerschaftswoche geborenen Kinder zuerst nur auf einem Foto sehen können. Der Blick durch die Inkubator-Klappe zeigte nun zwei verkabelte, verdrahtete Wesen, die mit pausbäckigen Wunschbabys nichts gemein hatten.

Über vier Elektroden, die auf dem kleinen Brustkorb aufgeklebt sind, werden Herzschlag, Atmung, Sauerstoffgehalt im Blut und Körpertemperatur registriert und an einen Monitor weitergeleitet. Sensoren, Pflaster und Einstiche hinterlassen auf der empfindlichen Haut rote Flecken, Hämatome und Risse, die zu Infektionsherden werden können. Für den Anschluß an die



Frühgeborenen-Mutter Mauritz, Tochter Alexandra

Werbeseite

Werbeseite



Frühgeborene Felix, Max*: „Sie wollten leben“

Beatmungsmaschine bekommt das Kind einen Plastikschlauch durch die Nase in die Luftröhre gelegt, für Infusionen einen Katheter in die Vene. Weil viele der sehr unreifen Babys kaum schlucken oder saugen können, muß ihnen die Nahrung über eine Magensonde zugeführt werden.

Nachdem die Eltern oft monatelang das strapaziöse Programm der Intensivversorgung ihres Frühchens mitdurchlitten haben, „kommt bei allen der Moment, da möchten sie am liebsten abschalten lassen“, berichtet Eva Vonderlin, Vorsitzende des Bundesverbandes „Das Frühgeborene Kind“. Wenn sich die Komplikationen häufen, müsse auch die Möglichkeit zum Behandlungsabbruch gemeinsam von Ärzten und Eltern besprochen werden. Immer wieder stelle sich die Frage „ob ein Kind mit Gewalt am Leben erhalten werden soll“, das nachher möglicherweise schwerstbehindert sei. „Starre Grenzen“, erklärt auch von Loewenich, „kann es nicht geben“ (siehe Interview Seite 204).

Ob Felix und Max bleibende Behinderungen davontragen, ist noch ungewiß. Ihr Größenwachstum wird etwas unter dem Durchschnitt bleiben, so lauten die Prognosen, ihre Intelligenz werde sich normal entwickeln.

Felix, der „praktisch leblos war, als er geholt wurde“, so berichtet die Mutter, brauchte einen „Shunt“, ein Ventil im Kopf, das bis heute die ständige Ansammlung von Flüssigkeit aus einer Hirnkammer in den Bauchraum ableitet. Laufen lernte er erst mit dreieinhalb Jahren. Max läßt es immer noch nicht zu,

daß man ihn an den Füßen berührt, nachdem ihm auf der Intensivstation zur Blutentnahme regelmäßig die Fersen angeätzt wurden.

Beide Kinder litten zunächst ständig unter Bronchitis und Lungenentzündungen – Folge der langen künstlichen Beatmung, die mittlerweile wesentlich sparsamer eingesetzt wird als noch 1992: Damals hatte die Apparatedizin auf dem Gebiet der Frühgeborenenmedizin ihren Höhepunkt erreicht.

Mit Kopfschütteln hatten noch vor vier Jahren die Anhänger der strikt intensivmedizinischen Versorgung Vorträge ihrer österreichischen Kollegin Marina Marcovich kommentiert, die für die „sanfte Pflege“ plädierte: Marco-

vich, ehemals selbst überzeugte Medizinerin-Mechanikerin, widersetzte sich der routinemäßigen Anwendung des technischen Standardprogramms. Statt in sterile Inkubatoren legte sie die Frühchen auf die nackte Brust der Eltern, den Einsatz von Medikamenten und künstlicher Beatmung zögerte sie möglichst weit hinaus – ein Prinzip, das sie schließlich vor Gericht brachte, weil ihr, in einem noch laufenden Prozeß, der Tod von Vierlingen angelastet wird (SPIEGEL 17/1994).

Noch immer streiten die Neonatologen über den Fall Marcovich: Sie habe „Großes geleistet“, meint der Heidelber-

ger Kinderarzt Otwin Linderkamp. Zwar sei sie „übers Ziel hinausgeschossen“, erklärt der Hamburger Veelken, doch habe sie „den Charakter unserer Intensivstationen verändert“. Sie sei eine „Extremistin“, schimpft der Frankfurter von Loewenich, die „den nach Luft ringenden Kindern Todesängste zugemutet“ habe.

In jedem Fall aber haben Ärzte jetzt Auftrieb, die einer sanfteren Behandlung das Wort reden. Das Rezept, „möglichst wenig Intensivmedizin einzusetzen, aber alles bereitzuhalten“, wie es Veelken ausdrückt, setzt sich durch. Die Stationen sind offen geworden für die Eltern.

Während in der Frankfurter Neonatologie Schwester Victoria einem Frühchen vorsichtig kleinste Portionen Muttermilch durch die dünne Magensonde einspritzt (von Loewenich: „Füttern ist Kunsthandwerk“) und einem anderen Kind vibrierend der Rücken massiert wird, damit sich seine Atemsekrete lösen, genießen Mütter und Väter den Hautkontakt mit ihren fragilen Kindern. Beim „Känguruhen“ werden die Babys für einige Zeit aus dem Inkubator genommen und, warm eingehüllt, den Eltern auf Brust oder Bauch gelegt.

Losgelöst vom Monitor verbringt so Alexandra, die es von 523 Gramm Geburtsgewicht auf nun 1890 Gramm gebracht hat, täglich mehrere Stunden. Als Alexandra auf die Welt kam, Ende Mai, waren die Arme des Kindes „dünn wie mein kleiner Finger“, sagt Mutter Petra Mauritz. Wie ein feines blaues Netz scheinen die Blutgefäße durch die dünne Haut. Immer noch trägt das Kind fünf Schläuche, Sonden und eine Drainage in der Schädeldecke. Doch „die sehe ich gar nicht mehr“, sagt Petra Mauritz, „ich sehe durch die Kabel hindurch mein Kind“.



Blutgasmessung bei Frühgeborenem: An der Schallmauer angelangt

* Mit Mutter Christiane Stock.

Werbeseite

Werbeseite

„Auf schmalen Grat“

Volker von Loewenich über die Grenzen der Frühgeborenen-Medizin

SPIEGEL: Was treibt die Neonatologen dazu, immer kleinere und leichtere Frühgeborene ins Leben zu zwingen?

Loewenich: Wir zwingen nicht, wir behandeln bedrohlich kranke Menschen, die meisten mit gutem Erfolg. Die spektakuläre Entwicklung in der Neugeborenen-Heilkunde hat gezeigt, daß es gefährlich ist, sich an so simple Grenzen wie das Gewicht zu halten: Wer wegen schlechter Ergebnisse Kinder unter 1000 Gramm grundsätzlich nicht beatmet, wie es Anfang der siebziger Jahre mancherorts noch üblich war, der wird die Aussichten nie verbessern. Nur das von Optimismus getragene Kämpfen um jedes einzelne Leben ließ die Prognose dieser Patienten dramatisch besser werden.

SPIEGEL: Ist ein handgroßes Frühgeborenes, das nicht selbständig atmen kann, schon als Patient anzusehen?

Loewenich: Die Frühgeborenen haben es viel schwerer als etwa herz- oder krebskranke Kinder: Deren Leiden geht uns unter die Haut, weil wir alle noch selbst daran erkranken können. Die ganz Kleinen sieht man nicht herumlaufen, sie sind nicht öffentlichkeitswirksam. Das ändert jedoch nichts daran, daß auch das jüngste Kind bereits alle Qualitäten hat, die ein menschliches Wesen auszeichnen.

SPIEGEL: Welche Eigenschaften sind das beispielsweise?

Loewenich: Sogar das sehr unreife Frühgeborene ist zu Kommunikation fähig: Es kann diskrete, aber für uns verständliche Signale aussenden, es läßt sich schon durch Ansprache, nicht nur durch Berührung beruhigen. Auch die unreifsten Kinder empfinden Schmerz, ja sie lernen sogar, sich vor Schmerz zu fürchten, und drücken dies in ihrer Mimik aus. Deshalb gilt für mich: Auch das jüngste Kind ist ein menschliches Gegenüber.

SPIEGEL: Noch vor zehn Jahren forderten angesehene Pädiater, Frühgeborene mit einem Gewicht unter 750 Gramm nicht zu beatmen, weil damals 40 Prozent der Überlebenden neurologische Spätschäden zeigten.

Loewenich: Das bedeutete aber auch, daß die Mehrheit, nämlich 60 Prozent, nicht geschädigt war. Sollten diese Kinder sterben, damit das Überleben einer geschädigten Minorität vermieden wird?

SPIEGEL: Heißt das, daß Sie Leben um jeden Preis zu erhalten versuchen?

Loewenich: Wir Neonatologen werden neuerdings eher mit dem Vorwurf konfrontiert, wir vergriffen uns am Leben: So sehen es streitbare Behindertenver-

bände, die es strikt ablehnen, daß schwergeschädigten Neugeborenen lebenserhaltende Maßnahmen vorenthalten werden. Wir durchlaufen, gemeinsam mit den Eltern, bei jedem kritischen Fall aufs neue einen schwierigen Entscheidungsprozeß, der uns vor vorschnellen Entschlüssen und Emotionen schützt.

SPIEGEL: Wann und nach welchen Richtlinien treffen sie Ihre Entscheidung?



R. V. FORSTER

Kinderarzt Loewenich

„Was würden wir der Familie auf?“

Loewenich: Das tun wir erst, wenn wir die größtmögliche Sicherheit hinsichtlich Diagnose und Prognose erarbeitet haben. Das braucht Zeit, zumindest ein paar Tage. Wo immer auch nur der leichteste Anlaß zur Hoffnung besteht, setzen wir zunächst das ganze Spektrum lebensrettender Maßnahmen ein.

SPIEGEL: In welchem Fall brechen Sie eine Behandlung ab?

Loewenich: Es kann nicht sinnvoll sein, einen bereits begonnenen Sterbeprozess zu verlängern, damit möglicherweise Qualen zu vermehren und die Würde des Sterbens zu beeinträchtigen. In einen „Terror der Humanität“, wie es der Theologe Helmut Thielicke einmal sagte, würde die Behandlung auch umschlagen, wenn wir ein durch unerträgliche Leiden gezeichnetes Leben verlängern

würden, ohne daß Aussicht auf Besserung besteht.

SPIEGEL: Welche Art von Leiden nennen Sie „unerträglich“?

Loewenich: Dazu zähle ich schwerste Formen von Fehlbildungen, insbesondere Mißbildungen des Gehirns, die keinerlei zwischenmenschliche Kommunikation möglich machen, oder auch bestimmte Chromosomen-Aberrationen, die den baldigen Tod nach sich ziehen.

SPIEGEL: Haben Sie Angst, Eltern und Kindern zuviel zuzumuten, wenn Sie andere Behinderungen in Kauf nehmen?

Loewenich: Wir denken nach, diskutieren und versuchen, uns die mutmaßliche Sicht des Patienten und der Familie zu eigen zu machen: Was würden wir ihnen auf? Nicht selten läßt ein Mann seine Frau und das behinderte Kind im Stich, in Familien mit einem behinderten Kind können die gesunden Geschwister darunter leiden, daß sich alle Fürsorge auf das schwerkranke Kind konzentriert.

SPIEGEL: Was erwarten die Eltern Frühgeborener von den Ärzten?

Loewenich: Es kommt vor, wenngleich selten, daß sie nur ein nach ihren Maßstäben perfektes Kind akzeptieren wollen. So eröffnete mir ein beruflich sehr erfolgreiches Ehepaar, daß der eine ihrer frühgeborenen Zwillinge nicht in ihre Lebensumgebung passe. Das Kind hatte einen Hirninfarkt, der mindestens eine Beeinträchtigung der Beweglichkeit mit sich gebracht hätte.

SPIEGEL: Wie reagierten Sie auf dies mehr oder weniger direkte Verlangen, das Kind sterben zu lassen?

Loewenich: Die Versuchung, solchen Forderungen nachzugeben, ist nicht gering. Aber ich habe mich nicht darauf eingelassen. Das Gespräch machte mir dertart zu schaffen, daß ich am selben Abend, nach einem Konzert, im Parkhaus gegen eine Säule fuhr. Viel häufiger als diese Haltung ist jedoch das Gegenteil: Nachdem sie ihr erstes Erschrecken über eine ungünstige Diagnose überwunden haben, möchten die Eltern ihr Kind, freuen sich darüber und stehen dazu.

SPIEGEL: Wie können Sie sich davor schützen, aufgrund unsicherer Prognosen falsche Entscheidungen zu treffen?

Loewenich: Überlebt ein Kind schwer geschädigt aufgrund meiner Therapie, wird dieser Patient möglicherweise immer ein lebender Vorwurf bleiben. Jede Entscheidung, pro oder kontra, trägt das Risiko, falsch zu sein, und kann uns schuldig werden lassen. Wir wandern auf einem schmalen Grat, bedroht vom Absturz in einen schwindenden Respekt vor dem Leben auf der einen Seite und in eine fundamentalistisch unbarmherzige Lebenserhaltung auf der anderen. Diese Tatsache müssen wir stets vor Augen haben, sie muß uns bedrücken, und wir müssen bereit sein, diese Last zu akzeptieren. □

Werbeseite

Werbeseite

Atomkraft

Üble Brühe

Nach langem Streit wurde jetzt beschlossen, 80 Kubikmeter flüssigen Atommülls in Karlsruhe zu verglasen. Kostenpunkt: 400 Millionen Mark.

Endlich gibt es ihn, den Atomkonsens – zumindest in Karlsruhe. Jahrelang schoben die Politiker die Entscheidung vor sich her. Jetzt sind sie einig: Die heißeste Brühe, die Nuklear-techniker je auf deutschem Boden anrührten, soll dort „endlagergerecht“ verfestigt werden, wo sie einst entstanden ist – auf dem Gelände der 1990 eingemotteten Pilot-Wiederaufarbeitungsanlage Karlsruhe (WAK).

Im Frühjahr hatte Zukunftsminister Jürgen Rüttgers (CDU) alle Beteiligten zur nuklearen Vergangenheitsbewältigung aufgerufen. Vorletzte Woche war es dann entschieden: Das christlich-liberale Kabinett im Ländle nickte die Vor-Ort-Verglasung ab, ein Konzept, das sogar die Grünen nicht grundsätzlich bekritteln mochten; sie seien schon immer der Meinung gewesen: „Wer so eine Suppe anrührt, muß sie auch selbst auslöffeln.“

Entsorgt werden müssen hochradioaktive Flüssig-Abfälle aus der WAK, in der die Karlsruher Atomtechniker von 1971 bis 1990 einen Ernstfall probten, der dann im oberpfälzischen Wackersdorf nie stattfand.

Die giftige Brühe entstand als unerwünschtes Nebenprodukt beim Recycling verbrauchter Reaktorbrannelemente. Der Strahlenschrott wurde von Robotern zersägt, in konzentrierter Salpetersäure aufgelöst und schließlich das bei der Kernspaltung im Reaktor gebildete Plutonium nebst Resturan aus der Flüssigkeit ausgeschieden.

In 20 Jahren sammelten sich dabei in den Katakomben der Karlsruher Demonstrationsanlage rund 80 Kubikmeter „Spaltproduktlösung“ an. Eine überschaubare Menge zwar, aber eine, die es in sich hat: Rund acht Tonnen Feststoffe sind in der salpetersauren Brühe noch gelöst, neben hochaktiven Strahlenisotopen wie Cäsium und Strontium auch ein Rest von 16,5 Kilogramm Plutonium und 504 Kilogramm Uran.

Die brisante Flüssigkeit lagert derzeit, abgeschirmt hinter meter-

dickem Stahlbeton, in zwei Spezial-Stahl-tanks. Bei einer Gesamtaktivität von 10^{18} Becquerel – das entspricht der Hälfte der in Tschernobyl in die Luft geblasenen Radioaktivität – entwickelt die Suppe soviel Wärme, daß sie auch heute noch ständig gekühlt werden muß.

Ursprünglich hatten die WAK-Betreiber vor, die Strahlenbrühe auf dem Gelände ihrer Anlage in eigens dafür entwickelte „Castor“-Behälter abzufüllen, um sie dann mit etwa 30 Fuhren per Bahn und Lkw ins belgische Mol zu verfrachten. Dort sollte der Flüssigmüll in der Verglasungsanlage „Pamela“ verfestigt, dann nach Deutschland zurücktransportiert und schließlich – irgendwann, irgendwann – endgelagert werden.

Doch dieser Plan erwies sich bald als Wunschtraum: Schon gegen den Bau der geplanten „Abfüllanlage“ hagelte es Proteste aus der Bevölkerung. Entlang der vermuteten Transportroute nach Belgien schlossen sich Initiativen gegen die Strahlentransporte zusammen – Jahre bevor auch nur ein ungefährender Termin für die Castor-Reise bekannt war.

Auch das Öko-Institut in Darmstadt nannte den Plan der Karlsruher „die schlechteste aller Möglichkeiten“: Die radioaktive Verstrahlung nach einem schweren Unfall sei in keiner Weise zu beherrschen. „Kein vernünftiger Mensch“, echauffierte sich Öko-Gutach-

ter Lothar Hahn, „kommt auf die Idee, mit so was in der Gegend rumzufahren.“

Zudem mußten die Atomentorger einsehen, daß ihre belgische Lösung ein komplexes, länderübergreifendes Genehmigungsverfahren erforderte. Ihr Alptraum: Die Aktion könnte erst nach der Jahrhundertwende anlaufen und noch nicht beendet sein, wenn im Jahr 2002 in Belgien die „Pamela“-Genehmigung endgültig ausläuft.

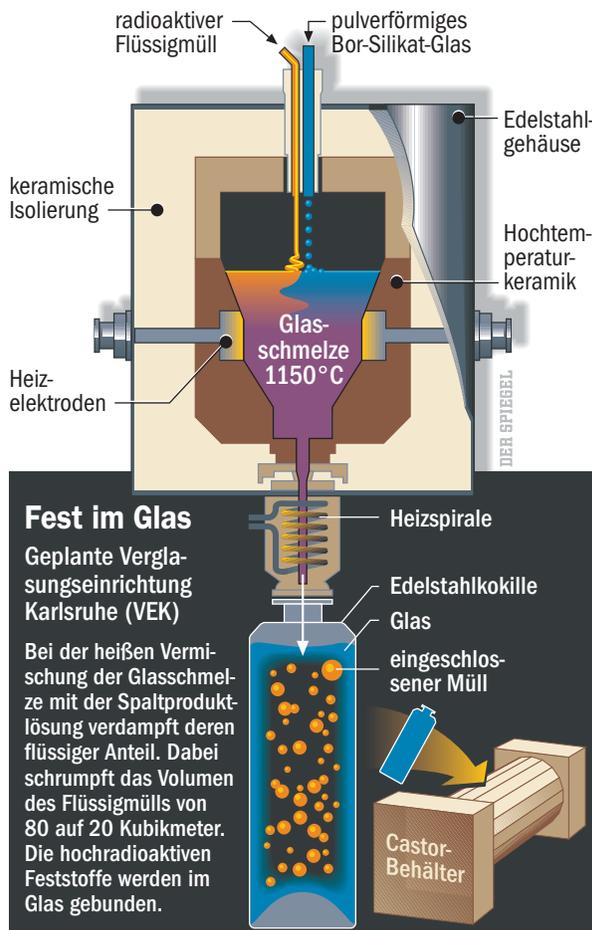
Als Alternative blieb nur die Vor-Ort-Verglasung: Vorgehensweise ist jetzt die Errichtung eines Glasschmelzofens in unmittelbarer Nähe der gegenwärtigen Lagerbehälter. Bei 1150 Grad soll die Strahlenbrühe dann ab dem Jahr 2003 in etwa 130 Kokillen aus einem speziellen Bor-Silikat-Glas eingeschmolzen, gasdicht in Edelstahlbehälter verpackt und später auf dem Gelände des Forschungszentrums in Castor-Behältern zwischengelagert werden (siehe Grafik). Am Ende sollen die Glaszylinder im Salzstock Gorleben ihre letzte Ruhestätte finden.

Daß man sich wenigstens darauf hat einigen können, ist für Bernhard Kuczera, Pressemann am Forschungszentrum, bereits ein Grund, „ein bißchen stolz zu sein“. Selbst die Kosten seinen Stolz wenig: Das nun beschlossene Entsorgungskonzept, das noch die atomrechtliche Genehmigungsprozedur durchlaufen muß, wird nach aktuellen

Schätzungen mindestens 400 Millionen Mark verschlingen.

Neben den Kosten für den gesamten „Rückbau“ der Pilot-Wiederaufarbeitungsanlage nimmt sich dieser Betrag geradezu moderat aus: Bis auf der von den Verantwortlichen versprochenen „grünen Wiese“ im Jahre 2010 wieder die Gänseblümchen blühen, werden dort nach Berechnungen des Bonner Forschungsministeriums mindestens 3,4 Milliarden Mark versickern – 17mal mehr, als einst die Errichtung der Anlage gekostet hat. Daß es bei dieser Summe bleibt, glauben nicht einmal die Rüttgers-Ministerialen – noch 1993 hatten sie mit einer Milliarde weniger kalkuliert.

Damit gebührt der WAK ein Spitzenplatz unter den deutschen Atomruinen – in der Kategorie Kosten wie in der Kategorie Sinnlosigkeit: In 20 Betriebsjahren durchliefen die Karlsruher Pilotanlage rund 208 Tonnen Reaktorbrannstoff. Das entspricht nicht einmal dem halben Jahresdurchsatz der zur Zeit in Deutschland betriebenen Reaktoren. Gewonnen wurden dabei 1,1 Tonnen Plutonium – ein Stoff, der inzwischen selbst zur teuren Altlast geworden ist. □



Werbeseite

Werbeseite

Kugelblitze

Irrlichter aus der Retorte

Gibt es Kugelblitze? Japanische Forscher wollen sie im Labor erzeugt haben, ein Spanier wartet mit einer Theorie ihrer Entstehung auf.

Gewitter tobten über New York City. Ein Düsenjet stieg auf in die Neumondnacht über Manhattan. Eine Viertelstunde später waren viele Passagiere des Fluges Eastern Airlines 539 nach Washington schon eingenickt. Ein Knall schreckte sie auf.

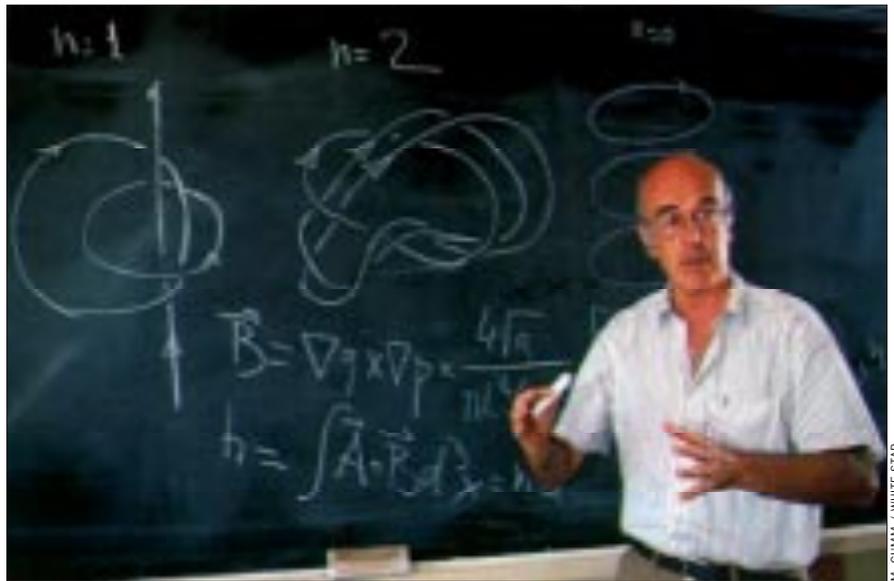
„Plötzlich war die Kabine grell erleuchtet“, erinnert sich Fluggast Roger Jennison, Elektronikprofessor an einer englischen Universität. „Die Maschine durchstieß eine elektrische Entladung.“ Daraufhin sei das Unglaubliche geschehen: Kugelblitze drangen ein in den Metallkörper des Jets.

Entsetzt sah Jennison „einen Lichtball, so groß wie eine Melone“ aus dem Cockpit kommen und „im Schrittempo“ den Mittelgang entlanggleiten.

Das bläulich-weiße Gebilde sei, leise schwirrend, einen halben Meter vor seinen Füßen vorbeigezischt und schließlich vor den Toiletten detoniert. So gab Jennison seine Erlebnisse in der unheimlichen Nacht des 25. März 1963 einst dem Fachmagazin *Nature* zu Protokoll – einem Blatt, welches als Gralshüter der orthodoxen Wissenschaft gilt.

Nun bietet die Zeitschrift eine Erklärung für solch paranormal anmutende Erscheinungen an: Ein Teilchenphysiker aus Madrid, er heißt Antonio Rañada, will die Natur der Kugelblitze ergründet haben.

Der Gelehrte beruft sich auf zwei japanische Kollegen. Ihnen war es bereits vor etlichen Monaten gelungen, Kugelblitze,



Physiker Rañada: 30 000 Grad heiße Gase rasen auf verschlungenen Bahnen

für die bis dato nur mehr oder minder glaubhafte Zeugen bürgten, im Labor zu entzünden. Ihre leuchtenden Retortengasbälle, berichten die fernöstlichen Forscher, vollbrachten geradezu phantastische Kunststücke: Sie glühten in Metallgehäusen auf, sie bewegten sich gegen den Wind, und sie durchquerten Wände aus Keramik.

Einen schwereren Stand haben nun all jene Zweifler, die Berichte von den kugelförmigen Irrlichtern als Folklore, Hirngespinnste schlichter Geister oder allenfalls als optische Täuschungen abtun. Könnte der Schrecken, den die seltsamen Lichter seit jeher stiften, doch berechtigt sein?

Erst vor zwei Jahren hatten Erscheinungen in der brandenburgischen Stadt Neuruppin Verwirrung angerichtet: Nach einem Abendgewitter stürzten aufgebrauchte Bürger in die örtliche Wetterstation. Sie berichteten von gespenstischem Besuch: Lichtkugeln seien in ihre Wohnungen geschwebt.

Unabhängig voneinander sahen die Zeugen die Phantome durch ihre Gemächer geistern und schließlich durch Fenster und Schornsteine davONSEGELN. Der diensthabende Meteorologe allerdings

notierte nur, „ungewöhnlich grelle“ Blitze hätten das Gewitter an jenem 15. Januar 1994 begleitet.

Er schlug sich damit auf die Seite des berühmten Elektrizitätsforschers Michael Faraday, der schon 1839 das seltsame Phänomen der wandernden Lichtbälle enträtselt zu haben glaubte: Ein sehr heller Lichteindruck, so seine Erklärung, könne die Wahrnehmung täuschen. Nachbilder der Augennetzhaut seien es, welche die Illusion schwebender Leuchtkugeln gäben.

Aber nur wenige wollten Faradays Appell an die skeptische Vernunft hören. Zu lange schon beschäftigten Irrlicher, Hexenfackeln und feurige Mannen die Phantasie der Menschen, zu viele waren überzeugt, selbst Kugelblitzen begegnet zu sein – oder wenigstens einen Gewährsmann dafür zu haben.

Zudem versagte Faradays nüchterne Erklärung angesichts so abenteuerlicher Schilderungen, wie sie Augenzeugen aus einer Zeitungsredaktion in Riga kolportieren. Am Abend des 27. Juli 1932 wollte dort ein Redakteur beobachtet haben, wie eine Leuchtkugel auf dem Dom der lettischen Stadt landete.

Sofort sei der Lichtball in eine Schar kleiner Kugeln zerborsten. Kurz darauf wurden die Redakteure im gegenüberliegenden Gebäude der *Rigaschen Rundschau* gewahr, wie eines der tennisballgroßen Gebilde durch ihre Redaktionsstuben flitzte und, über die Köpfe zweier Sekretärinnen hinweg, in den Vorraum der Chefredaktion zielte. Der Chefredakteur allerdings wurde verschont – im Empfangszimmer zerknallte der Feuerball an den Kacheln eines Ofens.

Andere Kugeln wurden in der Sitzung des gerade tagenden Vorstandes und in den Umbrüchräumen gesichtet; ein Kugelblitz kullerte in den Keller, wo er angeblich die Produktion lahmlegte – er ra-

Künstliche Kugelblitze im Tokioter Labor



Kugelblitze ziehen gegen Luftstrom

Kugelblitz beim Durchqueren einer Keramikplatte (geriffelt)

ORISHIMA & OKUNO/UNIVERSITY OF TOKYO

Werbeseite

Werbeseite



BPK

Kugelblitz-Darstellung (19. Jahrhundert): Hirngespinnste schlichter Geister?

ste direkt in die Schalttafeln der Druckmaschinen.

Generationen ernsthafter Naturforscher halsten sich die Mühsal auf, die Ausschmückungen aus solcherlei Berichten zu tilgen, nach einem wahren Kern zu suchen und diesen in das sichere Gebäude ihrer Wissenschaft aufzunehmen. Wie der Atomforscher Niels Bohr, ein Vater der modernen Physik, so beschworen auch andere Nobelpreisträger, sie hätten selbst einen Kugelblitz gesehen – es gebe sie wirklich.

Zwar verstand niemand, woher die Bälle ihre Leuchtkraft nehmen oder was sie zusammenhält. Doch phantasiebegabte Wissenschaftler beirrte das kaum. Eine Fraktion behauptete, die Feuerbälle seien vom Blitz getroffene Vögel, die langsam verglühend auf die Erde niedersegelten. Andere bemühten die schwer durchschaubaren Gedankengänge der Quantenphysik: Spontane Kernspaltungen oder gar Antimaterie mußten herhalten als Erklärung für die Feuerkugeln, für die es noch nicht einmal den Beleg eines Fotos gab.

Um so größer war das Erstaunen, als zwei japanische Physiker, Yoshi-Hiko Ohtsuki und Hideho Ofuruton, Videofilme präsentierten, in denen gleißende Lichtkugeln durch ein Tokioter Labor sausten.

Die fernöstlichen Gelehrten hatten ein Metallrohr an ein Magnetron, eine Art superstarken Mikrowellenofen, angeschlossen und darin die Luft so stark erhitzt, daß sie leuchtete – ein „Gasentladungseffekt“ ähnlich wie in Neonlampen. Dann spielte sich Gespenstisches ab im beindicken Magnetronrohr: Lichtbälle formten sich – weiße, orange, blaue und rote Blasen, kirschen- und pflaumen groß, die in dem Blechkäfig umherirrten,

ihn verließen, sich teilten und nach ein paar Sekunden zerplatzten.

Sicher, der Versuchsaufbau sei „etwas künstlich“, geben die Forscher zu, und es stehe kaum zu erwarten, daß sich Kugelblitze in der Natur ebenso entzündeten. Doch immerhin taten die Retorten-Irrlichter all das, was erschreckte Gewitterbeobachter jahrhundertlang von deren Vorbildern berichtet hatten: Als Ohtsuki und Ofuruton ein Gebläse einschalteten, zogen sie gegen den Wind. Wenn die Forscher ihnen Keramikplatten in den Weg stellten, durchquerten sie diese, ohne Spuren zu hinterlassen.

Was verleiht den Leuchtkugeln solch übernatürlich anmutende Eigenschaften? Der Spanier Rañada glaubt, es verstanden zu haben: Die Kugelblitze seien gewöhnliche Blitze, die von ihrem geraden Weg abgekommen sind und beginnen, ein unheimliches Eigenleben zu führen.

Ihre elektromagnetischen Felder – Kraftlinien, welche normalerweise elektrische Ströme von den geladenen Gewitterwolken zur Erde leiten – verquirlen sich demnach, umfassen sich gegenseitig und schließen sich zu Kreisen. So entstehen „elektromagnetische Knoten“ – immaterielle Energiebündel, die selbst Hindernisse zu durchdringen vermögen.

Diese Kraftbälle reißen Gase in ihrer Umgebung an sich und regen sie derart an, daß sie 30 000 Grad heiß werden und zu leuchten beginnen. Weil die Kraftlinien miteinander verwoben sind, ist der Kugelblitz stabil; andererseits verliert er Energie, indem er die Luft zum Strahlen bringt – solange, bis das Gebilde mit einem Knall in sich zusammenfällt.

Läßt sich das alles auch beweisen? Rañada zuckt die Achseln: „Sehr schwierig.“ □

Werbeseite

Werbeseite

Benzin

Ökosoft gegen Smog

Neues, mit Ether versetztes Benzin enthält weniger Gifte und verbrennt sauberer. Doch die Ölindustrie blockiert seine Einführung.

Offenbar sieht Karl-Heinz Schult-Bornemann die Mineralöl-Industrie in der Rolle von Schillers Freiheitshelden Wilhelm Tell: Sie solle „den Geßlerhut grüßen“, erklärt der Esso-Sprecher. Den Part des sinistren Tyrannen Geßler schiebt er deutschen Umweltpolitikern zu. Denn die fordern eine Verbesserung der Kraftstoffqualität, sprich abgasärmeres Benzin.

Wilhelm Tell ging als Sieger aus dem Duell hervor: Die Deutschen konnten sich in der Europäischen Union nicht

Reformuliertes Benzin enthält weniger giftige Aromaten und verbrennt sauberer als herkömmlicher Sprit. Aus dem Auspuff qualmen weniger Kohlenwasserstoffe, Kohlenmonoxid und krebserregendes Benzol; bei Wagen ohne Katalysator sinkt der Stickoxid-Ausstoß. Da auf diese Weise weniger ozonbildende Substanzen entstehen, beugt der veränderte Benzin-Mix dem Sommersmog vor.

Ersatzstoffe wie MTBE, ein Ether, gleichen den verminderten Aromatengehalt aus; die Oktanzahl bleibt gleich. So kann jedes Auto, ob mit oder ohne Katalysator, den umweltverträglicheren Saft tanken; technische Veränderungen sind nicht nötig. Allerdings verbrennt ein sehr geringer Teil des MTBE zu Formaldehyd, das, wie Benzol, als krebserregend gilt. Deshalb läßt sich der Anteil des Ethers nicht beliebig steigern.

In den USA hat der neue Kraftstoff den Markt bereits zu einem Drittel erobert. In neun Ballungsräumen, darunter die Smog-Metropole Los Angeles, dürfen Tankstellen kein anderes Benzin mehr verkaufen. Laut der US-Umweltbehörde EPA entspricht der Effekt der Stilllegung von sieben Millionen Pkw. Die Autofah-

Milliarden Mark kosten, jammern wiederum die Mineralölkonzerne.

„Angesichts knapper Kassen muß man überlegen, welche Umweltschutz-Maßnahmen wirklich effektiv sind“, sagt Esso-Sprecher Schult-Bornemann. Als „wirklich effektiv“ gilt ihm vor allem der Katalysator – der seine Branche nichts kostet. Schon heute hätten mehr als zwei Drittel aller Autos in Deutschland einen Kat, bis zum Jahr 2000 seien es mindestens 90 Prozent. Reformuliertes Benzin sei deshalb schlicht überflüssig.

Katalysatoren allerdings funktionieren nicht immer so, wie sie sollen: wenn der Bleifuß auf dem Gaspedal klebt oder nach dem Start, wenn der Motor noch kalt ist. Neuartige, vorheizbare Katalysatoren setzen sich nur langsam durch – eine Autogeneration lebt im Schnitt zwölf Jahre. Noch viel mehr Zeit wird verstreichen, bis in den abgasgeschwängerten Großstädten Südeuropas die letzten Dreckschleudern ausgemustert sind.

Außerdem knacken selbst moderne Katalysatoren nicht jedes Schadstoff-Molekül. Benzol aber kann schon in geringsten Mengen Krebs auslösen. Benzolarmes Super Plus – zuerst von Shell nach dem „Brent Spar“-Debakel im letz-



Straßensperrung wegen Smog (in Essen): Zwei Pfennig pro Liter für weniger dicke Luft

durchsetzen. Die Mineralöl-Lobby hat schärfere Umweltauflagen für ihr Benzin erfolgreich abgeblockt.

Unter dem Etikett „Auto/Öl-Programm“ diskutierte die EU-Kommission drei Jahre lang mit Autobauern und Benzinfabrikanten. Jetzt legte sie dem Ministerrat Vorschläge für künftige Kraftstoffqualitäten und Abgasgrenzwerte vor. Umweltschützer vertröstet sie auf das Jahr 2010; bis dahin sollen Europas Autos mindestens 60 Prozent weniger Schadstoffe in die Luft pusten, verspricht die Kommission. Verstreichen ließ sie die Chance, nach amerikanischem Vorbild „reformuliertes“ Benzin einzuführen – und damit nicht erst 2010, sondern sofort die Abgasschwaden zu lichten.

rer kostet die weniger dicke Luft etwa zwei Pfennig pro Liter.

Während reformuliertes US-Benzin nur 27 Prozent Aromaten enthält, will die EU-Kommission künftig einen Maximalwert von 45 Prozent erlauben – kein ehrgeiziges Ziel, liegt doch der durchschnittliche Gehalt schon jetzt bei nur 40 Prozent. Zudem soll der Euro-Sprit zwei Prozent Benzol enthalten dürfen, dazu 0,2 Promille des Katalysator-Killers Schwefel – jeweils doppelt soviel wie von der Bundesregierung vorgeschlagen.

„Die Verbesserung der Kraftstoffqualität durch das Auto/Öl-Programm ist nicht der Rede wert“, klagt denn auch Tore Knobloch vom Bundesumweltministerium. Das Programm werde sie 14

ten Herbst zur Imagerettung propagiert – löst das Problem nicht. Denn nur wenige Autofahrer sind bereit, sieben Pfennig mehr für den angeblichen Öko-Saft zu zahlen. Fast jedes zweite Benzolteilchen im Abgas stammt zudem nicht aus dem Benzin, sondern entsteht bei der Verbrennung aus anderen Aromaten.

„Mit verbessertem Kraftstoff könnten wir den Benzol-Ausstoß schnell um 40 Prozent senken“, erklärt Knobloch. Von einem deutschen Alleingang will er dennoch nichts wissen: „Wir brauchen eine einheitliche europäische Regelung.“

Ohne EU-Richtlinien hat immerhin ein europäischer Staat seine Zapfsäulen umgestellt: Die Finnen tanken fast nur noch den – steuerlich begünstigten – neuen Sprit. □

Werbeseite

Werbeseite

Tiere

Auslese am Felsen

In Alaska stürzten sich 70 Walrosse von einer Klippe – können Tiere Selbstmord begehen?

Faul lagen die schnurrbärtigen Fettklöße am Strand. Ihre rostroten Leiber aneinandergedquetscht, genossen sie einen warmen Spätsommertag im Südwesten Alaskas.

Es war ihr letztes Sonnenbad, bevor sie in der folgenden Nacht zu einer tödlichen Prozession aufbrachen. Dicht an dicht schleppten sich die tonnen-schweren Meeressäuger ein 30 Meter hohes Kliff empor. Am Gipfel angekommen, rutschten sie, einer nach dem anderen, über die Felskante in die Tiefe.

Die meisten waren sofort tot. Viele starben wenig später an inneren Blutungen. 70 Walrosse kamen um. Hilflos sahen zwei amerikanische Wildbiologen dem Sterben zu. Sie konnten nur noch verhindern, daß weitere der scheinbar lebensmüden Kolosse die Klippe erklommen.

„Das Verhalten der Tiere ist äußerst merkwürdig“, sagt Aaron Archibeque, Leiter des Togiak Naturreservates, in dem sich die Tragödie vor wenigen Wochen ereignete. „Wir strengen uns an herauszufinden, wie das geschehen konnte.“

Was die Todes-Fälle noch mysteriöser erscheinen läßt: An derselben Klippe waren schon zweimal zuvor Walrosse in ihr gemeinsames Verderben gesprungen.

„Vor diesen unheimlichen Ereignissen haben wir nie von fallenden Walrossen gehört“, rätselt der Walroßjäger Isaac Tuday aus dem nahe gelegenen Fischerdorf Togiak. „Sie klettern normalerweise nicht so hoch. Vielleicht hat sie der helle Mondschein irregeleitet.“

Haben die Meeresdickhäuter gar kollektiven Selbstmord begangen? Gibt es bei Tieren so etwas wie einen Todestrieb?

„Alles Unsinn“, widerspricht der Bielefelder Ver-

haltensforscher Fritz Trillmich. „Kein einziger Fall ist wirklich belegt.“

Als Märchen entlarvt haben Tierkundler etwa den berühmten Opfertod der Lemminge. Nach explosionsartiger Vermehrung, so besagt es die Legende, treibe ein angeborener Instinkt die überschüssigen Tiere zum Massenselbstmord ins Meer.

Wahr ist, daß die Bevölkerungszahl der skandinavischen Berglemminge alle vier Jahre stark zunimmt; vermutlich weil sie dann von weniger Freßfeinden wie Schnee-Eulen oder Eisföchten bedroht werden. Der Bevölkerungsdruck zwingt die jungen Wühlmäuse, im Frühjahr massenhaft auf Wanderschaft zu gehen. Nicht um sich umzubringen, sondern um Futter und neuen Lebensraum zu suchen, müssen sie dabei Flüsse und Seen durchqueren.

Gelegentlich verschätzen sich die nordischen Nager. Vom Ufer aus können die kleinen Tiere nicht erkennen, wie weit sie bis zur anderen Seite paddeln müssen. So kann es geschehen, daß in einem einzigen reißenden Strom Tausende von Lemmingen sterben: ertrunken im Überlebenskampf.

Ebenso geheimnisumwittert waren lange Zeit die weltweit beobachteten Massenstrandungen von Walen. Ohne erkennbaren Grund schwimmen Dutzende von Tieren plötzlich auf einen Strand zu, landen auf dem Trockenen und verenden dort.

Dennoch haben auch die Walstrandungen nichts mit einer beabsichtigten Selbsttötung zu tun. Die Meeresgiganten haben einfach nur die Orientierung verloren. Vor allem bei einem Sturm kann aufgewirbelter Sand ihre empfindliche Ultraschall-Ortung durcheinanderbringen; die Wale nehmen gleichsam nur noch akustischen Nebel wahr. Auch Schiffe können ihr Echolot stören.

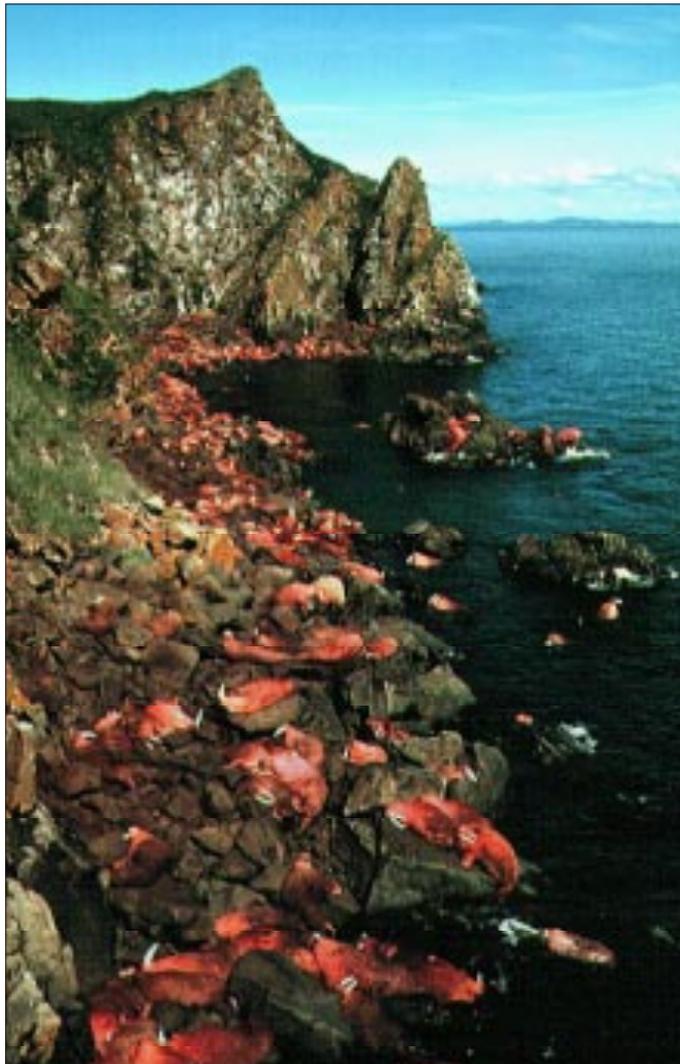
Strandet ein verirrt oder krankes Tier an einer Küste, stößt es Hilfeschreie aus. Vom Notruf angelockt, landen weitere Wale in der Falle und rufen ihrerseits um Hilfe. Eine solche Kettenreaktion kann dazu führen, daß über 100 Tiere gleichzeitig auf Grund laufen. Einzelne Wale zurück aufs offene Meer zu treiben, wie es Tierschützer oft verzweifelt versuchen, hilft wenig; die Tiere kehren hartnäckig zu den Gestrandeten zurück.

Mit tragischem Herdenverhalten erklärt US-Meeresbiologe Dana Seagars auch die Abstürze der Walrosse. Nach einem flachen Aufstieg hätten die trägen Robben erst an der schmalen Klippenspitze erkennen können, daß es von nun an nur noch steil bergab geht.

„Da aber war es für das vordere Tier schon zu spät, noch umzukehren“, erklärt Seagars. Denn von unten her drängelten, der Herde folgend, weitere Walrosse nach – und schoben die erste Reihe ungewollt in den Abgrund.

Die Walroßforscher haben inzwischen auch herausgefunden, weshalb die Meeressäuger nicht schon früher den tückischen Abhang herunterpurzelten: Erst kürzlich wurde bei einem heftigen Sturm jene Sanddüne fortgespült, die bislang den Weg zur Todesklippe versperrte. Nun erwägen Tierschützer, eine künstliche Barriere zu errichten.

„Klar fragen wir uns, ob wir das Recht haben, der Natur ins Handwerk zu pfeuschen“, sagt Biologe Seagars, „aber es fällt schon schwer, dieser natürlichen Auslese einfach tatenlos zuzuschauen.“ □



Walrosse in Alaska: Vom hellen Mondschein irregeleitet?

ALASKA STOCK IMAGES

Werbeseite

Werbeseite

Motorroller

Trauminspekt und Eselin

Zum 50jährigen Jubiläum des Italo-Rollers bringt Piaggio eine neue Vespa heraus – mit frischer Technik im Nostalgie-Gewand.

Ein bißchen gewagt ist er schon, der Vergleich des Paolo Del Seppia. Mit der neuen Vespa, erklärt der Testingenieur beim Vespa-Hersteller Piaggio, verhalte es sich wie mit dem Porsche 911: außen die klassische Form, unterm Blech modernste Technik.

Die neue Wespe (italienisch: „Vespa“) lockt weiterhin mit den drallen Reizen der pobäckigen Ahnin. Doch schon beim Starten des Motors wird der Unterschied offenbar. Vorbei ist das grelle Rrrräng-tängtäng, Alptraum schlafsuchender Italiens Touristen mit Hotelzimmer zur Straße. Die neue Vespa plärrt nicht mehr.

Bröööööö blökt es dumpf aus dem Gesäß des neuen Rollers. Nach wie vor liegt der Treibsatz unter der Sitzbank, nach wie vor ist es nur ein Zylinder. Aber nun ein Viertakter, der nicht stinkt, nicht schreit, aus 125 Kubikzentimetern 11 PS gewinnt, die Wespe über ein Automatikgetriebe auf knapp 100 km/h beschleunigt und kaum mehr als zwei Liter verbrauchen soll pro 100 Kilometer.

Im kommenden Frühjahr folgt noch die kleine City-Vespa mit einem 50-Kubik-Zweitaktmotor. In dieser Klasse, meint Del Seppia, mache ein Viertakter keinen Sinn („zu träge, zu langweilig“). Den klassischen Nachteil des Zweitakters, seinen hohen Verbrauch, soll eine neuartige Benzineinspritzung beheben.

Die neuen Vespa-Modelle zu Preisen um 5000 Mark sollen Piaggio nun den dringend erwarteten Aufschwung bringen. Der ehrgeizige Firmenchef Giovanni Alberto Agnelli, Neffe und Kronprinz des Fiat-Patriarchen Giovanni Agnelli, mütterlicherseits ein Sproß des Piaggio-Geschlechts, überschätzte in diesem Jahr ein wenig die Nachfrage und ließ zu viele Roller produzieren. 70 000 Piaggio-Modelle stehen derzeit unverkauft auf Halde. Die Fließband-Werker werden im Oktober für drei Wochen in den Zwangsurlaub geschickt, ein schwerer Rückschlag für das zweirädrige Symbol des italienischen Wirtschaftswunders.

Mit gut 30 Prozent Marktanteil behauptet sich Piaggio noch immer als größter Motorradhersteller Europas. Über 15 Millionen Roller hat das Unter-



Neuer Vespa-Roller: Pobäckige Reize



Vespa im Film (1953)*: Gier nach Dolce vita

nehmen seit 1946 verkauft – sagenhafter Erfolg eines technischen Notbehelfs.

Der Flugzeughersteller Piaggio war nach dem Krieg unter das Rüstungsembargo der Siegermächte gefallen. Hubschrauber-Konstrukteur Corradino d'Ascanio entwarf die Vespa, auf daß das darübende Unternehmen nicht nur schöne Pfannen und Kochtöpfe produzieren sollte. Der Ingenieur aus Pisa mochte Motorräder nicht, schon weil der störanfällige Kettenantrieb oft Verdruß machte und beim Reparieren die Hände mit Öl verschmierte. D'Ascanio entschied sich deshalb für das Heckmotor-Konzept mit direktem Antrieb.

* Eddie Albert, Gregory Peck und Audrey Hepburn in „Ein Herz und eine Krone“.

Aus dem unter rein praktischen Gesichtspunkten erdachten Billig-Gefährt war seinerzeit innerhalb weniger Jahre ein Kultsymbol italienischer Lebensart geworden. Als britische Thronfolgerin „Anne“ steuerte Audrey Hepburn 1953 in dem Kinofilm „Ein Herz und eine Krone“ eine Vespa durch Rom. Majestät gierte nach *Dolce vita*, tanzte, trank und vespte ungestüm; Sozius Gregory Peck wurde blaß, die Carabinieri grollten.

Als Fluchthelferin aus der nordischen Normalität pries auch Motorliterat Peter Roos die knatternde Wespe: „Meine Vespaliebe ist mein Deutschlandhaß“, bekannte er in seinem Roller-Epos „Vespa Stracciatella“, einem amourösen Wirrwarr von Reiseindrücken mit dem mediterranen Moped.

Mehrfach ritt Roos auf dem „Trauminspekt“ nach Italien, nannte es mal „dumme Eselin“ oder „scheiß Blechpony“, dann wieder liebevoll „vespicella, vespucchia, vespaccia, vespotta, vespocchia, vespotta, vespalina, vespalletta“.

Die objektiven technischen Nachteile des Rollers übersahen passionierte Vespisti stets wohlwollend. Die Fahrstabilität der Vespa hat Grenzen, schon wegen der kleinen Räder, die weniger stabilisierende Fliehkräfte aufbauen können und geringere Auflageflächen haben als

große Motorräder – eine Schwäche, die auch der neuen Vespa innewohnt.

Der seitlich versetzt angeordnete Motor verursachte bei den alten Vespa-Modellen stets ein gewisses Ungleichgewicht. Dieses Problem ist nun beseitigt, denn die Piaggio-Konstrukteure plazierten die Maschine der neuen Vespa nun in der Mittellinie des Hecks.

Als einziger Großserien-Roller der Welt verfügt die Vespa weiterhin über eine Ganzstahl-Karosserie, während bei anderen Herstellern eine Kunststoffhaut über einen Rohrrahmen gezogen wird. Die Blechkonstruktion bietet mehr Schutz bei Unfällen, behaupten die Piaggio-Konstrukteure. Unfallstatistiken, die das belegen könnten, gibt es allerdings nicht. □

„Im stinkenden Untergrund“

Der Schriftsteller Joachim Walther über die totale Kontrolle der DDR-Literatur durch die Stasi



Literaturfunktionär Kant beim VIII. Schriftstellerkongreß der DDR in Berlin (1978): Ergebniseitsadressen an die Partei

Erich Honecker war bester Laune, für seine Zuhörer, die „lieben Freunde und Genossen“ Schriftsteller, fand er nur lobende Worte. Die Bücher aus realsozialistischer Produktion bereicherten „das Denken und Fühlen der Werktätigen“ und nahmen großen „Einfluß auf die Entwicklung ihrer Persönlichkeit und ihrer Lebensweise“.

Huldvoll lächelnd dankte der SED-Generalsekretär den Literaten für die „Parteilichkeit“ und „Volksverbundenheit“ ihrer Werke. Stets hätten sie sich „als treue Weggenossen und Kampfgefährten der revolutionären Arbeiterklasse erwiesen“.

Die Delegierten des VIII. Schriftstellerkongresses der DDR, die Ende Mai 1978 für drei Tage zur kulturpolitischen Heerschau in die Volkshalle eingerückt waren, revanchierten sich mit Ergebniseitsadressen an die Partei – getreu dem Tagungsmotto: „Die Verantwortung des Schriftstellers in den Kämpfen unserer Zeit“.

Joachim Walther

hat in den vergangenen drei Jahren über 150 000 Aktenseiten gelesen, auf denen die Stasi ihre Aktionen gegen Dichter und Denker dokumentierte. Das Ergebnis der Recherche, die er im Auftrag der Abteilung Bildung und Forschung der Gauck-Behörde leistete, erscheint Anfang Oktober beim Christoph Links Verlag als Buch unter dem Titel „Sicherungsbereich Literatur“. Walther, 52, gehörte über 20 Jahre lang selbst zum Kreis der von der Stasi drangsalieren Literaten. Die meisten Bücher des bei Berlin lebenden Autors (darunter „Bewerbung bei Hofe“ und „Risse im Eis“) passierten nur mit Mühe die SED-Zensur.



K. MEINER

Keine Klage über Gängelung oder Zensur trübte die demonstrative Eintracht von Geist und Macht. Nicht einmal die Ausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann fand Erwähnung, jene Aktion also, die anderthalb Jahre zuvor noch massive Proteste namhafter DDR-Künstler ausgelöst hatte.

Der harmonische Ablauf war das Ergebnis einer minutiösen Regie. Bereits im März hatte das Politbüro den Autorenkongreß genau geplant. Die anstehende Nachfolge der greisen Schriftsteller-Verbandspräsidentin Anna Seghers war ohnehin Parteisache.

Mitte Mai konnte das für Kultur zuständige Politbüromitglied Kurt Hager melden, daß der zum Nachrücker auserkorene Autor Hermann Kant „nach zwei Aussprachen mit mir“ eine Fassung seiner Kongreßrede vorgelegt habe, die „meines Erachtens akzeptiert werden kann“.

Auch das Ministerium für Staatssicherheit, Schild und Schwert der Partei, hatte sich im Vorfeld eifrig um eine „störungsfreie Vorbereitung und Durchführung“ der Veranstaltung bemüht. Um



Noll (1966)



Anderson (um 1981)*



Wiens (um 1973)

ULLSTEIN, BSTU, L. ÖZKÖK

Stasi-Zuträger im Literaturbetrieb: Ausbruch aus dem sozialistischen Alltag

ein „öffentliches Auftreten feindlich-negativer Kräfte“ zu „unterbinden“, waren die Teilnehmer heimlich überprüft worden. Unzuverlässige Kantonisten ließ die Stasi schon bei den Delegiertenwahlen in den einzelnen Bezirken des Schriftstellerverbandes durchfallen.

Die enge Kooperation von DDR-Schriftstellern, SED-Führung und Staatssicherheit zeigte sich auch in der Zusammensetzung des Kongreß-Präsidiums: Die Partei der Arbeiterklasse stellte neben Generalsekretär Honecker und Chefideologe Hager noch drei weitere hochrangige Funktionäre. Die Stasi war gleich mit sechs Inoffiziellen Mitarbeitern (IM) vertreten, die unter so wohlklingenden Decknamen wie „Dichter“, „Herz“ oder „Villon“ operierten. Ungebundene Geister, die sich allein der Schriftstellerei verpflichtet fühlten, waren deutlich in der Minderheit.

Vorbereitung und Ablauf der Autorentagung im Mai 1978 demonstrieren beispielhaft, welche Bedeutung SED-Führung und Stasi-Spitze der Literaturszene der DDR beimaßen. Wohl kein anderes Milieu ist vom Mielke-Ministerium

so lückenlos kontrolliert worden, wohl nirgends verfügte das MfS über ein so dichtes Spitzelnetz wie im sogenannten Sicherungsbereich Literatur.

Nicht nur prominente Autoren wie Kant, Fritz Rudolf Fries oder Sascha Anderson waren der Firma zu Diensten, sondern auch Hunderte kleinerer Geister. Bislang unbekannte Dokumente bezeugen, daß allein bei der zuständigen Dienst einheit in der Berliner Stasi-Zentrale, der Hauptabteilung XX/7, bereits 1975 insgesamt 379 Inoffizielle Mitarbeiter geführt wurden, überwiegend Angehörige des DDR-Kulturbetriebes.

Hinzu kommen etwa 600 Inoffizielle, die bei den Bezirksverwaltungen angebunden waren, sowie, vorsichtig geschätzt, 500 IM auf Kreisebene. Insgesamt waren also mindestens 1500 Spitzel auf mißliebige Künstler und Schriftsteller angesetzt. Die „Kulturoffiziere“ des MfS verfügten damit über deutlich mehr willfähige Helfer als ihre Kollegen in vergleichbar großen Abteilungen. Selbst

in den Kirchen waren nie mehr als rund 800 IM eingesetzt.

Wie umfassend das MfS den Literaturapparat kontrollierte, belegen nun auch Zahlen aus dem Schriftstellerverband. Von den 123 Mitgliedern der zentralen Leitung waren 1987 lediglich 19 nicht vom MfS erfaßt. Als Stasi-Zuträger dienten, zumindest zeitweise, 49 Mitglieder. 17 wurden dagegen überwacht und in einer „operativen Personenkontrolle“ (OPK) oder deren Steigerung, einem „Operativen Vorgang“ (OV), bearbeitet. Die übrigen Leitungskader tauchen in diversen Materialsammlungen oder „Sicherungsvorgängen“ des Ministeriums auf.

Die IM-Dichte nahm in der höchsten Hierarchieebene sogar noch zu: Von den 19 Präsidiumsmitgliedern, die 1987 der Autorenvereinigung vorstanden, hatten sich 12 zur Spitze verpflichtet. Und selbst in einigen Bezirken gebot die Stasi noch über Zuträger im Übermaß: In Halle waren auf 39 Verbands-Schriftsteller nicht weniger als 14 IM angesetzt.

Die nun zum erstenmal umfassend gesichteten Akten der mit der DDR-Litera-

* Mit Heiner Müller (r.).

Petzen und Plaudern

Die Stasi-Kontakte des ostdeutschen Erfolgsautors Erwin Strittmatter

Nach dem Tod Erwin Strittmatters im Januar 1994 verneigte sich das deutsche Feuilleton vor einem ganz Großen. Die *Frankfurter Rundschau* lobte die „völlig unmoderne Querköpfigkeit“ des ostdeutschen Erfolgsautors, die *Frankfurter Allgemeine* würdigte ihn als „einzigartige Erscheinung“ in der deutschen Nachkriegsliteratur. Und die *Zeit* befand, daß „er uns den Himmel gezeigt hat überm Tellerrand“.

Mit keinem anderen Autor, soviel ist sicher, haben sich die Leser im Osten so identifiziert wie mit dem knorrigen und humorigen Dichter aus dem brandenburgischen Dörfchen Dollgow, der zwar stets loyal zum Arbeiter-und-Bauern-Staat stand, aber niemals als willfähriger Parteidichter galt. Allein der letzte Band seiner Roman-Triologie „Der Laden“ verkaufte sich nach der Wende über hunderttausendmal, bei Lesungen füllte Strittmatter ganze Theatersäle.

Doch das Bild des aufrechten Einsiedlers, dessen eigenwillige, leicht an-

archische Romanhelden zugleich auch immer autobiographische Züge trugen, bedarf zumindest in einem Punkt einer Korrektur. Der 1912 in Spremberg geborene Sohn eines Bäckers hat Ende der fünfziger Jahre dem Ministerium für Staatssicherheit als eifriger Zuträger gedient.

Ausweislich der insgesamt 177 Seiten starken IM-Akte, die in der Berliner Gauck-Behörde aufgefunden wurde, hat Strittmatter knapp drei Jahre lang bereitwillig Kollegen verpetzt und Interna aus dem Schriftstellerverband (DSV) ausgeplaudert, dessen 1. Sekretär er damals war.

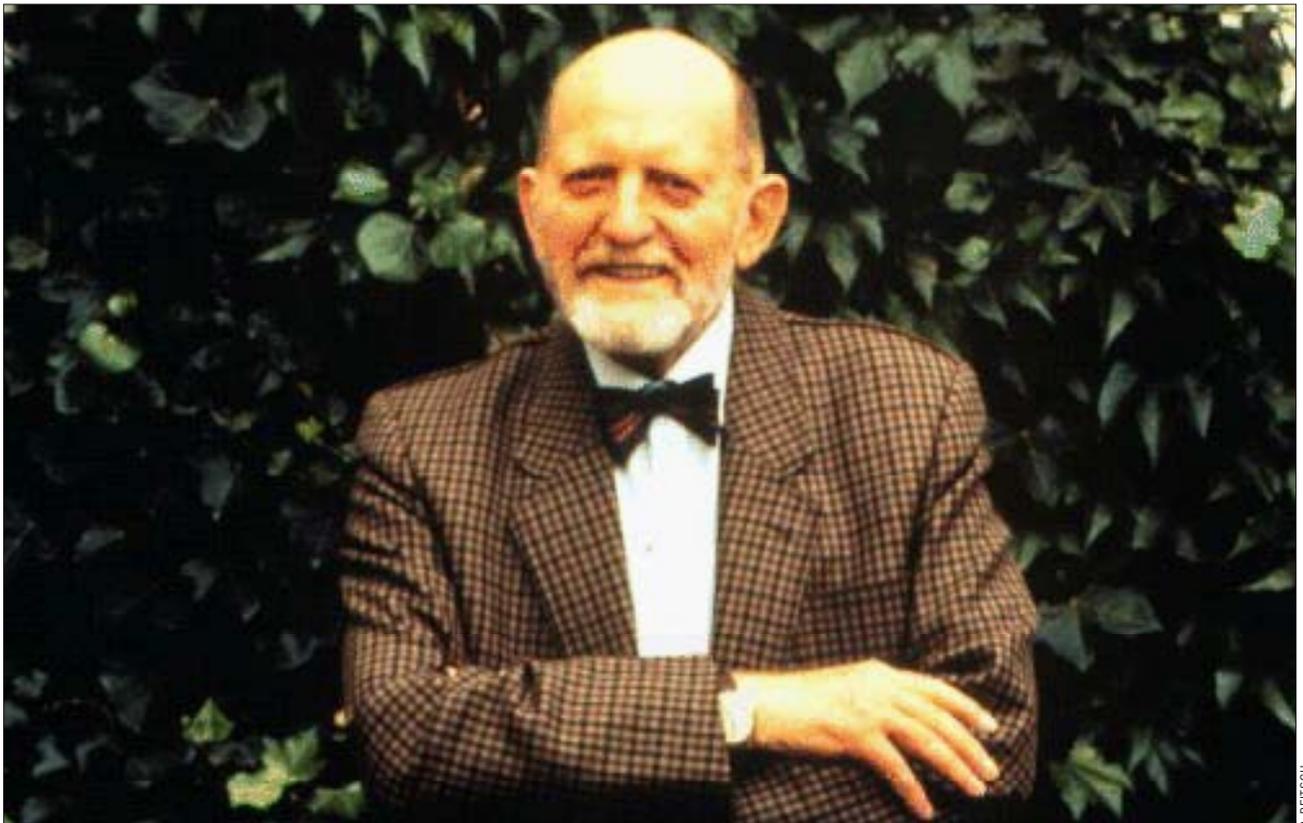
Den fortgesetzten Verrat hielt Strittmatter offenbar für seine Pflicht als Kommunist, geziert hat er sich kaum. Schon als die Stasi-Offiziere Benno Paroch und Paul Voigt am 18. September 1958 zum erstenmal bei dem Literaten anklopfen, ließ der sich nicht lange bitten.

„Genosse Strittmatter empfing uns freundlich, aber etwas zurückhaltend“,

notierten die Mfs-Männer. Im weiteren Gespräch habe er seine „reservierte Haltung“ aber aufgegeben und ihren Fragen „sehr aufgeschlossen gegenübergestanden“.

Insgesamt viermal trafen sich die Stasi-Bediensteten in den nächsten sechs Monaten mit dem IM-Kandidaten, meist über mehrere Stunden. Die Verpflichtung Strittmatters zum Geheimen Informator (GI), wie Inoffizielle Mitarbeiter der Stasi damals noch hießen, war dann auch nur noch eine Formsache. Der Heimatschriftsteller erhält den Decknamen „Dollgow“ – ein bodenständiger Spitzel.

Die Tscheekisten schätzten an ihrem Neuzugang vor allem seinen „progressiven Einfluß“ im Schriftstellerverband und seinen „großen Aktionsradius“ als 1. Sekretär. Strittmatter versuchte auftragsgemäß, Wahlen im Vorfeld zu manipulieren. Und im Gegensatz zu Christa Wolf, die sich als GI „Margarete“ dem MfS gegenüber bedeckt hielt, sprudelte es aus dem Dörf-



Früherer Stasi-Informant Strittmatter (1992): „Der Genosse empfing uns freundlich“

P. PEITSCH

ler nur so heraus, wenn er Geheimbesuch bekam.

Wo er ideologische Diversion zu erkennen glaubte, war Strittmatter in seinem Urteil unerbittlich. Stephan Hermlin charakterisierte er als einen Dichter, der „sehr stark auf Geldeinkünfte bedacht ist“ und für ein paar Mark mehr „sonst etwas zusammenschreibt“. Unheil drohe auch bei der Leiterin des DSV-Büros für Auslandsfragen: Die habe 48 Westbücher ausgeliehen – Achtung, Infektionsgefahr.

Selbst Anna Seghers, eine Ikone der DDR-Literatur, schien nach Strittmatters Eindruck nicht ganz auf Linie zu sein. Sie habe die Theorien des Kulturkritikers Georg Lukács – der sich stalinistischer Verfolgung nur mit knapper Not entzogen hatte – noch immer nicht überwunden, meldete der Informant in neidvoller Sorge.

Wie wichtig Strittmatter seinen Kontrollauftrag nahm, zeigt auch die Reaktion des Stasi-Zuträgers auf einen Besuch der West-Berliner Kollegen Günter Grass und Wolfdieter Schnurre im Verbandsbüro. Drei Tage nach dem Mauerbau hatten die beiden dort eine öffentliche Protestnote übergeben. Beim nächsten Treffen mit seinem Führungsoffizier machte sich GI „Dollgow“ offenbar Vorwürfe, „nicht veranlaßt zu haben, daß die beiden Westberliner Schriftsteller verhaftet werden“.

Gewissermaßen als Wiedergutmachung entwarf der Romancier ein „persönliches“ Schreiben an Grass und Schnurre, das in der Personalakte erhalten blieb: „Sie haben Ihren Brief trotz der Panzer und Maschinenpistolen, über die Sie klagen, persönlich über die Sektorengrenze gebracht. Sie sind unbehindert in Ihre Dichterstuben nach Westberlin zurückgekehrt. Das muß festgestellt werden, sonst könnten unbefangene Leser glauben, Sie hätten den Brief mit einer Rakete über die ‚gewaltsam geschlossenen Grenzen‘ schießen müssen.“

Strittmatter stand damals so stramm auf der Seite der Partei, daß er für die Stasi schon bald zu unbeweglich wurde. Am 20. Juli 1964 schloß sie seine Akte, weil eine Kontaktaufnahme des Dichters aus Dollgow zu „operativ interessanten Schriftstellern“ nicht mehr möglich schien.

Gespräche zwischen Strittmatter und kritischen Geistern „scheitern an seiner bekannten positiven Haltung“, notierte der Stasi-Offizier betrübt: Der Kontakt des Literaten zu den Spitzen der Partei sei mittlerweile so eng, daß er „Aufträge und Instruktionen“ direkt von dort erhalte.

tur befaßten Dienstseinheiten des MfS zerstören endgültig die Illusion vom Pakt der Schriftsteller mit den Lesern. Selbst der äußerst populäre Erfolgsautor Erwin Strittmatter („Der Laden“) hat demnach mit der Stasi kooperiert (siehe Kasten). Viele Autoren ließen sich – darin folgten sie dem schlechten Vorbild ihrer Kollegen in den anderen Diktaturen dieses Jahrhunderts – von der Macht korrumpieren und verrieten damit ihr eigenes Credo von der Authentizität und Wahrheit der Kunst.

Dennoch wirkte auch in der DDR das historisch geprägte Muster der Unvereinbarkeit von Geist und Macht, von Autor und Staat durchaus fort. So war der Multifunktionär Hermann Kant immer bemüht, von sich das Bild eines aufrechten Kommunisten zu zeichnen, der gleichwohl unbestechlichen Geistes sei. Gegen den Vorwurf, er habe mit der Stasi gekungelt, zog IM „Martin“ so lange zu Felde, bis eindeutige Beweise vorlagen.

Die erstaunlich hohe Bereitschaft gerade von Schriftstellern, mit der Staatssicherheit zusammenzuarbeiten, läßt sich nur mit der Fähigkeit von Intellektuellen erklären, selbst den Verrat an engen Freunden noch geschichtsphilosophisch zu veredeln. Die Spitzeltätigkeit – dieser Begriff wurde selbstverständlich nie gewählt – war demnach nichts Unmoralisches, sondern Ausdruck einer überlegenen Moral, die sich als Klassenmoral im Klassenkampf verstand, auf dem Weg zum kommunistischen Reich der Freiheit.

Manche Literaten waren, zumindest vorübergehend, sicher auch von einer seltsamen revolutionären Romantik besetzt; der Flirt mit der Stasi bot, wie etwa bei Monika Maron, die Möglichkeit zum Ausbruch aus dem öden, allseits reglementierten sozialistischen Alltag, den gerade ein phantasiebegabter Mensch nur schwer ertragen konnte.

Hinzu kam die ungeheure Faszination, die das Spiel mit Fiktion und Realität nun einmal auf die Schöpfer fiktionaler Welten ausüben kann. Welchen Reiz hat da schon eine Kunstfigur aus literarischer Produktion im Vergleich zur ganz realen Verdoppelung der eigenen Identität unter einem Decknamen?

Bei vielen Inoffiziellen Mitarbeitern im Literaturbetrieb haben jedoch zumeist sehr banale Gründe zur Kumpanei mit der Stasi geführt: Neid, Mißgunst, Karrierestreben. Die Akten enthalten ausgesprochen bössartige Äußerungen über die Bespitzelten, und das in geradezu beschämender Fülle.

Aus vielen Berichten spricht insbesondere der Neid von Schriftstellern auf Kollegen, die sich im SED-Staat manche Freiheiten herausnahmen und deren Bücher innerhalb und außerhalb der DDR auch noch bedeutend erfolgreicher waren. Zahllos sind die Klagen parteitreuer Autoren über die nach ihrer Ansicht ungenügende Würdigung eigener



Geheimdienst-General Mielke
„Enthemmen und entarten“

„Gegen Dreck sind wir“

Stasi-Chef Erich Mielke über die Literatur der DDR

Am 20. Januar 1966 hielt Mielke vor MfS-Offizieren ein Referat zur Kulturpolitik. Auszüge:

Wenn hier Heym und alle solchen Literaten und Künstler die Macht hätten, dann hätten wir die DDR schnell aufgefressen! ...

Wenn wir nur einen Tag diesen Menschen die Macht in die Hände gäben, dann wäre die Macht verloren! ... Bei diesen Machwerken der Schriftsteller, das greift die Bourgeoisie auf! Die feindlichen Kräfte stehen dahinter, machen das groß auf und zeigen das, hier, guck mal, Freiheit, bringen den Mann groß raus! ...

Nun fällt den armen Leuten, weil sie nicht mehr Feindliches bringen können, keine Demoralisation mehr bringen können, nun fällt den Geistern nichts mehr ein ... Da sind sie mit einem Mal trocken wie so 'ne alte, ausgequetschte Zitrone! Die Genies! Anstatt uns herrliche Dreh-

bücher zu schreiben, wunderbare, äh, Romane!

Also bitte sehr, Herr Heym! Bitte sehr, alle die Künstler, die Filme drehen! Dreh solche Filme! Schreibt solche Bücher, die drüben im Westen abgenommen werden und sogar den Nobelpreis bekommen! Sind wir dagegen? ... Nö, gegen den Dreck sind wir! Und wir sind dagegen, daß man uns hier solche Sachen zeigt, um zu zersetzen unsere Gesellschaft und unsere Jugend, nämlich daher kommt das mit der Jugend! ... Und nun kommt die Beatmusik, und nun kann man sich völlig enthemmen und entarten, so wie man es in der Waldbühne gemacht hat!

Dann kommen diese Schriftsteller, diese Machwerke! ... Und sie spotten uns Stalinisten, Dogmatiker, neue Eiszone oder so was, zurück in die Eiszeit und so weiter! Genossen! Wir sehen die Sache viel kühner, als sie überhaupt zu denken vermögen!

Werke durch die Staatsführung und die Förderung der angeblich nicht so „klasenbewußten“ Poeten.

Je kleiner das eigene Werk, desto größer der Groll. Von Dieter Noll, heute 68, beispielsweise, der außer einem gutverkauften Roman-Erstling mit dem Titel „Die Abenteuer des Werner Holt“ wenig Bleibendes zu Papier brachte, ist ein für seine Gesinnung typisches Urteil über den Roman „Tod am Meer“ von Werner Heiduczek erhalten geblieben:

Eine „Schandschwarte“ sei das Buch, „ohne jedes künstlerische Niveau“, befand IM „Romanze“ nach Lektüre gegenüber seinem Führungsoffizier. Bei genauem Hinsehen bestehe der Text ja „nur aus Episoden, wo sich der Held des Romans immer wieder auf neue Weiber wirft“. Noll gab sich „schwer schockiert“ und wollte klären, wie die Zensur „das Buch zum Druck zulassen konnte“.

Der Stasi gegenüber gaben auch bedeutendere Autoren wie Kant jede Zurückhaltung auf. Nach dem Besuch einer Lesung, zu der ihn die Liedermacherin Bettina Wegner eingeladen hatte, klagte er laut Treffbericht seines Führungsoffiziers über den „provokativen Charakter“ der Veranstaltung: Er habe sich bislang nicht vorstellen können, „daß es bei uns einen solchen stinkenden kulturellen Untergrund gibt“.

Und selbst öffentlich zurückhaltende Zeitgenossen wie der Schriftsteller Fritz Rudolf Fries waren mit Verdikten über Kollegen zur Hand, wenn die Stasi zum Gespräch bat. Nach einem West-Interview mit Rolf Schneider empörte sich IM „Pedro Hagen“ über das „scheinintellektuelle Geschwafel“ des Romanciers und empfahl, es mal wieder mit einer härteren Gangart zu versuchen: Es seien in der Vergangenheit „in der Kulturszene der DDR einige Einschnitte gemacht worden“, auf einen weiteren käme es nun auch nicht mehr an.

Fries laut Stasi-Information vom 25. September 1981: Schneider müsse „diszipliniert werden, indem ihm die Entscheidung abgerungen wird: für die DDR in der DDR oder für die BRD in der BRD“. Der Schriftsteller dazu heute: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich so etwas gesagt habe, das ist undenkbar.“

Der Dienstleister mancher Literatur-IM ging so weit, daß sie nicht nur Verfahrensvorschläge machten, sondern selber regelrechte Einsatzkonzeptionen entwickelten – wie im Fall der Literaturwissenschaftlerin Anneliese Löffler, die dem MfS als IM „Dölbl“ seit 1971 beim Aushorchen „feindlich-negativer“ Autoren behilflich war.

Löffler schlug beispielsweise vor, den der Stasi verdächtigen Schriftsteller Mar-

tin Stade zu sich nach Hause einzuladen, um ihn auszuhorchen. Mielkes Leute akzeptierten: „Der IM wird ihn im Verlauf des Gesprächs gut bewirten und nicht mit Alkohol sparen.“

IM „Dölbl“ steht für jenen Typus des Inoffiziellen Mitarbeiters, der die Geheimkontakte zur Stasi gelegentlich zur Absicherung der Karriere nutzte. So hatte der langjährige Leiter des Aufbau-Verlags, Fritz-Georg Voigt (IM „Kant“), angeblich ihre Auszeichnung als „Verdienter Aktivist“ verhindert. Prompt diktierte die Professorin ihren MfS-Betreuern das passende Zitat des ZK-Literaturpapstes Hans Koch in den Block: „Voigt ist ein Schwein geworden, aber aus Dummheit. Der bewältigt die Probleme nicht mehr und intrigiert nur noch.“

Mitunter gewährte die Stasi ihren Literaturagenten auch ganz handfeste Unterstützung. Dem einen besorgte sie 190 Meter Gasrohr für seinen Hausbau, dem anderen besserte sie die Urlaubskasse für eine Finnlandreise auf. Und als das Ehepaar Claus und Wera Küchenmeister (IM „Kaminski I“ und „Kaminski II“) 1966 um einen Kredit für den geplanten Autokauf bat, bekam das Spitzel-Duo vom MfS prompt 8000 Mark für den Erwerb eines Wartburg geliehen.

Wenn es sein mußte, stand die Staatssicherheit ihren Zuträgern selbst bei klei-

Hauptabteilung XX/7

Berlin ,den 18.12.1970

Durch eine zuverlässige inoffizielle Quelle wurde bekannt, daß das Mitglied des Vorstandes des Deutschen Schriftstellerverbandes , der Schriftsteller Dieter NOLL sich zu den ^{si}reignissen in der VR Polen in der Form äußerte, daß man solchen Provokateuren ordentlich auf die ^rresse schlagen/soll. Zum Glück seien unsere Sicherheitsorgane wächamer. Aber wenn es sich bei uns Personen wie in Polen erlauben würden provokateorische ^handlungen durchzuführen , würde er, wenn er die Möglichkeit dazu hat selbst mit dafür sorgen, daß solche Kräfte ^hunschädlich gemacht werden.

Stasi-Aktennotiz: Revolutionäre Romantik

nen Alltagssorgen zur Seite, wie eine Episode aus der rund 2000 Seiten umfassenden IM-Akte Dieter Nolls zeigt. Als der Dichter im Winter 1965 anfragen ließ, ob er seinen Wagen nicht „wegen der augenblicklichen ungünstigen Schneeverhältnisse in dem Objekt in der Hans-Loch-Straße unterstellen“ könne, erteilte Mielke-Stellvertreter Bruno Beater höchstpersönlich seine Zustimmung: Noll durfte die Garage für 25 Mark anmieten.

Die konspirativen Plauderrunden mit dem Dichter verliefen durchweg in gelöster Atmosphäre. Nur als Noll am 20. De-

zember 1968 seinen Führungsoffizier mit einer Geldbörse als Weihnachtsgeschenk beglücken wollte, war der Stasi-Mann kurzzeitig irritiert: „Die Kontaktperson wurde darauf aufmerksam gemacht, daß das keine übliche Erscheinung im Rahmen der Zusammenarbeit ist. Die Kontaktperson bat darum, diese Anerkennung ihm zu gestatten, da unser Organ ihm sehr viel geholfen hat in seinem persönlichen Leben.“

Manche Wünsche konnte allerdings selbst die Stasi nicht erfüllen – was dann zuweilen zum Abbruch des Kontaktes führte. Die Schauspielerin Traudl Kuli-

kowsky etwa war den Unterlagen zufolge auf Stefan Heym, Rainer Kirsch und Franz Fühmann angesetzt. Im Herbst 1979 jedoch belegte die Aktrice einen Schreibkurs am Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig. Fortan war Traudl Kulikowsky vom Verlangen be-seelt, ein Buch zu veröffentlichen. Von den Verlagen erhielt sie allerdings nur den wohlmeinenden Rat, das Schreiben lieber bleiben zu lassen. Auch Briefe an hohe Funktionäre wie Politbüromitglied Hager beförderten ihre Sache nicht.

Nun also änderte sich ihre positive Grundhaltung zu Staat und Partei, wie es in der IM-Akte heißt. Um die Informantin zu halten, versuchte das Mielke-Ministerium zunächst, die Schauspielerin bei der Defa unterzubringen und somit zu entschädigen. Als das nicht gelang, bemühte sich die Stasi um einen Lektor, der sich speziell um IM „Galina Mark“ und ihre Texte kümmern sollte – wiederum ohne Erfolg. 1983 reichte Traudl Kulikowsky verärgert eine letzte Eingabe bei Honecker ein und stellte schließlich einen Ausreiseantrag.

Der Aufwand, den die DDR-Tscheikisten auf der „Linie Schriftsteller“ betrieben, scheint aus heutiger Sicht maßlos übertrieben. Doch die schier grenzenlose Überwachungs- und Sammelwut folgte

einer verqueren Logik: Verfol- gungsdrang und Verfolgungswahn hingen ursächlich zusammen.

Die Rolle, die der SED-Staat seinen Geistesarbeitern zuwies, war klar definiert und von vielen Schriftstellern auch dankbar akzeptiert. Sie hatten die großen, hehren Worte zu liefern, deren eine moderne Diktatur so dringend bedarf, um ihren totalen Machtanspruch zu legitimieren.

Die Selbstbezeichnung der staatstreuen Intellektuellen als „Ideologieproduzenten“ trifft den Kern ihrer Aufgabe: Ganz der leninistischen Tradition verhaftet, wonach eine Revolution mit der Gründung einer Zeitung beginnt, glaubten sowohl die DDR-Oberen wie auch die Literaten auf beinahe animistische Weise an die Macht des geschriebenen Wortes. Ihre negative Entsprechung fand diese Überschätzung des Einflusses von Literatur in der Furcht der DDR-Führung, gesellschaftskritische Texte könnten ihre Macht untergraben und am Ende gar auslöschen.

Der Beginn der totalen geheimpolizeilichen Ausspähung und Indienstnahme des DDR-Literaturbetriebes fällt nicht zufällig mit dem Prager Versuch zusammen, einen Sozialismus mit menschi-



Stasi-Opfer Biermann (1970)*: „Feindliche Kräfte“

chem Anlitz zu wagen. Die Ereignisse im kommunistischen Bruderstaat im Frühjahr 1968 bestätigten die DDR-Machthaber in ihrer Angst vor Künstlern und Schriftstellern, die sie als Initiatoren ausgemacht hatten.

Vor allem Stasi-Chef Mielke fürchtete nichts mehr als intellektuelle Unbotmäßigkeit (siehe Kasten Seite 228).

Nun, unmittelbar nach dem Einmarsch der Sowjets in Prag, forderte er aus allen

* Mit der Sängerin Nina Hagen (Stasi-Observationsfoto).

Bezirken seines Schattenreichs binnen vier Tagen Berichte über sämtliche Redakteure, Theaterleute, Schriftsteller, Künstler und Sänger der Republik.

Das Ergebnis der Mielke-Anfrage fiel allerdings unbefriedigend aus. Und auch die Analyse der Hauptabteilung XX vom Januar 1969 für das zurückliegende Krisenjahr zeigte, daß die Geheimdienstler für eine Bekämpfung der „politisch-ideologischen Diversion“ unter den Künstlern ungenügend gerüstet waren.

Der Mielke-Befehl vom 18. Juni 1969, in der Hauptabteilung XX eine spezielle Diensteinheit zur

Kontrolle der Intellektuellen einzurichten, war denn auch eine unmißverständliche Reaktion auf dieses Informationsdefizit. Die „Abwehrarbeit auf dem Gebiet von Kunst und Kultur“ galt fortan als „Schwerpunktbereich“ des MfS.

Die nun gegründete Abteilung XX/7 tüftelte sofort neue, intensivere Überwachungsmethoden aus. Vor allem die Mitarbeiter des Referats IV widmeten sich hingebungsvoll der operativen Arbeit gegen einzelne Autoren.

Das zunächst von Günther Lohr geleitete Referat, das von Anfang an personell

gut ausgestattet war, führte zunächst zwei bedeutende Operativ-Vorgänge: den OV „Lyriker“ gegen Wolf Biermann und den OV „Diversant“ gegen Stefan Heym. Wenig später nahmen die MfS-Offiziere der XX/7 eine ganze Reihe weiterer bedeutender DDR-Literaten ins Visier: Jurek Becker und Ulrich Plenzdorf erhielten ebenso einen eigenen OV wie Reiner Kunze, Volker Braun und Klaus Schlesinger.

Die Stasi verwanzte die Wohnung ihrer Opfer im Extremfall von der Küche bis zur Toilette und ließ sämtliche Briefe kopieren, sofern sie bei der Postkontrolle nicht gleich kassiert wurden. Die Observationstrupps mußten tagelang jeden Schritt ihrer „Objekte“ lückenlos dokumentieren.

Im Kampf gegen die vermeintlich subversiven Elemente war den Geheimdienstlern nahezu jedes Mittel recht. Biermann schickten sie minderjährige Lockvögel auf den Hals, sie ließen ihm Rauschgift anbieten und planten gar eine medizinische Fehlbehandlung des Liedermachers. Mitunter gaben sie nicht mal Ruhe, wenn ein Regimegegner in den Westen ausgereist war: Jahrelang terrorisierte die Staatssicherheit Jürgen Fuchs noch mit fingierten Versandhaus-Bestellungen.

Die „Hauptwaffe“ im Arsenal der Verfolgungsmittel aber war der IM. Trotz modernster Abhörtechnik komme nichts „der Kunst und den Fähigkeiten eines Menschen“ gleich, die „Gedankengänge des anderen“ gründlich zu erkunden, heißt es in einer MfS-Forschungsarbeit aus dem Jahre 1973.

Nur wo sich Inoffizielle Mitarbeiter an der „Zersetzung“ unbequemer Autoren beteiligten, erzielte die Stasi auf Dauer den gewünschten Erfolg.

Von Beginn an sah die 1969 neugegründete Kulturabteilung ihre zentrale Aufgabe denn auch darin, das noch recht dünnmaschige IM-Netz auszubauen. Dabei bedienten sich die Mitarbeiter der XX/7 einer Doppelstrategie: Sie versuchten, Zuträger in „Schlüsselpositionen“ zu werben. Wo ihnen das nicht gelang, hievten sie fleißige Informanten in die entsprechenden Ämter.

Als beispielsweise 1982 nach dem Tod von Paul Wiens (IM „Dichter“) der Posten des Chefredakteurs der Literaturzeitschrift *Sinn und Form* frei geworden war, empfahlen Mitglieder der Akademie der Künste zunächst den Essayisten Friedrich Dieckmann als Nachfolger.

Die Stasi dazu in einer „Auskunft“ vom Januar 1983: „Dieckmann ist ein bürgerlich-ideologischer Wirrkopf“ und daher „für eine Funktion als Chefredakteur politisch völlig ungeeignet“. Neuer Chefredakteur wurde statt dessen der langjährige Direktor des Leipziger Literatur-Instituts, Max Walter Schulz, ein „zuverlässiger und verschwiegener



B. FRIEDRICH

Stasi-Mitarbeiter Fries Härtere Gangart empfohlen

Genosse“, der das MfS „bereits mehrfach unterstützt hat“ (Stasi-Einschätzung).

Von 1972 bis 1975 steigerte die MfS-Kulturabteilung ihren IM-Bestand um 70 Prozent. Spätestens Ende der siebziger Jahre saßen auf allen wichtigen Stellen des Literaturbetriebs offizielle oder inoffizielle Kontaktpersonen.

Die Stasi hatte damit, wie von der SED-Führung gewünscht, die großen Verlage unter Kontrolle, dazu die Redaktionen der Kunst- und Kulturzeitschriften, das Pen-Zentrum und die Akademie der Künste.

In der Regel machte die Anwerbung neuer IM in der Kulturszene erstaunlich wenig Mühe. Dabei waren die Anforderungen durchaus hoch: So sollten die Zuträger möglichst das Abitur haben und literarisch gebildet sein. Sie mußten eine „sehr gute Auffassungsgabe“ besitzen, ein gutes Gedächtnis und ein gewinnendes Wesen und sollten jederzeit in der Lage sein, einen gewissen Künstlerhabitus anzunehmen.

Tatsächlich waren die Inoffiziellen Mitarbeiter, die im „Sicherungsbereich Literatur“ dienten, zumeist hochgebildete Leute. Unter den verschiedenen IM-Kategorien finden sich erstaunlich viele Hochschulabgänger; von den Top-Informanten, den IM mit „Feindberührung“ (IMB), besaß jeder zehnte sogar einen Dokortitel.

Von Anfang an machten auch auffällig viele weibliche Spitzel bei der Kulturabteilung der Stasi mit. Während der Anteil

der Frauen in den anderen MfS-Abteilungen durchschnittlich nur bei 10 bis 15 Prozent lag, betrug er im literarischen Bereich fast 50 Prozent.

Nur in seltenen Fällen bemühte sich die Stasi vergebens. In den Akten der XX/7 fanden sich wenige eindeutige Verweigerungen. Bei dem Verleger Elmar Faber, ab 1983 Leiter des Aufbau-Verlages, wurden die Werber gleich drei-mal vorstellig und holten sich, löbliche Ausnahme, jedesmal eine Abfuhr.

Beim ersten Versuch (um 1960) lehnte Faber eine Zusammenarbeit mit der guten Begründung ab, er könne es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren, andere wegen „unausgereifter Gedanken anzuschwärzen bzw. ins Gefängnis zu bringen“. Später schützte er unter anderem gesundheitliche Gründe und Arbeitsüberlastung vor.

Außerdem berief sich der Verleger auf seine „moralische Einstellung“ und bat schließlich um eine mehrwöchige „Bedenkzeit“, wie die Stasi-Leute im Werbungsprotokoll enttäuscht notierten. Zunächst müsse er sich mit seiner Frau beraten. Darauf die eilige Stasi-Verfügung: „Mit F. wird nicht gearbeitet!“

Über 90 Prozent der Literatur-IM dienen aus „politisch-ideologischer Überzeugung“ – so jedenfalls bezeugen es ihre Personalakten. Auf den Einsatz von „kompromittierendem Material“, also heimlich aufgenommenen Fotos eines Seitensprungs oder abgefangenen Briefen, konnten die MfS-Offiziere weitgehend verzichten.

Die meisten Werbungen unter den DDR-Autoren zeichnen sich zudem durch bemerkenswert kurze Vorlaufzeiten aus. Schon wenige Wochen nach dem Erstkontakt ließen sich beispielsweise ausweislich der Unterlagen die Schriftsteller Günter Görlich (IM „Herrmann“) und Paul Gratzik (IM „Peter“) verpflichten, dasselbe galt für die Kollegen Gerhard Holtz-Baumert (IM „Villon“) und Jan Koplowitz (IM „Pollak“).

Nur ihre Unterschrift leisteten viele Autoren nicht ganz so bereitwillig. Die Stasi sah deshalb bei namhaften Schriftstellern und Literaturfunktionären in der Regel von einer schriftlichen Verpflichtung ab. Wenn einer wie Fritz Rudolf Fries nach langem Zögern dann doch bereit war, den Stasi-Pakt zu unterzeichnen, sah er das, laut Treffbericht vom 20. Oktober 1982, als „einen Grund zum Feiern“ an, glaubte er doch ganz faustisch, eine „ewige Verbindung besiegelt“ zu haben.

Im nächsten Heft

Die vernichtenden Gutachten der Stasi-Literaturexperten – Die Zersetzungsmethoden: isolieren, denunzieren, mundtot machen – Die Kulturbanausen von der Hauptabteilung XX/7

Ausstellungen

Da quietscht die Haut

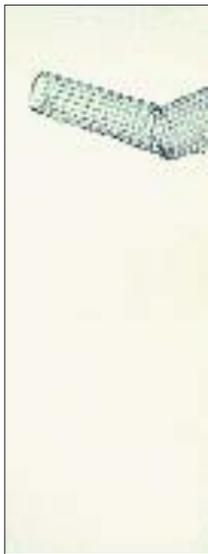
Eine Florentiner „Biennale“ will Modeschöpfer und bildende Künstler einander näherbringen.

Im Halbdunkel erglüht ein Kunstleib: Den Torso aus Metallgeflecht umwindet ein elektrisch aufheizbarer Draht, der sich in Phasen, licht- und wärmespendend, erhitzt und dann wieder abkühlt – eine Vision von raffinierter Folter oder auch von mystischer Verwandlung.

So ist das Schauspiel gemeint: In einer gleichfalls rhythmisch aufscheinenden und verschwindenden Schriftprojektion an der Wand phantasiert die Erfinderin des suggestiven Heiz-Körpers, die in der ehemaligen Tschechoslowakei geboren und in Kanada lebende Künstlerin Jana Sterbak, 41, von einem „Draht in meinem Kopf“ und einem quietschenden Geräusch, mit dem ihre Haut angeblich an den Muskeln scheuert. Auch in eine andere zu schlüpfen scheint möglich: „Ich will“, so der Text, „nur unter deine Haut gleiten, hören, was du hörst, mich



Saal von Yamamoto



Drahtkleid von

von deinen Gedanken nähren und mich in deine Kleider hüllen.“

Ideen dieser Art sind bei jungen Künstlern groß in Mode. Ein geschärftes Körpergefühl verbindet sich, unter dem Zeichen von Gen-Manipulation, Schönheitschirurgie und Geschlechtsumwandlung, mit der Vorstellung, die Identität zu wechseln wie ein Hemd. Jana Sterbak hat damit schon blutigen Scherz getrieben und einmal ein Kleid aus rohen Steaks entworfen.

So war sie auf das schönste für eine Großausstellung qualifiziert, die seit dem vergangenen Wochenende bis zum 15. Dezember an vielen Schauplätzen in Florenz gezeigt wird. Das Ereignis ist als Erstausgabe einer „Biennale“ gedacht und führt unter dem Titel „Die Zeit und die Mode“ bildende Künstler mit professionellen Modeschöpfern zusammen.

In einer seit langem stillgelegten, nun zum aktuellen Zweck hergerichteten Bahnhofshalle (Stazione Leopolda) wandelt der Besucher durch ein „neues Universum“, das durch raumhoch wallende Stoffkulissen in unterschiedliche Galaxien für „neue Menschen“ aus Künstler- und Stylisten-Sicht unterteilt ist. Bisweilen durchdringen die Sphären einander auch – so beim japanischen Modemacher Yohji Yamamoto, der seine Milchstraße aus hellen Laken mit knorrigen Gestalten des Bildhauers Nagato Iwasaki bevölkert.

In dem Medici-Kastell Forte Belvedere sind

Kunst-Gewänder vom Futurismus bis heute arrangiert. Auf der Terrasse davor, mit Traumblick auf Florenz, hat der japanische Architekt Arata Isozaki sieben farbige Pavillons für Gemeinschaftsprojekte je eines Modemachers und eines Malers oder Bildhauers errichtet (beispielsweise Karl Lagerfeld mit Tony Cragg, Gianni Versace mit Roy Lichtenstein).

Und 16 Museen der traditionsreichen, jedoch mit Zeitgenössischem nicht gerade verwöhnten Kunststadt waren so entgegenkommend, Spezialinstallationen von Modemachern in ihren heiligen Hallen zuzulassen.

Schließlich bildet die Mode das Fundament der ganzen Veranstaltung mit einem Etat von umgerechnet rund neunehnhundert Millionen Mark. Das Projekt geht auf eine vor zwei Jahren entwickelte Idee des Managers und Werbefachmanns Luigi Settembrini zurück, der damals als Berater des Florentiner „Zentrums für italienische Mode“ wirkte und diese Organisation auch gleich als ersten Promotor gewinnen konnte.

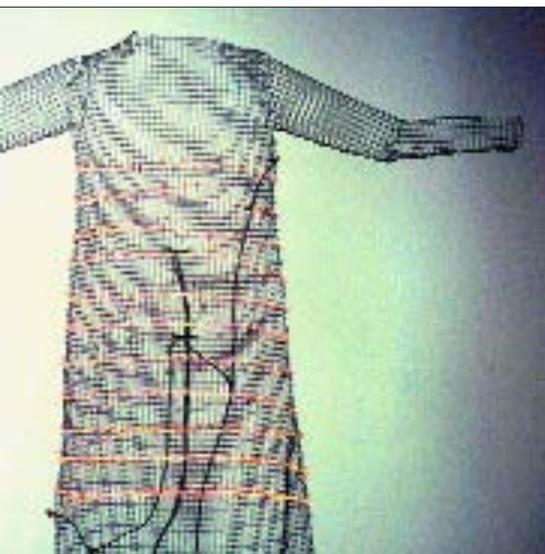
Auf der Geldgeber-Liste stehen freilich auch die Stadt Florenz und die Region Toskana, und die Ausstellungsmacher – federführend neben Settembrini der Guggenheim-Kurator Germano Celant und die New Yorker *Interview*-Chefredakteurin Ingrid Sischy – beteuern unisono, daß sie mit kommerziellen Mode-Interessen nichts zu schaffen hätten. Aber ohne Mode-Aspekte und Mode-Lobby wird die Biennale, falls sie überlebt, auch in Zukunft schwerlich auskommen.

Nach dem Motto „Zuschneiden ist Denken“ steht für Celant die Mode als aktuelle Formensprache zur Debatte und als Maßnahme, der frierenden oder schamhaften Menschheit eine „zweite Haut“ anzumessen. Zur Biennale sind, so Sischy, „zwei Gruppen von Gästen eingeladen, die sich sonst vielleicht nie die Hände schütteln würden“.



FOTOS: W. WESENER

Gold-Puppe von St. Laurent: Krasse Entgleisung



Jana Sterbak



Gebrüder Chapman, Chapman-Skulptur



Armani-Installation

Ausstellung „Die Zeit und die Mode“ in Florenz: Heimvorteil für die bildende Kunst

Es bleiben ungleiche Partner, auch wenn niemand den Modemachern ihre Kreativität absprechen wird. Doch die Ausstellungshalle ist kein Laufsteg, da haben bildende Künstler Heimvorteil. Neben dem Glühdraht-Torso von Jana Sterbak, einer vielbrüstigen Zwangsjacke von Louise Bourgeois oder einem raumfüllenden Über-Gewand von Beverley Semmes wirkt jener noch so kühn gestylte Fummel des Modepioniers Emilio Pucci, dem im Palazzo Pitti eine üppige Gedenk-Schau eingerichtet ist, konventionell. Man muß die Dinger ja auch tragen können.

Und offenbar tun die Textilschöpfer gut daran, bei Schere, Nadel und Faden zu bleiben. Wo praktische Rücksichten entfallen, droht glatter Kitsch. Im „neuen Universum“ der Stazione Leopolda über-

trumpfen selbst die siamesisch verwachsenen Kunststoff-Girlies aus der Werkstatt der britischen Künstlerbrüder Jake und Dinos Chapman mühelos die aufwendige Installation des Modemenschen Franco Moschino. Der lockt den Besucher in ein Heckenlabyrinth auf herzförmigem Grundriß, läßt ihn Gras riechen, Waldesrauschen hören und schließlich auf einem Spiegel die Botschaft lesen, über Geschmack sei nicht zu streiten. Wirklich?

Die krasseste Entgleisung leistet sich Yves St. Laurent im Liliensaal des Palazzo Vecchio: Er hat den größten Teil des Raumes mit Spiegelflächen auf dem Fußboden zu einer Art Bassin umgestaltet, in dem nun auch die grandiose Bronze-Judith des Renaissance-Bildhauers

Donatello steht. Sie wird damit zur Komplizin einer Modepuppe im gleichen Becken, die St. Laurent pompös mit Goldbrokat behängt hat.

Diskreter geht der Italiener Giorgio Armani in den Uffizien zu Werke, wo er zart verschleierte Schaufensterfiguren zwischen die Skulpturen des Galerie-Korridors stellt. Blickfang bleibt eine antike Marmor-Gruppe mit Herakles und dem von ihm tödlich getroffenen Kentauren Nessos.

Bekannt ist dieses Fabelwesen hauptsächlich durch sein sogenanntes Nessos-Hemd, das, mit dem Blut des Sterbenden getränkt, schließlich auch Herakles umbrachte. Dieses Kleidungsstück hätte gut auf die Florentiner Biennale gepaßt. □



Regisseur Wortmann (M.): „Wann ist man käuflich?“

Theater

Der gemachte Mann

Filmregisseur Sönke Wortmann inszeniert erstmals für das Theater: Nach dem Kinoerfolg „Das Superweib“ bringt er nun Woody Allens „Bullets over Broadway“ in Düsseldorf auf die Bühne – Abschied vom seichten Entertainment?

Bam, Bam, Bambambam.“ Fünf Schüsse fallen. Der Gangster Cheech torkelt durch den Raum, bricht zusammen und stirbt einen qualvollen Tod in den Armen seines Freundes. „Der Applaus, David, der Applaus!“ bringt Cheech mit letzter Kraft hervor.

„Danke“, sagt Sönke Wortmann vom Regietisch aus, „das war sehr gut.“ Cheech ächzt, rappelt sich auf und klopft den Staub des Theaterbodens von seiner schwarzen Hose. Er ist schon dreimal ganz hinreißend gestorben an diesem Vormittag in Düsseldorf-Oberbilk.

Hier, in einer fürs Theater umgerüsteten Industriebaracke, probt Wortmann mit einem knappen Dutzend Darstellern die amerikanische Gangsterfarce „Kugeln über Broadway“, eine Theateradaption des Woody-Allen-Films „Bullets over Broadway“. Das Werk, das seine Uraufführung am Freitag dieser Woche im Düsseldorfer Schauspielhaus erleben soll, ist Wortmanns erste Theaterarbeit. Als Filmregisseur ist er, nach den Erfolgen von „Allein unter Frauen“ (1991), „Der bewegte Mann“ (1994) und „Das Superweib“ (1996), längst der gemachte Mann: der einzige Star seines Fachs, den die Republik derzeit aufzuweisen hat. Mehr als zehn Millionen Zuschauer haben seine Kino-Werke bisher

gesehen. Als Theaterregisseur muß er sich erst beweisen.

Wie sich Wortmann aus der Affäre ziehen wird, darauf schaut die deutsche Film- und Theaterwelt mit großen Erwartungen: gespannt, aber nur allzu bereit, den Hochflieger endlich abschmieren zu sehen.

Wortmann ist vorsichtig. „Einen Klassiker“, sagt er, während er nach Proben-schluß eine Pizza in einem schmucklosen italienischen Ecklokal zersäbelt, „hätte ich mir noch nicht zugetraut.“ Bei Tschechow, auch bei Ibsen, schwirren ihm „zu viele andere Theaterbilder“ durch den Kopf, zu viele Vergleiche. Woody Allens „Kugeln“ dagegen gab es nie zuvor im Theater. Da muß er sich nicht gleich beim ersten Mal messen – und messen lassen.

Außerdem handelt das Werk des „see-lenverwandten Autors“ Allen von lauter Fragen, die Wortmann selbst bewegen. Und zwar gerade jetzt, gerade in diesem Augenblick seiner Karriere.

Bis heute geht der 37jährige glatt als Bummelstudent durch. Er ist ein Kumpel-Typ mit Viereinhalb-Tage-Grungebart und Kurt-Cobain-Haarpracht, genau der Typ Netter Neuer Mann, der in Wohngemeinschaften immer die Tassen abwäscht, weil alle anderen dazu zu faul sind. Und weil Wortmann so jung wirkt, nimmt er sich auch das Recht heraus, unsicher zu sein, immer weiter nach Antworten zu suchen. Der Bergmannssohn aus Marl ist noch nicht fertig mit sich – oder mit der Welt.

Da geht es ihm wie dem Helden von „Kugeln“, dem jungen Dramatiker David Shayne (Thomas Huber). Der hat im New York der zwanziger Jahre zum erstenmal die Chance, eines seiner Werke selbst am Broadway herauszubringen. Anfangs nimmt sich David großspurig vor, kein einziges Wort seines Schauspiels umzuschreiben. Aber bald holt ihn die Realität ein: Als Geldgeber der Aufführung kommt nur der Mafia-Chef Nick (Wolfgang Reinbacher) in Frage, und der will ausgerechnet seiner hoffnungslos unbegabten Geliebten Olive (Chris Hohenester) eine Hauptrolle verschaffen.

Soll David das Mafia-Geld nehmen? Und noch dazu der talentlosen Ganovenbraut eine Rolle geben? Verkauft er dadurch seine Seele? „Geht es mir so sehr um den Erfolg?“ jammert David eines Abends. „Die Antwort ist ‚ja‘. Ich bin eine Hure! Ich bin eine gottverdammte Hure!“ Davids Freund Flender (Uwe Zerwer) dagegen pocht stolz darauf, daß kein einziges seiner Dramen je die Schublade verlassen hat: „Ich schreibe nicht für den Kommerz.“

Krachend läßt Allens brutales Theaterim-Theater-Lustspiel die Ideale und die Wirklichkeit aufeinanderprallen – bis es am Ende Leichen gibt. Olive muß auf dem Altar der Ästhetik geopfert werden: Sie hätte die Aufführung versaut. Ihr Mörder, der Gangster Cheech (Volker Mose-

* Mit Thomas Huber, Volker Mosebach bei den Proben zu „Kugeln über Broadway“.



KINARCHIV ENGELMEIER

Wortmann-Film „Kleine Haie“*: Zärtlich und intim

bach), muß dran glauben, weil er der Kunst zuliebe – „der Applaus, David, der Applaus!“ – die Spielregeln der Wirklichkeit, nämlich der Mafia, mißachtet hat.

„Ich sehe mich in der gleichen Lage wie David Shayne“, sagt Wortmann. „Wann ist man käuflich? Und wann macht man sich nur noch vor, als Künstler frei zu sein?“ Wie Shayne hat sich Wortmann für das machbare Unterhaltungswerk, für die Zuschauer (und gelegentlich auch für den allzu großen Kompromiß) entschieden – mit allen Zweifeln, die ihn dabei packen, und mit dem ewig quälenden Zwiespalt von Kommerz und L'art pour l'art. Den selbstgerechten Schubladenhelden Flender verurteilt Wortmann ohne Umschweife: „Es ist immer einfach, das Maul aufzureißen, wenn man selber gar nichts tut.“

„Kugeln überm Broadway“ ist daher für Wortmann eine Art Selbstvergewisserung im Angesicht der Zuschauer: Wo stehe ich mit meiner Arbeit? Und was will ich eigentlich?

Diese Ortsbestimmung war fällig nach dem flauen „Superweib“, mit dem seine Karriere im Frühjahr arge Schlagseite in Richtung Billigware bekommen hatte. „Das Superweib“ war der zweite Film, den Wortmann im Rahmen eines Vertrages mit dem bayerischen Produzenten Bernd Eichinger abgeliefert hatte. Ein Fall von saurer Unterhaltungspflicht? Gar von Käuflichkeit?

Die „herbe Kritik“ an der Hera-Lind-Filmmung kann Wortmann „zum Teil durchaus nachvollziehen“. Aber: „Ich verstehe nicht, daß die Kritiker nicht begriffen haben, warum ich den Film gerade zu diesem Zeitpunkt gemacht habe.“ Ausgestattet mit „einer Erfolgsvorlage, einem erfolgreichen Regisseur, einem erfolgreichen Produzenten und einer attraktiven Besetzung“ war „Das Super-

weib“ geradezu darauf programmiert, die Zuschauer in die Kinossessel zu treiben.

Darauf, sagt Wortmann, kam es ihm an. „Es gibt im Augenblick nichts Wichtigeres für den Erfolg des deutschen Films, als reihenweise erfolgreiche deutsche Filme zu drehen.“

Er will diesen Erfolg, will Teil einer lebendigen, auch kommerziell ergiebigen Filmszene sein. Trotz etlicher Angebote hat er sich bisher nicht nach Hollywood abgesetzt, weil er die „Aufbruchstimmung“ im Land genießt.

Was er kann, hat er vor allem mit seiner intimen und zärtlichen Schauspiel-Eleven-Ballade „Kleine Haie“ (1992) bewiesen. Aber sein Entertainment-Talent birgt eben die Gefahr, daß Wortmann nur noch Fließband-Erfolge fabriziert: ein „Superweib“ nach dem anderen. Nur noch Glätte und Oberflächlichkeit, dargeboten mit perfektem Timing. Und nirgendwo mehr ein Hauch von Seele in seiner Arbeit.

Das will er nicht. Seinen momentanen Ausflug ans Theater sieht er als „deutliches Zeichen“, daß „ein Abschnitt zu Ende gegangen“ sei und er „jetzt andere Sachen machen“ müsse. Als nächsten Film wird Wortmann – wieder mit Eichinger – den sarkastischen Uni-Bestseller „Der Campus“ von Dietrich Schwanitz auf die Leinwand bringen. Kein Lustspiel, obwohl es „hier und da komische Momente“ gebe.

Seine Vorstellungen setzt Wortmann beharrlich und zielstrebig um, mit einem großen Reservoir an Selbstvertrauen. Er ist einer, der sich selbst treu bleibt, auch wenn das nach außen nicht immer so wirkt, und der sich viel Zeit gibt. Einer, der weiß, daß er noch große Filme machen wird. Vielleicht nicht in diesem Jahrzehnt. Aber irgendwann bestimmt. Das ist ein Versprechen. „Kugeln überm Broadway“ weist den Weg dorthin.

Susanne Weingarten

* Mit Kai Wiesinger, Jürgen Vogel.

Kassandra der Postmoderne

Reinhard Mohr über die Tagebücher des vielseitigen Schnelldenkers Peter Glotz

Peter Glotz hat ein neues Buch geschrieben – eine Mitteilung mit dem Neuigkeitswert von Scheidungsgerüchten aus dem monegasischen Fürstenhaus. Ist sein letztes Manifest über die im Kern „verrotteten“ Universitäten nicht erst vorgestern erschienen? Haben wir ihn nicht eben in einer Talkshow gesehen, in der er sein neuestes Modernisierungsprojekt ankündigte? Oder war es nur ein Essay, in dem er an die Führungskräfte der deutschen Wirtschaft appellierte?

Dr. Peter Glotz, 57, im böhmischen Eger geborener Sproß einer Tschechin und eines Deutschen, 1977 Wissenschaftssenator in Berlin, von 1981 bis 1987 Bundesgeschäftsführer der SPD, Medien- und Hochschulexperte seiner Partei, Mitglied im ZDF-Fernsehrat, Autor, Publizist und Honorarprofessor für Kommunikationskultur und Medienökologie an der Universität München, ist der erste virtuelle Politiker im deutschen Sprachraum – in der bildkräftigen Sprache eines politischen Beobachters: „eine Kerze, die an beiden Seiten brennt“.

Seine wahre Sphäre ist nicht Bonn oder Berlin, sondern das globale Dorf, die Echtzeit-Kommunikation zwischen der „Münchener Freiheit“ und New York, eine intermediäre Allgegenwärtigkeit, die nur noch mit der „Dromologie“ Paul Virilios, mit den Parametern der Geschwindigkeitslehre angemessen erfaßt werden kann.

Der jetzt erschienene Abschlußband seiner Tagebuchtrilogie („Die Innenausstattung der Macht“, 1979, „Kampagne in Deutschland“, 1986) unter dem Titel „Die Jahre der Verdrossenheit“ bietet, pünktlich zum Rücktritt von seinem Bundestagsmandat, das düsterprächtige Panorama Glotz'scher Multi-Aktivitäten aus den Jahren 1993 und 1994 – ein Pensum, das anderen Zeitgenossen das halbe Leben geraubt hätte*.

Doch schon Ende Oktober geht der notorische Gast unzähliger Fernsehdebatten

wieder auf Sendung, diesmal als Moderator. Ende der siebziger Jahre wollte er das private Fernsehen noch verhindern – heute ist RTL, sein neuer Arbeitgeber, Marktführer. „Kreuzfeuer“ heißt die knapp einstündige Tele-Debatte. Mit von der Streitpartie: Co-Moderator Heinz Klaus Mertes, entmachteter Informationschef von Sat 1.

Der konventionellen Übereinkunft nach ist Peter Glotz ein Intellektueller in

exekutiven Macht gelangte und immer wieder durch Ideen auffiel, die noch nicht im SPD-Programm standen, gilt er bis heute als inoffizieller Vorsitzender der hochgeschätzten Gilde von Quer-, Vor- und Nachdenkern, auf die man hierzulande nichts kommen läßt.

Doch so sehr der „sudetendeutsche Westentaschen-Adorno“ (Gerhard Zweyrenz) mit Leib und Seele ein loyaler Diener der Partei ist, so unverkennbar bildet

Glotz seine eigene, ganz persönliche Turbo-Liga, die aus mindestens fünf Mitgliedern besteht und zuweilen strategische Großdebatten über Zukunftsfragen der Menschheit ganz unter sich ausmacht: Glotz, der visionäre Warner, Glotz, der Schnellschreiber, Glotz, der Multi-Experte, Medienstar und Mensch.

„Ohne Rücksichten“, so verspricht er in der Einleitung seines Tagebuchs, wolle er nun die grassierende Politikverdrossenheit „aufdröseln“ und zugleich eine „Topographie der Bonner Republik“ entwerfen; doch die öffentliche Selbstreflexion am Ende seiner politischen Karriere zeigt vor allem eine Topographie Glotz'scher Reisetätigkeit.

Glotz beim Tête-à-tête mit internationalen Politgrößen wie Schimon Peres und Michel Rocard, auf Gastvorträgen und Parteiversammlungen, in strenger Fraktionsklausur und beim exquisiten Abendessen in Bologna, im Gespräch mit Leo Kirch und beim Disput mit dem Bürgermeister von Schrobenhausen.

Glotz, der visionäre Warner, ist ein gewohnheitsmäßiger Alarmist, eine nimmermüde Kassandra der Postmoderne. „Wir stehen in einer Kommunikations-

Revolution“, verkündet er im Juni 1993 unheilschwanger. Ein paar Manuskriptseiten, zwei Gedanken und drei Themenkomplexe weiter, wird die Weissagung auf einer höheren Ebene zur Gewißheit:

„Es ist höchst schwierig, angesichts der unvollständigen und einseitigen Information über internationale Politik verantwortliche Entscheidungen über Krieg und Frieden zu treffen.“

Das zielt vor allem auf die Lage im früheren Jugoslawien, nicht aber auf ei-



Publizist Glotz: „Schlägt die Stimmung um?“

der SPD, ein eloquenter Debattierer auf allen Bühnen der Republik, einer der ersten, die in den sechziger Jahren das Wort „relevant“ fehlerfrei gebrauchten, wie sich Glotz-Kommilitone Eckhard Henscheid erinnert; und ein Funktionär der Macht, der sie im Augenblick ihrer Ausübung auch noch schaukräftig, wie auf dem Berliner „Tunix“-Kongreß von 1978, zu reflektieren versteht.

Weil der Schnellschreiber und Rundumkommunikator nie an die Spitze der

* „Die Jahre der Verdrossenheit“. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; 368 Seiten; 39,80 Mark.

nen etwaigen Informationsnotstand des böhmischen Balkanexperten. Zwar verweigert sich Slobodan Milošević „diesmal“, am 8. September 1994, einem persönlichen Gedankenaustausch mit Glotz, doch der weiß sowieso schon fast alles über das tapfere Serbenvolk: „Eine Schande, daß die deutsche Politik seit drei Jahren dieses Land verächtlich links liegen läßt.“

Im sentimental Extempore „Belgrad im Herbst“ vergleicht der Handke-Verteidiger die Lage der Serben 1994 mit der ausweglosen Situation jener Juden 73 nach Christus, die sich, nach einer langen Belagerung durch die Römer, auf dem Masada-Felsen den Tod gaben: „So treibt man ein großes Volk den Russen in die Arme; und in den Masada-Komplex.“

Daß groteske Fehleinschätzungen den passionierten Warner nicht beirren können, demonstriert der Basso continuo Glotzscher Prophezeiungen: ein angeblich stets drohender neuer deutscher Nationalismus.

Kaum hört der Musikliebhaber mit Hilfe des „schönen Philips Compact Discplayer CD 930“ ein paar Lohengrin-Akkorde, kaum fällt ihm dabei Werner Herzog ein, der die Wagner-Oper „gerade inszeniert“, da läuft es bereits aus der Feder: „Wir sind schon auf einer Art Rückweg, zuerst einmal zum Nationalpatriotismus.“

Als bei einer Veranstaltung des Bankenverbandes im Oktober 1993 der Historiker Arnulf Baring unter Beifall die bizarre Forderung erhebt, „zum Ernst des Lebens zurückzukehren und bereit zu sein, für unser Land zu sterben“, öffnet Glotz sogleich „beklommen“ den drückenden obersten Hemdenknopf: „Schlägt die Stimmung der Eliten schon um?“

Doch es gibt auch gute Nachrichten. Am 1. Februar 1993 notiert Glotz: „Erfolgreicher Hamburg-Tag. Aufträge des SPIEGEL, der *Zeit*, der *Woche*.“

Der gewöhnliche Turbo-Glotz-Tag fängt frühmorgens um fünf an. Zwischen sechs und neun wird diktiert. Ob für *Newsweek*, *taz* oder den *Stern*, für *Bild* oder *Bunte*, *AZ* oder *Wochenpost*, *FAZ* oder *Süddeutsche* – der „Blitzschreiber“ (Heinz Ludwig Arnold), nebenher noch Chefredakteur des Monatsmagazins *Neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte*, liefert prompt und pünktlich.

Der Autor und Herausgeber von mehr als 30 Büchern hält eine praktisch unbegrenzte Themenpalette bereit. Sie reicht von hochmögenden Literaturrezensionen bis zu Miscellen über TV-Werbepots, von Heimito von Doderers Strudlhofstiege über die Mikrochip-Produktion in Silicon Valley bis nach Mazedonien und zur Frage des Aufbaus einer „schlagkräftigen europäischen Linken“, der nach „400 Jahren Arbeit auf der großen Baustelle der Aufklärung oben auf dem

Gerüst“ bloß nicht „schwindlig“ werden dürfe.

Hier ist, sprachschöpferisch und metaphorisch, alles mit allem verschränkt, vernetzt und verkabelt: Denken und Handeln, Reden und Schreiben. Kaum ein geschichtlicher Augenblick, der nicht zeitgleich ins Diktiergerät gesprochen oder gar antizipatorisch festgenagelt, verglast und verglotzt würde.

BESTSELLER

BELLETRISTIK

- | | | |
|-----------|--|------|
| 1 | Grisham: Der Regenmacher | (1) |
| | Hoffmann und Campe; | |
| | 48 Mark | |
| 2 | Mariás: Mein Herz so weiß | (2) |
| | Klett-Cotta; 36 Mark | |
| 3 | Noll: Kalt ist der Abendhauch | (3) |
| | Diogenes; 36 Mark | |
| 4 | Evans: Der Pferdeflüsterer | (4) |
| | C. Bertelsmann; 44,80 Mark | |
| 5 | Gaarder: Durch einen Spiegel, in einem dunklen Wort | (8) |
| | Hanser; 29,80 Mark | |
| 6 | Gaarder: Sofies Welt | (5) |
| | Hanser; 39,80 Mark | |
| 7 | Tamaro: Geh, wohin dein Herz dich trägt | (6) |
| | Diogenes; 32 Mark | |
| 8 | George: Im Angesicht des Feindes | (7) |
| | Blanvalet; 46,80 Mark | |
| 9 | Follett: Die Brücken der Freiheit | (11) |
| | Lübbe; 46 Mark | |
| 10 | Simmel: Traum den unmöglichen Traum | (9) |
| | Droemer; 45 Mark | |
| 11 | Guterson: Schnee, der auf Zedern fällt | (10) |
| | Berlin; 48 Mark | |
| 12 | Anonymus: Mit aller Macht | (12) |
| | List; 44 Mark | |
| 13 | Binchy: Der grüne See | (14) |
| | Droemer; 45 Mark | |
| 14 | Brösel: Werner. Na also! | (13) |
| | Achterbahn; 19,80 Mark | |
| 15 | Cross: Die Päpstin | |
| | Rütten & Loenig; | |
| | 49,90 Mark | |

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin *Buchreport*

Auch und gerade in der Luft arbeitet Glotz im mehrfachen Mach-Bereich, im Geiste des Überschalls. Auf einem Flug nach Bonn schmökert ein bedauernswerter, dazu unrasierter Jüngling ewig „an drei oder vier (fast informationslosen) Seiten eines Boulevardblattes“ herum. „Da habe ich“, notiert Glotz lässig, fast melancholisch, „schon ein ganzes Editorial fertig.“

SACHBÜCHER

- | | | |
|-----------|--|------|
| 1 | Ehrhardt: Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin
W. Krüger; 32 Mark | (1) |
| 2 | Goldhagen: Hitlers willige Vollstrecker
Siedler; 59,80 Mark | (2) |
| 3 | Goleman: Emotionale Intelligenz
Hanser; 49,80 Mark | (4) |
| 4 | Carnegie: Sorge dich nicht, lebe!
Scherz; 46 Mark | (3) |
| 5 | Krämer/Trenkler: Lexikon der populären Irrtümer
Eichborn; 44 Mark | (5) |
| 6 | Schwarzer: Marion Dönhoff
Kiepenheuer & Witsch; 39,80 Mark | (6) |
| 7 | Paungger/Poppe: Vom richtigen Zeitpunkt
Hugendubel; 29,80 Mark | (7) |
| 8 | Krug: Abgehauen
Econ; 36 Mark | (8) |
| 9 | de Bruyn: Vierzig Jahre
S. Fischer; 39,80 Mark | (12) |
| 10 | Ogger: König Kunde – angeschmiert und abserviert
Droemer; 39,80 Mark | (13) |
| 11 | Kelder: Die Fünf „Tibeter“
Integral; 19,80 Mark | (11) |
| 12 | Krone-Schmalz: Jetzt mal ehrlich
Econ; 39,80 Mark | (10) |
| 13 | Ben Artzi-Pelossof: Trauer und Hoffnung
Rowohlt Berlin; 34 Mark | (9) |
| 14 | Dutschke: Wir hatten ein barbarisches, schönes Leben
Kiepenheuer & Witsch; 48 Mark | |
| 15 | Estés: Die Wolfsfrau
Heyne; 48 Mark | (15) |

Das schreibend denkende Turbo-Aggregat umgreift, wie im intertextuellen Videoclip unserer Tage üblich, ganz unwillkürlich Topoi und Kontinente, als wäre es der Simulationscomputer eines Übungscockpits. Stets ist Glotz in Startposition, auf der Überholspur aller Datenautobahnen, online, omnipräsent und urteilsstark: „Lissabon. Ich lasse mir auf dem Platz der Restauration die Schuhe putzen und blättere zerstreut in einer englischen Zeitung. Plötzlich stutze ich. In Solingen müssen Rechtsradikale ein Ausländerheim angezündet haben. Fängt alles wieder von vorn an?“

Dies ist der Glotzsche Dreisprung in Reinkultur: Lissabon – Solingen – Weimar. Frei nach Dostojewski: Jeder ist für alles verantwortlich. Immer und überall.

Multi-Experte Glotz, ohne den der Politiker Glotz undenkbar wäre, muß auch überall zu Hause sein. Foucault, Lacan und Marx verknüpft er innerhalb weniger Zeilen mühelos mit den kämpferischen Keramikerstellern im italienischen Sassuolo, und noch die entlegensten Details aus südkalifornischen Software-Unternehmen bündeln sich bei ihm zu einem brandneuen Diskurs über Infrastruktur und neue Technologien, zum Wort von der „mikroelektronischen Wende“, die auch Südbayern verändern wird.

Ob es um Jean Paul, Polen, Ernst Jünger, das Internet oder den drohenden „Wilhelminismus ohne Wilhelm“ geht – ohne die atemlose Apodiktik wären all diese semantischen Überholmanöver allzu rasch im Straßengraben der kommunikativen Vergessenheit gelandet.

Deshalb hat sich bei Glotz, stets von handgreiflichen Gesten der Entschlossenheit und einer Mimik der Evidenz begleitet, eine Rhetorik „dramatischer“, ja nicht selten „tiefgreifender“ Veränderungen und Umbrüche eingeschliffen: „Das nächste Jahrzehnt ist von sechs Problem-bündeln bestimmt“, dekretierte er 1984. Er wird sie inzwischen selbst vergessen haben.

Der Mensch Glotz aber darf sich milde Resignation leisten. Lange genug hat er geackert, die Themenbündel und Begriffsfelder durchpflügt, ohne doch, am Ende, eine sozialdemokratische Diskurshegemonie im Alleingang wiederherstellen zu können.

Nicht Unmoral, sondern „Kommunikationsunfähigkeit“ sei das Krisensymptom unserer Zeit: Im „Kreuzfeuer“, dem kongenialen Sendeformat der Glotz-Liga, wird der Turbo-Kommunikator es uns noch einmal vormachen.

RTL-Informationsdirektor Hans Mahr – „die Gästeliste reicht von Henry Maske bis Theo Waigel“ – spricht es aus: „Alles, was sich beim ZDF bewährt hat, ob Birgit Schrowange oder Peter Glotz, wird bei uns zu voller Blüte gebracht.“ □



Schaufelradbagger in „Ferropolis“

Denkmäler

Ein Koloß wächst in die Erde

Im Oktober 1991 wurde im sachsen-anhaltinischen Tagebau Golpa-Nord die letzte Tonne Braunkohle gefördert. In der verwüsteten Landschaft nahe Dessau rosteten seither Bagger und anderes nutzloses Bergbaugerät vor sich hin. Nun aber soll neues Leben in der Grube blühen – „Ferropolis“, eine Stadt aus Eisen. Auf 20 Hektar, künftig von Wasser halb umschlossen, will das Land Sachsen-Anhalt einen „Korrespondenzstandort“ zur Weltausstellung Expo 2000 in Hannover schaffen und die Bergbau-Ruinen als Teil einer „Reformlandschaft

des 21. Jahrhunderts“ gruppieren. Im Bereich „Stiller Ort“ etwa wird der 1640 Tonnen schwere Abraum-Koloß „Big Wheel“ abgestellt, der in gut 60 Jahren, vom Rost zerfressen, „in die Erde wächst“. Auch der Bagger „Mad Max“ und der Absetzer „Medusa“ sollen auf der Museumshalbinsel ihre letzte Ruhe finden und vom Ende des Industriezeitalters in Ostdeutschland künden. An den Kosten für Ferropolis, gut zehn Millionen Mark, will sich der Bund beteiligen, die Beseitigung von Golpa-Nord hätte fast sechs Millionen Mark verschlungen. Im kommenden Sommer soll dann auch die Kunst in die Grube fahren: Gerhard Seltmann, Geschäftsführer der Expo 2000 Sachsen-Anhalt, plant ein populäres Theater- und Konzertprogramm für 4000 Besucher.

INTERVIEW

Autoren

„Gegengift zum Film“

Der amerikanische Schriftsteller Richard Ford, 52, über den Erfolg seines Romans „Independence Day“ und den gleichnamigen Kino-Hit von Roland Emmerich

SPIEGEL: Mr. Ford, haben Sie „Independence Day“ gesehen?

Ford: Nein. Hier in Montana, wo ich seit Juni lebe, ist das nächste Kino 25 Meilen entfernt.

SPIEGEL: Viele Amerikaner halten Ihren 1995 erschienenen Roman „Independence Day“ für die Vorlage zum Kino-Hit. Stört Sie das?

Ford: Überhaupt nicht. Es kommen Kinobe-



Ford

sucher in den Buchladen und wollen den Roman „Independence Day“ kaufen – seither geht mein Buch sehr gut.

SPIEGEL: Sie haben in den USA schon mehr als 330 000 Exemplare von „Independence Day“ verkauft – wie viele gehen auf das Konto dieses Mißverständnisses?

Ford: Sicher eine ganze Menge, aber das Buch verkaufte sich auch vorher gut. Eigentlich könnte ich aufhören zu arbeiten.

SPIEGEL: Der Film ist ein abstruses Science-fiction-Märchen, Ihr Buch dagegen beschreibt US-Alltag in Reinkultur. Hat es Reklamationen gegeben?

Ford: Nein, darauf bin ich stolz. Niemand hat das Buch zurückgebracht. Ich sehe den Roman als Gegengift zum Film.

Literatur

Eine Amerikanerin in Berlin

Becky Bernstein hat als Kind in Brooklyn East gewohnt, einer New Yorker Slumgegend. Harter Kiez mit eigenwilligen Kids: Becky und ihre Freundinnen sprangen Seil und hopsten umher, ließen Hula-Hoop Reifen um ihre mageren Hüften kreisen und machten Bubble-gum-Blasen. Heute ist Becky Hörfunk-Moderatorin in Berlin – und sie hat einiges zu erzählen.

„Becky Bernstein Goes Berlin“ ist der Titel des intelligent-amüsanten Romandebüts von Holly-Jane Rahlens, einer amerikanischen Entertainerin mit Wohnsitz Berlin. Rahlens, die Literaturwissenschaft, Schauspiel und Regie in New York studierte, kam, wie ihre Heldin Becky, 1972 der Liebe wegen nach Berlin; damals war sie 24. Die große Love-Story mit dem Studenten dauerte nicht ewig, die Liebe zu Berlin

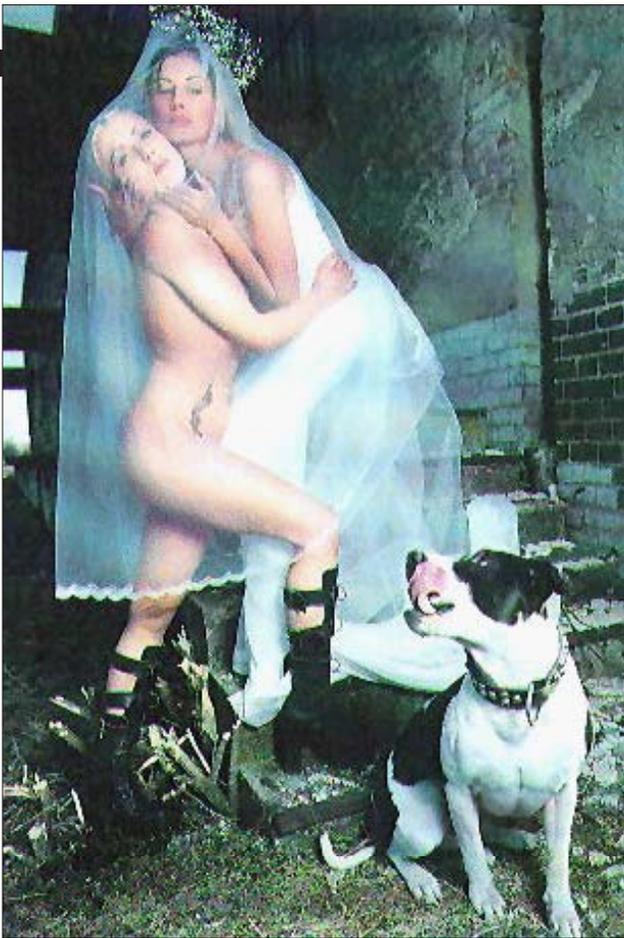
hält an. „Berlin ist ein kleines New York“, läßt die Autorin ihre lebenslustige Hauptfigur Becky sagen. „Es hat die Spannung und das Tempo einer Millionenstadt, aber auch den provinziellen Charme der alten Welt.“

Becky ist eine liebenswerte Neurotikerin, die, auf der Suche nach der richtigen Diät und dem passenden Mann, Bilanz zieht. Die Heldin hat, was Übergewicht und Männerfrust angeht, viele Leidensgefährtingen – ob in Deutschland oder in den USA. Weniger verbreitet dürfte die Verbindung von Selbstironie und finstemem Trotz sein, mit der sie allen Widrigkeiten entgegentritt. Rahlens Buch (übersetzt von Sigrid Ruschmeier) präsentiert als weitere Hauptfiguren Berlin und New York. Rückblicke auf Kindheit und Jugend inmitten eines lärmenden proletarisch-jüdischen Clans mischen sich mit Erinnerungen an seltsame Gepflogenheiten in einer deutschen Studenten-WG. Temperamentvoll erzählt Rahlens vom geteilten Berlin und vom Mauerfall, von der (ziemlich vergeblichen) Suche nach Millionären in Brandenburg. Allein: Ihre Becky stößt immer wieder auf Belege für die Obrigkeitshörigkeit und Humorlosigkeit der Deutschen.

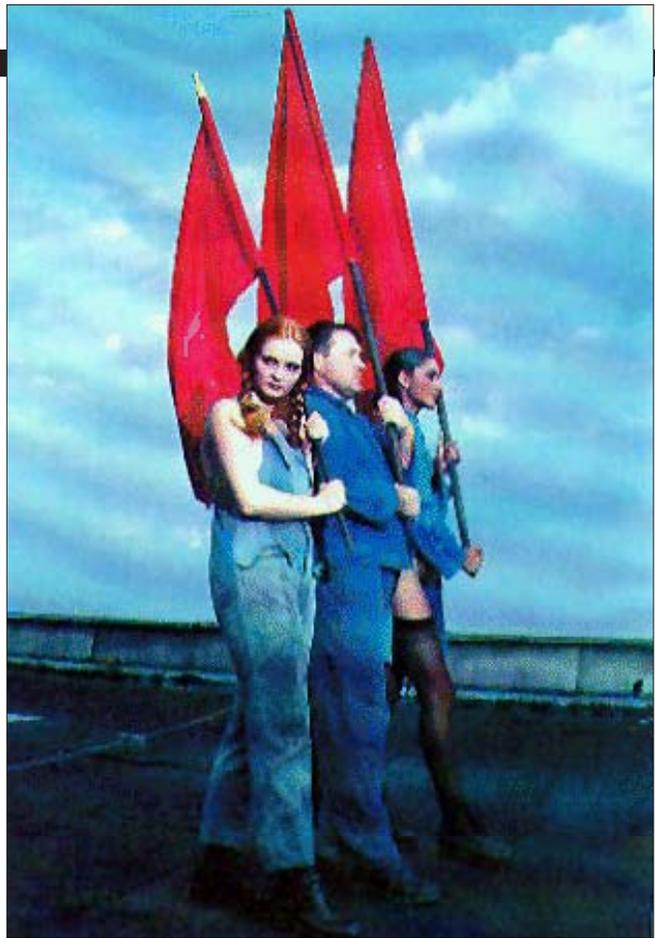


Holly-Jane Rahlens
„Becky Bernstein Goes Berlin“

Piper Verlag
München
304 Seiten
39,80 Mark



Martens-Modelle



Fotografie

Schrill und ordinär

„Viele Fotografen“, sagt Olaf Martens, „haben einen so ernsthaften Anspruch – und produzieren doch nur Kitsch. Ich inszeniere Kitsch und bekenne mich dazu.“ Martens, 32, schafft ungewöhnliche, manierierte Inszenierungen, oft

mit einem Stich ins Schrille, Ordinäre. Seine Modelle, seltsam unbewegte Geschöpfe, strahlen einen kalten, aggressiven Sex aus, seine bevorzugten Schauplätze sind verrottete Fabrikhallen, mondäne Hotels, Wohnzimmer, Toiletten. Martens, der einige Bilder des Star-Erotomanen Helmut Newton persifliert hat, inszeniert Klischees bis zur Schmerzgrenze, spielt mit erotischen Phantasien

und schafft dabei überraschende Kontraste und Momentaufnahmen wie aus einem Thriller von David Lynch. Die Bilder des ostdeutschen Fotografen sind jetzt im Rheinischen Landesmuseum Bonn zu sehen (bis 3. November). Zur Ausstellung erscheint ein Katalog mit dem passenden Titel „Frostiges Feuer“ (Edition Stemmler, Kilchberg/Schweiz; 140 farbige Abbildungen; 98 Mark).



Bijl

Kunst

Urmenschen aus Pappmaché

Der Galeriebetrieb sei pleite, stellt sich der belgische Künstler Guillaume Bijl gern vor, oder die Kunst sei einfach ausverkauft. In die ihr zugedachten heiligen Hallen und schnecken Läden scheint er statt dessen banale Wirklichkeiten einzulassen – aber gerade das ist Kunst. Mit lebensgroß nachgebauten Interieurs, beispielsweise einer Fahrschule, eines Supermarkts oder eines Krankenhaussaales, befremdet Bijl seit 1979 das internationale Publikum: Sein und Schein verschwimmen, die kulturelle Sphäre wird erweitet, der Alltag museal. Neuerdings schlägt der postmoderne Verwirrspierer noch einen zusätzlichen Haken – so jetzt mit vier Installationen beim Kunstverein Hannover (bis 20. Oktober). Das Sterbezimmer eines erfundenen Komponisten, ein menschenleerer Auktionsraum und das (erstmalig 1992 in Kassel gezeigte) Wachsfigurenkabinett mit Documenta-Heroen zitieren auf vertrackte Weise den Kulturbetrieb. Und ein Urmenschen-Panorama aus Polyester und Pappmaché stellt laut Katalog den Betrachter vollends einer „Welt der Simulationen, die wir selbst aufgebaut haben, Auge in Auge gegenüber“.

Werbeseite

Werbeseite

Ausstellungen

Salut für Liselotte

„Madame sein ist ein ellendes Handwerk“, so klagte sie einmal, „hette ichs wie die chargen hir im landt verkaufen können, hette ichs lengst feil getragen.“ 51 Jahre, bis zu ihrem Tod 1722, lebte und litt die Kurfürstentochter Liselotte von der Pfalz am französischen Königshof, als Gemahlin des Herzogs von Orléans und Schwägerin des Sonnenkönigs Ludwig XIV. Und aus diesem beschwerlichen und närrischen Leben in Versailles hat sie, in rund 60 000 Briefen, mit viel Ironie, Witz und Schärfe berichtet. „Schroff und voll eigener wunderli-



Liselotte von der Pfalz

NIEDERSÄCHSISCHE LANDESGALERIE

cher Grillen“, dabei „freimütig, ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit“ (so ein aristokratischer Zeitgenosse), beschrieb sie Glamour und Prunksucht des Hofes, die Intrigen tückischer Hofschranzen, die Amouren der blasierten Aristokratie, die Trinksitten und die Eßkultur. Im Heidelberger Schloß, wo sie 1652 zur Welt kam, wird die Epistographin und Chronistin, die sich zeitlebens nach ihrer pfälzischen Heimat zurücksehnte, jetzt gebührend gewürdigt: Anlässlich des Stadtjubiläums „800 Jahre Heidelberg – 1996“ sind dort (bis Ende Januar 1997) Gemälde, Gewänder, Juwelen und Möbel ausgestellt, die „den einzigartigen Schicksalsweg und Charakter“ der Herzogin Liselotte dokumentieren.

AM RANDE

<http://www.zeit.de/littwett/wettbew.html>

Javier Mariás' Roman „Mein Herz so weiß“ – eine Petitesse. Philip Roths jüngstes Werk „Sabbaths Theater“ – eine periphere Erscheinung. Das Ereignis dieses Bücherherbstes kommt aus dem Herzen der Zeit: „Literaten im Netz“. In einer noch nie dagewesenen Symbiose literarischer und technischer Intelligenz wurde der „1. Internet-Literaturwettbewerb“ von Zeit und IBM Deutschland zu einem Signal des Aufbruchs „in eine seltsame, fremde Welt“. Fünf Juroren aus drei bis vier Bundesländern beugten sich tagelang über den Bildschirm, in der rechten Hand die Computermaus – „klein, aber von zentraler Wichtigkeit“ –, in der Linken das kritische Kinn. Freilich, die Zeit-Expedition plagten zunächst ganz praktische Sorgen: „Würde man sich einig werden? Würde man gemeinsame Kriterien finden?“ Schließlich: Darf man Texte aus dem Internet, die sich ausdrucken lassen, auf Papier lesen – oder verstößt dies gegen den Geist der virtuellen Kommunikation?

Gottlob, so wurde „aus der Jury geplaudert“, wendete sich alles zum besten. „Vor den Monitoren machte sich heitere Entspannung breit, überraschtem Glucksen folgte erschöpfte Augenwischerei.“ Das Resultat: Der Literaturbegriff wurde „geöffnet“, geradezu aufgeklickt. Das Ergebnis: Texte, die ins nächste Jahrtausend weisen. Der 1. Preis ging folgerichtig an „1 Stück Theater“ namens „Der Schrank, die Schranke“, zu spielen in „1 ländlich-volksstückhaften Wirtshausstube am Ende der Datenautobahn“ mit „1 Biertresen“ und „1 Schrank“.

Der 2. Preis wurde an die Textkompilation „Waltraude hält die Welt in Atem“ vergeben, ein eher verhalten stilles Werk – eine Kostprobe: „Ein junges Mädchen goß sich ein neues Erfrischungsgetränk auf Grapefruitbasis aus einer Plastikflasche in den Mund. Dabei floß die Hälfte der gelb-orangen Flüssigkeit aus ihren Mundwinkeln auf Schultern und Brüste und benetzte ihren nackten Körper. Waltraude bekam Durst.“

Auch wir bekommen hier Durst, ja, Hunger nach mehr. Die Gedanken lösen sich von der Festplatte und gehen hinüber ins virtuelle Kochstudio, wo Alfred Biolek und Theo Sommer den 2. Internet-Globalisierungswettbewerb von Zeit und Maggi vorbereiten: 1 Stück Brühwürfel in 1 Leitartikel zur internationalen Lage. Faszinierende Welt das.

Pop

Stolpern und Brummen

Bei Katzenfutter ist Richard Whittingham wählerisch. „Select cuts“ aus der Dose müssen es sein, eine andere Sorte kommt gar nicht in Frage. Diese Botschaft ist ihm so wichtig, daß er den Einkauf nun auf CD dokumentiert hat – auf einer limitierten Spezialausgabe des Albums „Mish Mash“, das er mit seinem Freund Glyn Bush produziert hat. „Rockers Hi Fi“ nennt sich das Duo aus Birmingham, und es beweist mit seinem zweiten Album, daß die beste elektronische Musik zur Zeit in England gemacht wird. Statt des monotonen Beats programmieren sie Dub, Reggae oder die stolpernden Rhythmen des Drum'n'Bass und legen quietschende oder brummende Klänge aus dem Synthesizer darüber. Respekt haben die beiden Jungs vor gar nichts, noch nicht mal vor Bach. Dessen „Ave Maria“ hat das Duo zu einem elektronischen Blues umgeschrieben. Nun sind Rockers Hi Fi in Deutschland auf Tour: Gigantische Boxen werden die Basslinien über die Tanzflächen blasen – Musik für den Unterleib.

KINO IN KÜRZE

„Georgia“. Wenn das weibliche Kinopublikum wieder mal genug hat von den netten Covergirls, die amerikanischen Filmhelden das Leben verzuckern, dann hilft nur eins: sich mindestens zwei Filme mit Jennifer Jason Leigh anschauen. Leigh, 34, ist die Angry young woman der Leinwandwelt. Eine Extrem-Aktrice, die mit leidenschaftlicher Wut all das vorzeigt, was Hollywood gern verschweigt. Ihre Frauen sind häßlich und depressiv, kaputt und dem Alkohol verfallen. Nur eins sind sie nie: dumm. Jetzt hat Leigh in dem brillanten filmischen Gewaltakt „Georgia“ (Regie: Ulu Grosbard) die Rolle ihres Lebens gefunden: die ehrgeizige Verliererin Sadie, die so furchtbar gern eine große Chanteuse wäre. In Bars krächzt und seufzt sich die blasse Kreatur mit den schwarzgeschminkten Waschbäreugen die Seele aus dem Leib. Den Erfolg aber hat ihre lächelnde, ausgeglichene Schwester Georgia (Mare Winningham) mit der klaren Stimme –

und Sadie haßt und liebt und quält sie dafür. Für die Rolle hatte Leigh auf einen Oscar gehofft. Gekriegt hat sie ihn schon deshalb nicht, weil sie den Herren von Hollywood viel zu viel Angst einjagt.



Leigh

SENATOR FILM

„Eine sanfte, zärtliche Etüde“

Jeremy Irons über die Krise des Kinos und seinen neuen Film „Gefühl und Verführung“

Irons, 48, erhielt 1991 den Oscar für seine Rolle als stocksteifer Aristokrat in dem Spielfilm „Die Affäre der Sunny von B.“ Nach diversen großen Erfolgen („Das Geisterhaus“, „Die Geliebte des französischen Leutnants“) spielt der Brite nun in Bernardo Bertoluccis neuem Film „Gefühl und Verführung“ einen an Leukämie erkrankten Dichter, der auf einem Landsitz in der Toskana auf sein Ende wartet – bis eines Tages eine schöne Amerikanerin auftaucht.

SPIEGEL: Sie hatten gerade Ihren zweiten Autounfall innerhalb weniger Wochen. Normalerweise profilieren sich andere Hollywoodstars mit Rasereien.

Irons: Ich hatte keine Schuld. Die anderen bogen auf der falschen Spur in eine Landstraße ein. Die Feuerwehr mußte mich aus meinem Jeep rausschneiden.

SPIEGEL: Sie sind eher auf die Rolle des kontrollierten Gentleman abonniert. Laut *Le Monde* „ein Engländer, wie man ihn sich nur erträumen kann“. Stimmt das?

Irons: Das ist ein Klischee, das ich nicht loswerde, und die Engländer auch nicht. Beides ist falsch. Nicht alle Engländer sind groß und schlank und sprechen feines Oxford-Englisch. Und ich habe nur ein oder zwei derartige Rollen gespielt. In meinen Filmen benehme ich mich wahrscheinlich besser als im wirklichen Leben.

SPIEGEL: Jedenfalls muß es Spaß gemacht haben, an diesem Film zu arbeiten. Drei Monate Dreharbeiten auf einem Bilderbuch-Landsitz in der Toskana unter guten Freunden, und am Ende dürfen Sie elegisch sterben.

Irons: Bernardo wollte meine Frau in dem Film. Und da ich immer mal mit ihm arbeiten wollte, und zwar in Italien, habe ich auch mitgemacht. Zunächst sollte ich den Mann meiner Frau spielen, aber da ich das in der Realität ohnehin tue – mit einigem Erfolg, möchte ich sagen –, brauchte ich eine neue Herausforderung. So habe ich den sterbenden Dichter übernommen. Wir hatten eine wundervolle Zeit, und ich glaube, man sieht es.

SPIEGEL: Es ist eine lange, große Sommer-Party mit Bohemiens, die ein wenig gelangweilt sind und von der Ankunft eines jungen Mädchens aufgemöbelt werden. Sollte das so etwas wie „Dolce vita“ für die Neunziger werden?

Irons: Bertolucci wollte einen Film über nichts, eine sanfte, leichte, zärtliche Etüde, etwas ganz Leichtes. Und das ist das

schwerste. In all dem dröhnenden Special-effects-Kino kommt dieser leise Film und behauptet seinen Platz.

SPIEGEL: Ein Plädoyer für ein neues Kino?

Irons: Nein. Man macht nicht Filme, um die Menschen zu erziehen, sondern um sie zu unterhalten. Action-Kino gefällt den Leuten, also gibt es viele Filme, in denen Hochhäuser in die Luft fliegen. Ich habe selber „Stirb langsam III“ mit Bruce Willis gemacht. Eine ziemlich langweilige Ar-

Irons: Die Menschen insgesamt werden wieder spiritueller. Sie haben gemerkt, daß es nicht glücklich macht, nur Zeug zu kaufen, zu konsumieren. Sondern daß das wahre Glück in Beziehungen zum anderen, zum Nächsten liegt. Das Publikum wird erwachsen und vom Muskelprotz- und Bomben-Kino irgendwann die Nase voll haben. Dann werden die Leute wieder Filme sehen wollen, die uns etwas über uns selber erzählen.



Schauspieler Irons mit Liv Tylor in „Gefühl und Verführung“: „Wir hatten eine

beit übrigens. Man mußte viel herumstehen und warten, bis die Sets für die nächsten Spezialeffekte eingerichtet waren.

SPIEGEL: Bereuen Sie, daß Sie da mitgemacht haben?

Irons: Überhaupt nicht. Der Film war sehr erfolgreich. Letztendlich bekommt das Publikum genau die Filme, die es will.

SPIEGEL: Was für eine trostlose Vorstellung.

Irons: Es ist das gleiche wie in der Politik. Wir haben genau die Regierung, die wir verdienen. Aber was das Kino angeht, glaube ich, daß die Leute irgendwann von den Special effects die Nase voll haben und wieder Geschichten sehen wollen, die sie berühren.

SPIEGEL: Was macht Sie so zuversichtlich?

SPIEGEL: Sie sind Mitglied der Church of England?

Irons: Ich bin kein Kirchgänger. Aber mir ist klar, daß es Gott gibt und den Teufel und daß wir ständig die Wahl haben. Ich bin ziemlich einfach gestrickt. Ich liebe elementare Dinge, die Landschaft, das Meer, den Schnee, ich reite, wandere.

SPIEGEL: Viele Ihrer Filmcharaktere scheinen vom Teufel besessen. Sie brechen auseinander, werden von Leidenschaften, vom Wahnsinn erfaßt.

Irons: Wahrscheinlich bin ich deshalb Schauspieler geworden. Um diese andere, dunklere Seite in mir zu erforschen.

SPIEGEL: „Gefühl und Verführung“ ist in manchen Passagen wie ein später zärtlicher Abschied von den sechziger Jahren. Man raucht Haschisch und redet über

Liebe und Tod. Sind Sie stark von den Sechzigern geprägt worden?

Irons: Ja, aber ich bin in sehr geordneten, kleinbürgerlichen Verhältnissen in der Provinz groß geworden, vom Swinging London habe ich überhaupt nichts mitgekriegt. Ich bin ziemlich altmodisch und glaube, daß Arbeit zum Leben dazugehört und daß man sich nicht auf Pump amüsieren kann. Andererseits weiß ich genau, wie privilegiert ich bin: Ich arbeite für vier, fünf Monate und kann zwei Jahre davon leben.

SPIEGEL: Sie haben sich als Straßensänger und Sozialarbeiter durchgeschlagen, bevor Sie zur Schauspielerei kamen. Was haben Sie da gelernt?

Irons: Das war enorm wichtig. Ich habe Sterbende gepflegt, mit jungen Drogensüchtigen gearbeitet und Dinge mitbekommen, die sie dir auf der Schule nicht beibringen. Das Leben auf der Klippe. Das hat mich dann auch an der



VERLEIHE: J

wundervolle Zeit“

Schauspielerei fasziniert, das Zigeunerhafte: Man schaut von draußen rein.

SPIEGEL: Der Intendant des Old Vic Theatre in Bristol sagte Ihnen, als Sie angingen: „Wenn wir die dreißiger Jahre hätten, würden Sie eine große Karriere machen.“ Er sah in Ihnen eine Art Douglas Fairbanks, den Gentleman-Abenteurer aus einer vergangenen Zeit, völlig aus der Mode...

Irons: Kein Mensch könnte sich heute noch auf die einfachen Geschichten des Dreißiger-Jahre-Kinos konzentrieren. Es gibt zuviel Ablenkung: Computerspiele, Videoclips, Virtual Reality. Wenn ich diese alten Filme anschau, sehe ich sie mit einem Gefühl des Verlustes: daß wir nicht mehr in einer Welt leben, in der solche Filme große Filme waren. □

Rap

Schüsse in der Wüste

Er predigte Haß und Mord, nun starb der US-Rapper Tupac Shakur selbst im Kugelhagel – offenbar als Opfer im Krieg diverser Plattenfirmen.

Es passierte in einer jener stickigen Wüstennächte in Las Vegas, die nur wenig Erleichterung bringen von der bössartigen Hitze des Tages. Der schwarze BMW 750 rollte auf der breiten East Flamingo Road nach Osten, und Tupac Shakur streckte sich aus dem Schiebedach dem Fahrtwind entgegen. Ein Cabriolet hätte er



M. GERBER / LCI

Gangsta-Rapper Shakur: Streit um die Frage, wer ein echter Hip-Hopper ist

sich jetzt gewünscht, aber sein Freund Marion „Suge“ Knight, der neben ihm am Steuer saß, bevorzugte Limousinen.

Es war 23.15 Uhr, als in der Nähe der Kreuzung Koval Lane ein weißer Cadillac neben ihnen auftauchte. Vier Männer saßen in dem Wagen, einer von ihnen hatte eine halbautomatische Pistole. 13mal drückte er ab, viermal traf er Shakur in die Brust, der noch versucht hatte, sich auf den Rücksitz zu retten. Knight wurde von einem Kugelsplitter am Kopf getroffen. Er riß das Lenkrad herum und raste zurück Richtung Westen. Auf dem Strip blieb der BMW im Stau stecken. Samstagabend ist Rush-hour in Las Vegas.

Eine Woche später, am vorvergangenen Freitag nachmittag um 16.03 Uhr Ortszeit, war Tupac Shakur, 25, tot. Die Ärzte

hatten ihm den rechten Lungenflügel entfernt und vergeblich versucht, die inneren Blutungen zu stoppen. Einer der erfolgreichsten US-Gangsta-Rapper war genau der Gewalt zum Opfer gefallen, die er jahrelang in seinen Liedern gefeiert hatte.

Mehr als sechs Millionen Platten hat Shakur unter dem Namen „2Pac“ weltweit verkauft („2Pacalypse Now“, „All Eyez On Me“), auf denen er Haß, Rache und die Brutalität in den Ghettos besang. Sein Motto war „keep it real“, und damit meinte er: Wer ihn herausfordert, muß mit einer harten Antwort rechnen.

Die Schüsse in Las Vegas waren nicht der erste Anschlag auf Shakur: Am 30. November 1994 hatten zwei Schwarze den Rapper, seinen Freund Randy „Stretch“ Walker und einen weiteren Begleiter in der Lobby eines New Yorker Plattenstudios überfallen. Die beiden Männer fuchtelten mit 9-Millimeter-Pistolen herum, doch Shakur warf sich nicht auf den Boden, sondern ging auf sie zu. Vermutlich hatte er mal wieder zuviel

Marihuana geraucht und war stoned. Fünf Schüsse trafen ihn. Die zwei Männer entkamen mit Shakurs Goldschmuck im Wert von 60 000 Mark.

Sie wurden nie gefaßt, doch Shakur verbreitete überall, wen er für die Hintermänner hielt: Andre Harrell, der inzwischen Chef der Plattenfirma Motown ist, Sean „Puffy“ Combs, Boß des führenden New Yorker Hip-Hop-Labels „Bad Boy“, und den Bad-Boy-Künstler Biggie Smalls, genannt „Notorious B.I.G.“ Ihr Motiv: Sie seien eifersüchtig gewesen auf die Erfolge von Death Row Records, die ihren Sitz in Los Angeles haben und zu denen damals Mega-Stars wie Dr. Dre, Snoop Doggy Dogg und eben auch 2Pac gehörten.

So wurde aus dem kalten Krieg zwischen East-Coast- und West-Coast-Rap-

pern ein heißer, blutiger Konflikt. Der Streit ging um die Frage, wer die echten Hip-Hopper seien. Denn nur wer als authentisch überzeugt, verkauft Platten an die schwarzen Jugendlichen Amerikas.

Erfunden worden war der Rap in den Siebzigern in New York, aber als 1989 die kalifornische Gruppe „Niggas With Attitude“ ihr Album „Straight Outta Compton“ veröffentlichte, da gab es plötzlich eine neue Kategorie: den Gangsta-Rap. Die schwarzen Jungs wußten, wovon sie in ihren Liedern erzählten: Sie waren harte Burschen aus dem Ghetto, gehörten Banden an, sie hatten Waffen, nahmen Drogen und kannten Gefängnisse von innen.

Gangsta-Rapper machten plötzlich mehr Umsatz als die angeblichen Weichlinge von der Ostküste. Der New Yorker Rapper Tim Dog ließ 1991 die Antwort auf CD pressen: „Fuck Compton“. Der Krieg war eröffnet.

Auch Tupac Shakur war ein echter Gangsta-Rapper, hatte mit Drogen gehandelt, auf Polizisten geschossen, sich herumgeprügelt und acht Monate wegen sexueller Nötigung im Gefängnis gesessen. Geboren wurde er in New York, und an der Ostküste hatte er seine Kindheit verbracht. Doch dann zog seine Mutter, die mal den Black Panthers angehört hatte, in das schwarze Ghetto Marin City in der Nähe von San Francisco. Seitdem fühlte sich Shakur als Kalifornier.

Für die Schüsse in New York rächte er sich mit einem Lied, in dem er behauptete, mit Harrells Frau geschlafen zu haben. Genau ein Jahr nach dem ersten Überfall auf Shakur, am 30. November 1995, wurde Randy Walker in New York erschossen. Die Polizei hielt das für Zufall, doch Shakur hatte Walker immer verdächtigt, ihn damals in eine Falle gelockt zu haben. Zu den MTV Awards in diesem Jahr erschien Shakur mit kugelsicherer Weste. Wieder mal geriet er dort in Streit mit den Rivalen von der Ostküste.

Es hatte noch einen Toten gegeben: Ein Angestellter der Death-Row-Records wurde in einem Nachtclub in Atlanta erschossen. Marion Knight, Chef der Plattenfirma, beschuldigte öffentlich den New Yorker Konkurrenten Combs, für den Mord verantwortlich zu sein.

Doch als Knight jetzt von der Polizei in Las Vegas nach den Männern im weißen Cadillac befragt wurde, die auf Shakur geschossen hatten, da fiel ihm wenig ein, obwohl er damals neben dem Rapper gesessen hatte. Für die Lösung seiner Probleme hat der schwergewichtige Mann, der lange der „Piru Bloods“-Gang aus Los Angeles angehört hat, noch nie die Cops gebraucht.

Shakur selbst hat geahnt, daß er irgendwann ermordet werden würde. In seinem Lied „If I die 2nite“ rappete er: „Wein keine Träne nach mir, Nigger, ich bin nicht glücklich hier / Ich hoffe, sie legen mich ins Grab und betten mich zur Ruh' / mit den Schlagzeilen dazu: ermordet, tot, mein letzter Atemzug.“ □

Werbeseite

Werbeseite

Vertonte Tagebücher

Die US-Sängerin Suzanne Vega widmete sich bisher den finsternen Seiten des Lebens – nun kommt sie mit einem frohsinnigen Album auf Tournee.

Wer Lieder schreibt, der trägt mitunter schwer am Jammer aller anderer Erdenbürger. Die Amerikanerin Suzanne Vega etwa wurde erst neulich von einem Londoner Taxifahrer zur Rede gestellt: „Sagen Sie mal, was haben Sie eigentlich für die Schizophrenen getan?“ Sie grummelte eine Entschuldigung – und versprach: „Ich werde mich anstrengen.“ „Das wird auch Zeit“, sprach der Mann und trat aufs Gaspedal.

Suzanne Vega ist solche Beschwerden gewohnt. Oft hat sie erklären müssen, warum sie sich über Bosnien ausschweigt, den amerikanischen Whitewater-Skandal übergeht und die schlechte Ausbildung an einigen US-Universitäten ignoriert.

Es sind nun mal die finsternen Seiten des Lebens, die Suzanne Vega in ihren Songs behandelt: Verträumt melancholisch, aber auch zynisch und voll von schwarzem Humor sind die Texte ihrer größten Hits, die Titel trugen wie „Luka“ und „Tom's Diner“. Mal ging es um ein mißhandeltes Kind, mal um das Frühstück in ihrem Lieblingslokal; ihre Spezialität aber blieben scharf beobachtete Porträts gestrauchelter Großstadtmenschen.

Nun hat Suzanne Vega nach vierjähriger Pause ein neues Album veröffentlicht, auf dem sie sich erstaunlich gutgelaunt präsentiert: „Nine Objects Of Desire“ klingt geradezu aufgedreht, und dafür führt die New Yorker Sängerin zwei ziemlich profane Gründe an: Sie hat geheiratet, und sie ist Mutter geworden. Im übrigen sei ihre Haut zwar „immer

noch so blaß, wie meine Lieder vermuten lassen“, trotzdem dürfe man den Gerüchten über ihre Gemütsverfassung nicht glauben: „Ich war nie die manisch-depressive Psychopathin, die regelmäßig auf Brücken steigt und überlegt, wann sie springt.“

Die Platte „Nine Objects Of Desire“, die Vega Anfang Oktober bei zwei Konzerten in Deutschland vorstellen wird, ist eine Sammlung von gesungenen Briefen an Menschen aus Suzanne Vegas Leben: an ihren Mann und an ihre Tochter, aber auch, im Song „Caramel“, an jenen schönen Jungen, der ihr nach ihrer Heirat über den Weg lief und ihr die Mühen der ehelichen Treue bewußtmachte. „Meinem Mann hat der Text für einige Zeit die Lauge verdorben“, behauptet sie.

Mit Stolz weist sie darauf hin, daß die neue Platte „längst nicht so intellektuell ist wie die vorangegangenen“, dafür „sinnlich, ja sogar erotisch“.

Durch Sinn für Erotik war Vega, 37, in ihrer Karriere bisher kaum aufgefallen. Ihre Songs klangen mitunter wie vertonte Tagebucheintragungen eines schweigsamen Mädchens, ideale Tröstungen für all jene Zuhörer, die ihre Nächte gleichfalls allein im Bett verbringen und Gedichte für die Schublade schreiben.

Vega wuchs in einem puertoricanischen Viertel dicht beim New Yorker Stadtteil Harlem auf und fand schnell

heraus, daß es dort kein Vorteil war, weiß zu sein. Ihr Stiefvater, ein puertoricanischer Schriftsteller, trieb die junge Suzanne derart zum Schreiben an, daß dem Mädchen zeitweise die Lust am Reden verging. Eines Tages aber faßte sie den Mut, durch kleine New Yorker Folkmusik-Klubs zu tingeln, und das war der Auftakt einer rasanten Karriere.

So unscheinbar die fragile Bardin auch wirken mochte, bald galt sie als Symbolfigur für diverse Phänomene: Für die Renaissance der Folkmusik Ende der achtziger Jahre sollte sie ebenso als Vorzeigeheldin erhalten wie für den angeblichen Modetrend, Frauen mit Gitarre als neue Popstars zu feiern – die unbefleckte Kunst der Sänger und Songwriter galt als Antwort auf den Bombast-Pop der amerikanischen Hitparaden.



Sängerin Vega
Schwermut im Babyurlaub

Viel Rummel um eine Musikerin, die davon träumte, so zu leben wie ihr Idol Leonard Cohen; hin und wieder wollte sie Platten abliefern und sonst dichten und denken und jedenfalls in Ruhe gelassen werden. Deshalb war es ihr ganz recht, daß häufig andere ihre Lieder berühmt machten. Die Bostoner Band „The Lemonheads“ beispielsweise veröffentlichte eine Rock'n'Roll-Version von „Luka“, die Vegas Original unverschämte beschleunigte, und das britische DJ-Duo DNA unterlegte ihr bis dahin wenig beachtetes A-Cappella-Stück „Tom's Dinner“ mit einem flotten Disco-Beat und landete damit einen Welthit.

Vega weigerte sich zwar, „über irgendwelche idiotischen Marketingstrategien nachzudenken“, und wollte „lieber meinen eigenen Stil weiterentwickeln“,

trotzdem gelang ihr auf dem 1992 erschienenen Album „99.9 F“ eine elegante und aufregende Kombination von Elektrosounds und Gitarren-Songs – die jedoch begeisterte vor allem die Kritiker, die Fans reagierten verwirrt.

Die Künstlerin störte sich nicht besonders an den bescheidenen Verkäufen, ehelichte Mitchell Froom, den Produzenten der Platte, und gestattete sich einen ausgiebigen Babyurlaub.

Als ihre Tochter Ruby ein Jahr alt war, wurde Vega allerdings wirklich so schwermütig, wie man es ihr immer unterstellt hatte. Daß ein Kind soviel Zeit und Energie beansprucht, hatte sie nicht erwartet: „Ich sagte mir, hey, was tue ich hier eigentlich? Mir ist nur noch dieses kleine Ding als Publikum geblieben, und Lieder wollen mir nicht mehr einfallen,

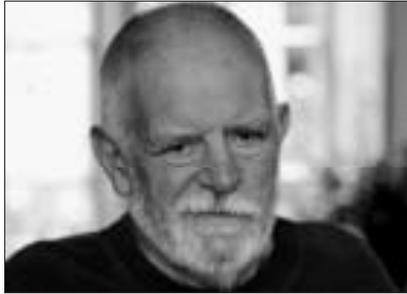
weil da unentwegt jemand Milch! Milch! Milch! krakeelt.“

Irgendwann beruhigte sich Vega wieder, und vielleicht, so sagt sie, „war das der Moment, in dem ich wirklich erwachsen wurde“. Die neue Platte schrieb sie in den Stunden, in denen kein Babygeschrei ertönte. Statt tagelang über die richtigen Textzeilen nachzugrübeln, kaufte sie sich einen Stapel Wörterbücher. Die neuen Lieder sang sie jeden Abend ihrer Tochter vor, und als die statt „Mama, Milch“ endlich „Mama, Songs“ brüllte, wußte sie, daß die Platte gut ist.

Nur ordentliche Liebeslieder mag Vega immer noch nicht schreiben: „Dieser Planet ist zugemüllt mit Songs, die dir verkünden ‚I love you, I love you, und überhaupt: I love you‘“, sagt sie, „warum sollte ich da auch noch mitmischen?“ □

Gestorben

Helmut Heißenbüttel, 75. Wie stark seine Präsenz und die seiner Epigonen in der deutschen Literatur der siebziger und achtziger Jahre war, ist heute kaum



nachzuvollziehen. Als Essayist und Redakteur beim Süddeutschen Rundfunk (1957 bis 1981), aber auch als Praktiker („Das Textbuch“) hat Heißenbüttel eine sprachskeptische Schreibform propagiert, deren Dogmen mitunter von purer Banalität nicht weit entfernt waren: „Ohne Nachdenken ... läßt sich heute literarisch kein Satz mehr bilden.“ Seine Textexperimente basierten auf der Überzeugung, daß Literatur „es mit nichts anderem als mit Sprache zu tun hat“. Bloß nichts erzählen! Immerhin: Auf den Krimi hat er nie etwas kommen lassen. Helmut Heißenbüttel starb am vergangenen Donnerstag in Glückstadt.

Marianne Bachmeier, 46. „Hoffentlich ist er tot“, sagte sie. Er war tot. Sie hatte Klaus Grabowski, 35, den Mann, der ihre Tochter Anna, 7, getötet hatte, am 6. März 1981 in einem Lübecker Gerichtssaal erschossen. Im Prozeß, in dem Bachmeier 1983 zu sechs Jahren verurteilt wurde, sagte eine Sachverständige über sie, sie sei immer Beute egoistischer Männer gewesen. Doch nun hatten ihre Tat und ihr Aussehen sie zu einem glänzenden Geschäft, zur Beute der Medien gemacht. Sie wurde schonungslos vermarktet, wehrte sich dagegen und gewöhnte sich daran. Marianne Bachmeier, die im Juni dieses Jahres über ihre unheilbare Krebskrankheit unterrichtet wurde und die letzten Monate ihres Lebens filmen ließ, starb am Dienstag vergangener Woche in Lübeck.



Spiro T. Agnew, 77. „Wer ein hohes Amt in Maryland ausübt“, lautet eine örtliche Redensart, „muß entweder reich oder korrupt sein.“ Agnew, Sohn eines

griechischen Einwanderers, der sich als Obstverkäufer auf der Straße hatte durchschlagen müssen, war nie reich. Als Gouverneur des kleinen Bundesstaates ließ er in den sechziger Jahren so gnadenlos auf Vietnamkriegsgegner und Bürgerrechtler einprügeln, daß Richard Nixon ihn zu seinem Vizepräsidenten machte. Er nutzte das Amt, um sich als Wortführer jener schweigenden Mehrheit zu profilieren, die Nixons Macht absicherte. Unterstützt von seinem genialen Redenschreiber William Safire („nörgelnde Nabobs des Negativismus“), begann er einen verbalen Kreuzzug gegen Demokraten und Hippies, Liberale und Journalisten. Obwohl er keinen Anteil am Watergate-Skandal seines Chefs hatte, fiel er der Affäre zum Opfer. Eine Untersuchung seiner Amtszeit in Maryland förderte Geldgeschenke von Unternehmern zutage, die zuvor Staatsaufträge erhalten hatten – nichts Ungewöhnliches in Maryland, aber tödlich im Watergate-Klima. Spiro Agnew, der 1973, zehn Monate vor Nixon, zurücktreten mußte, starb vergangenen Dienstag in einem Hospital bei Ocean City.



McGeorge Bundy, 77. Er war der Inbegriff des Neuengland-Adels: protestantisch, gebildeter und von respektablem Wohlstand als sein Schulfreund John F. Kennedy, der Sohn neureicher irischer Emporkömmlinge. Überdies war er Republikaner, ein analytischer Kopf, blitzgescheit, aber auch arrogant, zuweilen verletzend und, wie ein anderer Schulkamerad schrieb, bereits im Alter von zwölf Jahren in der Lage, das Amt eines Deans der Harvard-Universität zu übernehmen, was ihm 20 Jahre später wirklich gelang. Als Sicherheitsberater von Kennedy und dessen Nachfolger Lyndon Johnson nahm er als erster in jener Reihe von Harvard-Professoren (Kissinger, Brzezinski) einen Posten ein, der bei akademischen Kollegen in aller Welt die Illusion nährte, auch sie könnten eines Tages vielleicht richtige Macht ausüben. Bundy tat das – und schadete seinem Land: Der kompromißlose Kalte Krieger betrieb von seinem Büro im Keller des Weißen Hauses aus die Eskalation des US-Einsatzes in Vietnam und erkannte erst 1968, mehr als zwei Jahre nach seinem Ausscheiden, daß der Preis dafür „viel zu hoch“ gewesen war. McGeorge Bundy starb vergangenen Montag in Boston.



Kenar-Werbepplakat

Elizabeth II., 70, Königin von England, ist die Siegerin im Modekrieg, so will es wenigstens die New Yorker Modefirma Kenar. Das Unternehmen startet jetzt eine Plakat- und Anzeigenkampagne mit dem Supermodel **Linda Evangelista**, 31, beim Armdrücken mit einer Doppelgängerin Ihrer Majestät. Die Königin sei ausgewählt worden, so ließ Kenar verlauten, weil sie „extrem cool mit den jungen Leuten umgeht“. Sie sei eine Ikone, und „ihr Sinn für unaufdringliche Kleidung ist im Augenblick sehr in Mode“. Die „Queen“, auf den Plakaten und in den Anzeigen dargestellt von Mary Reynolds, trägt neben Perlenkette, Brosche und Diadem eines jener Modellkleider, das, von der echten Königin getragen, so die *Times*, sonst nur „zum Kichern reizt“.

Rich Galen, 49, PR-Manager der US-Republikaner, schreibt mit dem Mut der Verzweiflung gegen die miserablen Umfrageergebnisse des republikanischen Präsidentschaftskandidaten Bob Dole an. In einem Informationsbrief, adressiert an rund 100 konservative Talkshow-Moderatoren in Funk und Fernsehen, verwies Galen auf die Chaos-Theorie, um zu belegen, daß noch gar nichts verloren sei: „Ein Schmetterling, der in Argentinien mit den Flügeln schlägt, erzeugt einen Sturm in New Jersey. Wenn ein Weinglas zusammengedrückt wird, bricht es irgendwann“, so bildhaft der PR-Chef. „Bis dahin ist es wunderbar zu gebrauchen, dann ist es nur noch ein Scherbenhaufen.“ Was das mit dem Präsidentschaftswahlkampf zu tun hat? „Nach meinem festen Ein-

druck kommt die Zeit, da wird die Clinton-Kampagne genau wie das Glas augenblicklich und vollständig zusammenbrechen“, schrieb Dole-Zuarbeiter Galen an die unsicher gewordenen Sympathisanten: „Jetzt noch ist es eine Kampagne, im nächsten Augenblick erkennt man es nicht wieder.“



Miss Italia Mendez

Denny Mendez, 18, dunkelhäutige Miss Italia 1996, deren Krönung von Buhrufen und Pfiffen im Saal begleitet war, ließ sich von den Anfeindungen nach ihrer Wahl Anfang dieses Monats nicht unterkriegen. Die Schönheit aus der Karibik, seit fünf Jahren im Land, seit drei Monaten italienische Staatsbürgerin, tat mehr, als Schönheitsköniginnen gemeinhin tun. Sie stieg in die politische Arena. Zur Ausrufung des norditalienischen Sezessionsstaates durch den Liga-Nord-Chef Bossi am vorvergangenen Sonntag erschien auch die bella Signorina auf einer der zahlreichen Gegenkundgebungen im ganzen Land. In der Andreas-Hofer-Stadt Mantua verlas Denny Mendez eine Botschaft des Bürgermeisters der süditalienischen Stadt Caserta, in der eine Partnerschaft mit Mantua angekündigt wird. *La Stampa* ernannte daraufhin Miss Italia kurzerhand zur „Botschafterin des Südens“.

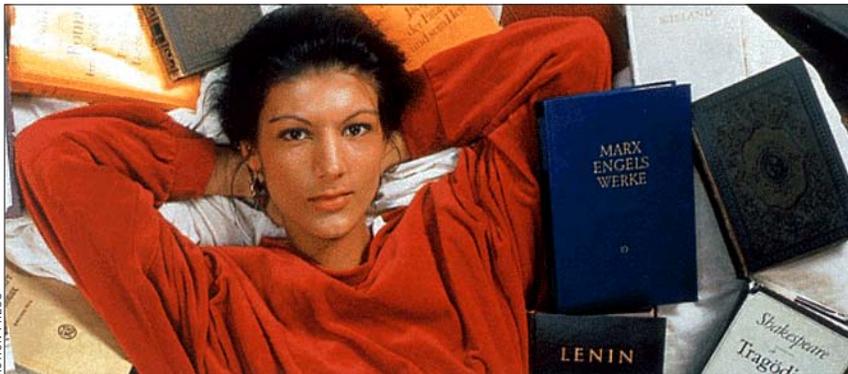


Schröder, Köpf

Gerhard Schröder, 52, niedersächsischer Ministerpräsident, erhielt per TV eine Warnung. Im ARD-Frühstücksfernsehen hatte der Politiker die Frage des Interviewers, welches Tier er gern wäre, mit „Wolf“ beantwortet. Zum Ende der Morgen-Sendung sagte Moderator Sven Kunze „noch was Persönliches“: „Meine Tochter Klara ist krank. Würmchen, gute Besserung wünsch' ich dir. Übrigens, all diejenigen, die hoffen, ein Wolf zu werden, werden sich noch sehr wundern.“ Die Mutter von Kunzes Tochter Klara ist Doris Köpf, Schröders derzeitige Lebensgefährtin.

Sahra Wagenknecht, 26, Wortführerin der Kommunistischen Plattform in der PDS, treibt mit Kleidungsstücken Klassenkampf. Um das Überleben des ehemaligen FDJ-Blatts *Junge Welt* zu sichern, opferte sie bereits ihre „schönste Bluse“. Unter den Neulesern, so hatte die Kommunistin in einer Abo-Werbe-Anzeige versprochen, werde die Textilie („30 Prozent Baumwolle und 80 Prozent Marxismus“) verlost. Nun geht die rote Frontfrau noch weiter. Auf Nachfrage, wie viele Blusen sie herausrücken würde, wenn es die DDR wieder

Heidi Alm-Merk, 51, niedersächsische Justizministerin, bekam vergangenen Donnerstag durch die Tücken der Technik unverhofften Kontakt zum Volke. Während ihr gesamtes Ministerium auf einem Betriebsausflug weilte, eilte sie im Hause von Zimmer zu Zimmer, um einlaufende Telefonate entgegenzunehmen. Das Ministerium hat zwar erst kürzlich eine hochmoderne Telefonanlage installiert bekommen. Die aber ist so kompliziert, daß die technikscheue Ministerin nicht in der Lage war, die wichtigsten Apparate auf



Wagenknecht

gäbe, erklärte Wagenknecht in einem Interview für das Buch „Die Beweisaufnahme im Politbüroprozeß“: „Natürlich alle, die ich habe.“

Wolfgang Schüssel, 51, Vorsitzender der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) und Außenminister, hat sich für den Europawahlkampf ein ungewöhnliches Wahlgeschenk einfallen lassen. Neben vielerlei Krimskrams wie Bierdeckeln, Wasserbällen oder Sonnencremes („Damit Sie nicht rot werden“) als Erinnerungsstützen für die Wähler wird auch eine CD unters Volk gebracht, die ein populäres Vorurteil bestätigen könnte: Politiker erzählen Märchen. „Wolfgang Schüssel und seine Freunde“, so lautet der Titel der Doppel-CD, „lesen 15 Märchen aus EU-Ländern.“ Die Märchenstunde dauert zwei Stunden.

Cover der Schüssel-CD



ihre Tischtelefon umzuleiten. In einem Nebenzimmer hatte Alm-Merk plötzlich einen Bürger am Apparat, der sich über einen vermeintlichen Gefängnisausbrecher und die angeblich lasche Justiz beschweren wollte. Geduldig erklärte Alm-Merk dem Anrufer, daß der Entflohene aus einer psychiatrischen Anstalt entwichen war – dafür sei das Justizministerium gar nicht zuständig. Den erbosten Bürger beeindruckte das wenig, er schimpfte erst mal weiter. „Zum Glück“, sagt Alm-Merk, „habe ich ihm nicht gesagt, daß er mit der Ministerin persönlich spricht, sonst hätte er gar nicht mehr aufgehört.“

Jürgen Möllemann, 51, Vorsitzender der FDP in Nordrhein-Westfalen, Bundestagsabgeordneter und Aufsichtsrat des Gelsenkirchener Traditionsvereins Schalke 04, versuchte, allerdings vergebens, auch beim Fußball wirtschaftsliberales Profil zu zeigen. Leider seien bei seinem Verein die Spitzenkicker Yuri Mulder und Marc Wilmots ausgefallen, berichtete er vergangene Woche bei einem Treffen mit Koalitionspolitikern in Bonn. Er werde sich nun dafür einsetzen, daß bei den Stars die Kürzung der Lohnfortzahlung für Kranke wirksam werde. Die Fußballer müssen trotzdem nicht darben: Für sie gelten die umstrittenen, von der Bonner FDP forcierten Gesetzesänderungen gar nicht – die Ersatzleistungen für Kranke sind vertraglich geregelt.

MONTAG 23.9.

19.25 – 21.00 Uhr ZDF

Alarmcode 112

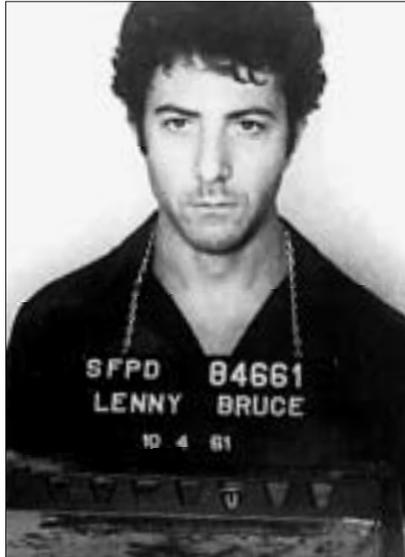
Was die Privaten an Niveaueinsparung fabrizieren, das können wir auch, müssen sich die Mainzer gedacht haben, als sie diese Feuerwehrserie produzieren ließen (Buch: Rainer Berg, Regie in diesem Pilotfilm: Marijan D. Vajda). Aus allen B-Rohren der platten Action-Dramaturgie wird gelöscht, was vielleicht interessant auflodern könnte. Die Crew aus vier jungen Feuerwehrleuten, die an einer Berliner Wache ihren Dienst antreten, hat zumindest im Pilotfilm keine Gelegenheit, etwaiges schauspielerisches Talent zu entfalten. Die Klischees der Handlung sind zu übermächtig, die Dialoge zu einfältig.

20.45 – 22.30 Uhr Arte

Lenny

Lenny Bruce, Sohn einer jüdischen Tingle-Tangel-Comedienne aus Long Island, mit einer Stripperin verheiratet, war so lange ein kleines Licht auf den amerikanischen Kabarettbühnen, bis er

1960 die schon halboffene Tür der Sexualmoral als Entree zur großen Karriere begriff. Aus der Kluft zwischen liberalerer Nachtclub-Öffentlichkeit und überalterter Justiz, die Umgangssprache aus erogenen Zonen tabuisierte, bezog seine Komik die Wirkung und sein



„Lenny“-Darsteller Hoffman

Star-Image die Leuchtkraft. Ständig von der Polizei observiert, in beinahe jeder Stadt in Handschellen vor den Kadi geschleppt, machte er schließlich die Szene zum Tribunal und umgekehrt. Er zelebrierte dem Richter seine verbale Pornoshow und verlas danach auf der Bühne die Gerichtsprotokolle. Daß er in diesem Spannungsfeld, überfordert, in den Drogentod schlittern mußte, wie es sein postumer Mythos und der Film nahelegen, ist wohl eine Simplifikation. Regisseur Bob Fosse („Cabaret“) schuf in der Form einer Schwarzweißdokumentation eine brave Zelluloid-Biographie, unterbrochen durch fiktive Tonbandinterviews mit den Hinterbliebenen: Manager, Mutter und Frau (USA 1974, mit Dustin Hoffman in der Hauptrolle).

21.00 – 21.40 Uhr ARD

Report

Aus München: Rasierschaum statt Antibiotika – Rezeptbetrug leicht gemacht / Das große Bauernsterben – die deutsche Landwirtschaft in der Krise / Der Tanz auf dem Vulkan – die Eskalation des Braunkohlenstreits in NRW.

DIENSTAG 24.9.

Von 15.50 Uhr an ZDF/RTL

Fußball

Dreimal Rückspiele im Uefa-Pokal: Karlsruhe – Rapid Bukarest (15.50 Uhr, ZDF, Hinspiel: 0:1 für die Rumänen, Hamburger SV – Celtic Glasgow (18.15 Uhr, ZDF, Hinspiel: 2:0 für die Hanseaten, jaawoll). Bayern München – FC Valencia (20.30 Uhr, RTL, Hinspiel: eine 0:3-Niederlage der Lederhosen, nördlich der Weißwurst flossen die Krokodilstränen).

20.15 – 21.05 Uhr ARD

Adelheid und ihre Mörder

Als ausgesprochen fischige Fischerin im Haifischbecken der Schurken erscheint die plietsche Kripeschreibkraft Adelheid Möbius (Evelyn Hamann) in dieser Serienwiederholung. Norddeutscher Eigenart folgend, bekommt sie den spitzen Mund nur auseinander, wenn sie etwas will. Ansonsten grient sie süffisant – so spröde sind erfolgreiche Frauen.

22.05 – 22.30 Uhr ARD

Mit einem Bein im Grab

... kann man schlecht stehen oder in Frieden ruhen. Aber letzteres hätte die mißratene Comedy vor ihrem geplanten Ende schon jetzt verdient.

22.05 – 24.00 Uhr RTL 2

Das Messer am Ufer

Tim Hunters Film (USA 1986) sieht sich an, als habe man Nicholas Rays „... denn sie wissen nicht, was sie tun“ aus den fünfziger in die achtziger Jahre transponiert. Eine Kleinstadt, irgendwo in Oregon, jugendliche Monster bevölkern die abartige Idylle. Inmitten hilfloser Eltern und zerstörter Familienverhältnisse verliert sich als einzige positive Gestalt ein naiv gebliebener angegrauter Hippie-Lehrer. Ansonsten hat Gewalt immer das letzte Wort. Samson, ein ganz normal verhaltensgestörter High-School-Boy, erwürgt seine Freundin. Und obwohl seine Spießgesellen diese „verdammte gern hatten“, halten sie es für ihre Freundespflicht, Samson vor dem elektrischen Stuhl zu bewahren.

23.00 – 0.45 Uhr West III

Die dritte Generation

Die erste Generation der Revolutionäre, erklärte der Regisseur dieses Films, Rainer Werner Fassbinder, sei die von 1968, die zweite die RAF gewesen. Die dritte Generation, von der Fassbinders Burleske (BRD 1979) handelt, betreibt Aktionismus als Selbstzweck, ohne Motive

und konkrete Ziele, ohne eine gesellschaftliche Utopie und ohne echte Verzweiflung. So porträtiert sein Film eine Gruppe wackerer Polit-Chaoten, deren sinnlose und immer blutiger werdenden Aktionen meist nicht klappen. Eine Terror-Lady (Hanna Schygulla) schläft abwechselnd mit ihrem Mann und dessen Vater, eine andere rezitiert sich per Tonband schwärmerisch eine fremde Identität herbei und unterwirft sich



„Die dritte Generation“-Darsteller Constantine, Bohm

dann dem erstbesten Macho. Fassbinders böse Logik macht die Terroristen zu Marionetten: Ihren Zusammenschluß hat auf Anregung eines Kommissars (Hark Bohm) ein Industrieller (Eddie Constantine) eingefädelt.

MITTWOCH 25.9.

17.05/20.15 Uhr ZDF/RTL

Fußball

Borussia Mönchengladbach gegen Arsenal London (17.05 Uhr, ZDF, Hinspiel: 3:2 für die Fohlen). Champions League: Steaua Bukarest – Borussia Dortmund (20.15 Uhr, RTL).

20.15 – 21.45 Uhr ARD

Ärzte

... setzen sich im Fernsehen oft in die eigenen Pflasterkästen. Diesmal erfährt Frau Dr. Martin (Senta Berger), daß ihre Tochter (Julia Brendler) von deren Lehrer (Giulio Ricciarelli) schwanger ist. Es kommt zu einer Frühgeburt.

21.45 – 22.30 Uhr ARD

Angst – Mißtrauen – Haß

Dokumentation über die bisherige Arbeit der Gauck-Behörde.

22.15 – 23.00 Uhr ZDF

Wo, bitte, geht's zur Macht?

Christhard Läßle und Klaus Prömpers berichten über die Dauerkrise der SPD.

23.00 – 0.40 Uhr ARD

Die Detektivin

Die Lady ist ein Tramp. Sie raucht Kette, flucht, beleidigt ihren Chef und fährt auch mit 40 noch Mofa ohne Helm. Und sie schläft, mit wem sie will, Mann oder Frau. Maxime Chabrier ist Detek-

tivin in Paris, eine energische Nachfahrin der Herren Philip Marlowe und Sam Spade. Daß sie einen schwierigen Fall ebensogut aufklären kann wie jeder Filmnoir-Schnüffler, darf Maxime beweisen. Aber der von Tonie Marshall inszenierte Film (Frankreich 1993) ist weniger ein Krimi als eine Eine-Frau-Show der Schauspielerin Anémone. Die stattet ihre Maxime mit soviel verknautschtem Charme aus, daß man ihr alles Geblaffe verzeiht. Die Lady ist ein Champ.



Anémone

DONNERSTAG 26.9.

14.00 – 15.00 Uhr RTL

Bärbel Schäfer

Thema: „Jetzt dreh' ich meinen Porno selbst.“ Das richtige Thema, wenn Kinder am Nachmittag zusehen?

20.00 – 21.35 Uhr Kabel 1

Phase IV

Ameisen sind fleißige Tiere, gute Waldpolizisten, lästige Krabbler, wenn sie unter das Hosenbein schlüpfen. In diesem Science-fiction-Film (Großbritannien 1973) wird das Geziefer jedoch richtig bedrohlich. Besorgt beobachten zwei Wissenschaftler die rasche Vermehrung der Insekten, gigantische Ameisentürme entstehen. Die FAZ beeindruckte, wie in dem Ameisen-Epos Kameraspezialisten mit absurder Akribie sich ein Vergnügen daraus gemacht hätten, Tierbeobachtung „in ein Gemisch aus Faszination und Horror um-

zupolen“. Mal erscheinen die Krabbler mannsgrößer, ein anderes Mal so klein, wie man sie aus der Natur kennt.



„Phase IV“-Szenenfoto

20.15 – 22.30 Uhr ARD

Fußball

Roter Stern Belgrad gegen 1. FC Kaiserslautern. Das Hinspiel im Pokal der Pokalsieger gewannen die Betzenberger 1:0.

23.00 – 1.00 Uhr West III

Deutschland im Herbst

Berühmter Episodenfilm über die Reaktion im linken Intellektuellenmilieu auf die Ermordung des Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer durch Terroristen, die Befreiung der entführten Lufthansa-Maschine in Mogadischu und den anschließenden Selbstmord der in Stammheim inhaftierten Terroristen Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Ulrike Meinhof. In Alexander Kluges Beitrag versucht eine mit dem Spaten ausgerüstete Geschichtslehrerin nach den historischen Wurzeln der Realität zu graben. Volker Schlöndorff zeigt, wie feige Fernsehgewaltige Sophokles' „Antigone“ aus Angst vor der Auseinandersetzung mit Gewalt absetzen. Rainer Werner Fassbinder dagegen geht mit sich selbst ins Gericht: Als ihn die Nachricht vom Selbstmord in Stammheim erreicht, präsentiert er sich heulend, saufend und Kokain schnupfend. In lautstarken Diskussionen mit seiner Mutter artikuliert er seine Verwirrung und Verzweiflung über den Zustand der Demokratie.

FREITAG 27.9.

20.15 – 21.15 Uhr ARD

Schön war die Zeit

Junge, sie kommen wieder, die Fregatten einer TV-Vergangenheit, die nicht vergehen will: Heidi Kabel, Jürgen Roland ... Grund: Freddy Quinn wird 65.

21.15 – 21.45 Uhr ZDF

Aus der Traum?

„In Kasachstan waren wir die Deutschen, hier in Gifhorn sind wir die Rus-

sen“, faßt der 18jährige Nikolaj Denis die Probleme der Aussiedler zusammen. Die Dokumentation von Ingeborg Jacobs zeigt, wie beschwerlich der Weg für die Aussiedler bis zur Eingliederung in Deutschland ist. Die Autorin begleitet vier Familien.

23.50 – 1.30 Uhr Pro Sieben

Der tödliche Freund

Eine moderne Variante des Frankenstein-Mythos: Weil die attraktive junge Nachbarstochter Samantha von ihrem trunksüchtigen Vater umgebracht wur-

de, pflanzt ihr Freund der Toten das Gehirn eines Roboters ein. Die Folgen sind gefährlich: Samantha schreitet zum Vtermord. Das klingt nach üblichen Gruseffekten und jeder Menge bekannter Horror-Klischees. Aber die *Süddeutsche* lobte Wes Cavens Kinowerk (USA 1986): „Deutlich zielt der Regisseur mit seinem billig produzierten Film auf ein jugendliches Publikum. Aber anders als viele andere, die diesen Markt und dieses Genre bedienen, geht er nicht nur sorgfältig, sondern vor allem mit Witz, Ironie und Einfühlungsvermögen in die Welt der Teenager vor.“

SAMSTAG 28.9.

20.00 – 22.25 Uhr Pro Sieben

Mrs. Doubtfire – Das stachelige Kindermädchen

Frisch geschiedene Frauen sollten aufpassen, wenn sie für ihre Kinder eine Betreuerin suchen, vielleicht steckt un-



„Mrs. Doubtfire“-Darsteller Williams

ter den Frauenkleidern ihr Ex-Mann. Die US-Komödie (1993, Regie: Chris Columbus) bezieht aus diesem Plot jede Menge reaktionären Witz, indem sie weismachen will, daß Väter bessere Mütter als Frauen, zumal ehrgeizige, sind. Mit Sally Field und Robin Williams in den Hauptrollen.

20.15 – 23.15 Uhr 3Sat

Land des Lächelns

„Immer nur lächeln und immer vergnügt ...“ – Franz Lehárs berühmte Operette in der Inszenierung von Klaus Maria Brandauer. Live aus der Wiener Volksoper.

22.00 – 22.45 Uhr West III

Spiele des Lebens

... sind in der Tierwelt grausam. Diese Dokumentation zeigt, wie der Nachwuchs von Meerasseln bis zur Geburt den Körper ihrer Mütter aufzehren. Menschenmütter empfinden das manchmal ähnlich.

SONNTAG 29.9.

13.25 – 14.10 Uhr West III

Philosophie heute

Die Hermeneutik ist ursprünglich die Kunst, die hermetischen Andeutungen zu verstehen, mit denen der Götterbote Hermes den Menschen die Botschaften seiner Chefs zukommen ließ. Heidegger-Biograph Rüdiger Safranski und Konstanze Brill porträtieren einen Gelehrten, der die Arbeit der Deutung und des Verstehens zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat: den in Heidelberg lebenden Philosophen Hans-Georg Gadamer. Es rührt, wenn man den 96jährigen Doyen deutscher Geistesgrößen die Rilke-Verse rezitieren hört, die er seinem Hauptwerk „Wahrheit und Methode“ als Motto vorangestellt hat: „Solang du Selbstgeworfenes fängst, ist alles Geschicklichkeit und läßlicher Gewinn, erst wenn du plötzlich Fänger wirst des Balls, den eine ewige Mitspielerin dir zuwarf, deiner Mitte, in genau gekanntem Schwung, in einem jener Bögen aus Gottes großem Brückenbau: erst dann ist Fangenkönnen ein Vermögen – nicht deines, einer Welt ...“

20.15 – 21.45 Uhr ARD

Tatort: Bienzle und der Traum vom Glück

Die Stereotypen des für tot erklärten Klassenkampfes haben im guten alten

Tatort überlebt. Unternehmer sind oft mörderisch fies, die da unten ausgebeutete arme, edle Schweine und die Kommissare scheinneutrale Staatsknechte, die erst nach harten Ermittlungsschlachten lernen, daß sie objektiv an die Seite des Proletariats gehören. Auch Felix Hubys gelungener Krimi (Regie: Dieter Schlotterbeck) folgt dieser Melodie: Üble Machenschaften raffgieriger Kapitalisten-Mafiosi – sie verbud-



„Tatort“-Darstellerin Fitz

deln Giftmüll in einem Steinbruch – gefährden nichtsahnende Arbeiter. Der Zukunftstraum eines englischen Leihmalochers und seiner deutschen Geliebten (Veronika Fitz) zerbricht: Der Mann stirbt durch Kontakt mit den kontaminierten Substanzen. Eindrucksvoll ist die Leistung der Fitz: Sie verwandelt sich von einer mild besorgten Liebenden in eine verzweifelte Rachegöttin.

DONNERSTAG

22.10 – 22.40 Uhr Vox

SPIEGEL TV EXTRA

El Pythonia

Mit Kornnattern, Pythons und Vogelspinnen tritt Peggy Seifert in Diskos auf.

FREITAG

22.10 – 22.45 Uhr Vox

SPIEGEL TV INTERVIEW

Thommy Ohrner

Ab diesem Monat moderiert der TV-Sonnyboy erstmals die „Versteckte Kamera“.

22.50 – 23.35 Uhr Vox

FREITAGNACHT

Millionen mit dem Kuschtier

Kommissar Rex und Willy Wuff haben ihren Herrchen längst den Rang abgelassen. Zu Gast: Prominente Tiere und ihre Besitzer.

SAMSTAG

22.25 – 23.55 Uhr Vox

SPIEGEL TV SPECIAL

Der Untergang der „Estonia“

Am zweiten Jahrestag des „Estonia“-Unglücks zieht SPIEGEL TV eine Bilanz der Ermittlungsarbeit und stellt das Untersuchungsergebnis einer Expertengruppe vor.

SONNTAG

22.15 – 22.55 Uhr RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Nicht rechtskräftig? – Die Trickserien um die Nürnberger Kriegsverbrecherurteile / Ein Dorf unter Mordverdacht – Gen-Detektive ermitteln / Lebeds kriegerische Kinder – die Kadettenschmiede von Kronstadt.

23.00 – 23.30 Uhr Sat 1

SPIEGEL TV REPORTAGE

Schuld und Sühne des Albert Speer

SPIEGEL-TV-Autor Michael Kloft rekonstruiert die Karriere des Lieblingsarchitekten von Hitler, sein Ringen mit der Wahrheit und wie er in Nürnberg seinen Hals rettete.



Nazi-Architekt Speer (1945)

Die *Schweriner Volkszeitung* über das Werk des Künstlers Alexander Hässner: „Der Vergleich mit dem großen Riesen der griechischen Mythologie läßt keine Illusion zu: der schmerzhafteste Prozeß des Zueinander, Miteinander, Gegeneinander, Ohneeinander, Füreinander, wie von einem Prokrustes verbogen, vergewaltigt, verstümmelt kann jeden von uns treffen.“

□

September-Angebot für Paare – 529 DM

Uhren des »XII. Parteitages der SED«

(Damen- und Herrenuhr mit gleicher Seriennummer)

Einzelstück: 299 DM (normal)

Bestellungen: Telefon 030 - 64 19 79 43, Fax 030 - 23 28 135
Angebot gilt für Bestellungen bis 3. Oktober 1996

Aus einer Anzeige im *Neuen Deutschland*

□

Aus der *taz*: „Dennoch ist das zeiträumliche Zusammenstürzen sich eigentlich ausschließender Begründungssysteme unterschiedlichster Ethnien in den Metropolen der Welt ein überdeutliches Phänomen und sicher ein zukünftiges Problem.“

□

»Extrem-Abenteurer leben länger – wenn sie nicht verunglücken.«

Dr. David Weeks, Neuropsychologe am Royal Edinburgh Hospital.

Aus *Geo Saison*

□

Aus dem Flensburger *sh:z*-Magazin: „Privatdetektivin V. I. Warshawski (Kathleen Turner) wird beauftragt, den mysteriösen Mord ihres Vaters aufzuklären. Zusammen machen sich die beiden auf die Suche nach dem Täter und werden um ein Haar selbst Opfer einer tödlichen Intrige. – Intelligenter Detektivfilm.“

□

Schattenbilder

Herstellen von Silhouetten wie vor 250 Jahren. Der Profilschatten wird mit Hilfe eines Dia-Projektors an die Wand geworfen, auf schwarzes Papier gezeichnet und ausgeschnitten.

Aus dem Programm der „Wetzlarer Kinder-Kultur-Tage“

□



Einer für DM 14,80
Die Wegwerfkamera.
Vor 15 Jahren in Japan
erfunden. Seither warten die Fotografen auf den ersten Wegwerkjapaner.

Aus dem *FAZ*-Magazin

Zitate

Helmut Schmidt, Alt-Bundeskanzler und Mitherausgeber der *Zeit*, in seinem neuen Buch „Weggefährten“ über SPIEGEL-Herausgeber Rudolf Augstein und den SPIEGEL:

Was aber auch immer am SPIEGEL zu kritisieren sein mag, eines steht für mich außer Zweifel: Ohne den SPIEGEL wäre manche üble Affäre und mancher Betrug am Parlament und an der öffentlichen Meinung unentdeckt und ungeahndet geblieben. Insofern ist das Blatt ein gewichtiger Machtfaktor. Allein seine Existenz zwingt manchen zur Einhaltung von Gesetz und Spielregeln, der sonst geneigt wäre, über die Stränge zu schlagen. Und weil auf die Dauer keine Demokratie ohne kritische oder oppositionelle Medien lebensfähig wäre, so ist der SPIEGEL ein wichtiger Faktor des öffentlichen Lebens in Deutschland. Das verdankt sich vor allem Rudolf Augstein selbst. Ohne Augstein wäre der SPIEGEL nicht entstanden; ohne ihn wäre er nicht, was er heute ist – und es ist fraglich, ob es in Zukunft einmal diesen SPIEGEL ohne Augstein geben kann. Es sind Augsteins journalistisches Genie und zugleich seine Leidenschaft für Freiheit und Recht, die zusammen seine Leistung möglich gemacht haben. Dafür muß man ihn loben – trotz seines Sarkasmus und Zynismus, zu denen er sich selbst gelegentlich fröhlich bekannt hat. Der SPIEGEL hat keinen Papst, keinen Bundeskanzler, keinen amerikanischen Präsidenten oder sowjetischen Generalsekretär verschont. Er hat Schriftsteller, Künstler, Wissenschaftler, Ärzte, Richter, Unternehmer und Gewerkschafter kritisiert – nur Augstein selbst scheint verschont geblieben zu sein. Auch ich bin im Laufe meines politischen Lebens keineswegs unbehelligt geblieben.

Die *Stuttgarter Zeitung* unter der Überschrift „Ein Montag könnte für Hans-Olaf Henkel Schicksalstag sein. Am 23. September ist Präsidiumssitzung in Köln – und in Hamburg erscheint der SPIEGEL“ zu den SPIEGEL-Berichten AFFÄREN – INDUSTRIE-PRÄSIDENT HANS-OLAF HENKEL IN NOT (Nr. 31/1996) und AFFÄREN – BDI-PRÄSIDENT HENKEL UNTER DRUCK (Nr. 32/1996):

Seit Wochen ... erschüttern Berichte des Hamburger Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL den Ruf Henkels und damit auch das Ansehen des ehrwürdigen BDI ... Die Präsidiumssitzung wird deshalb zur Nagelprobe. Die Spitzenvertreter der deutschen Industrie müssen sich entscheiden: Glauben sie den Beteuerungen eines der Ihren mehr als den Recherchen des Hamburger Magazins?